3 1761 07065390 2

From the Library of

Henry Tresawna Gerrans

Fellow of Worcester College, Oxford

1882-1921

Given to University of Toronto Library.

By his Wife

BINDING LIST AUG 1 1923
Toronto Book-Binding Co.

Memoirenbibliothek

III. Serie Band 1

W. Weressájew

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg

1

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/meineerlebnissei00vere

В. Вересаевъ

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg

Von W. Weressájew

Mit Erlaubnis des Verfassers übersetzt von
L. Meerowitsch und Dr. J. Bürli

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

176968
13/12/29

Siebte unveränderte Auflage

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

M. T. GERRANS,
WORCESTER COLLEGE,
OXFORD.

DS
517
.9
S465
1908

Vorwort.

Das vorliegende, zum erstenmal in deutscher Sprache erscheinende Buch stammt aus der Feder des schon durch seine »Bekenntnisse eines Arztes« beim deutschen Publikum rühmlichst bekannten russischen Arztes und Schriftstellers Dr. W. Weressájew.

Im Jahre 1904, nach Beginn des russisch-japanischen Krieges, wurde der Verfasser als Reservearzt in den aktiven Dienst einberufen und einem Feldspital im fernen Osten zugeteilt. Während des Krieges fanden sein scharfes Beobachtungstalent und sein kritischer Sinn reichlich Gelegenheit, sich zu betätigen, und als Frucht seiner Erlebnisse und Beobachtungen erschien das vorliegende Buch, das bei seinem Erscheinen in Rußland großes Aufsehen machte.

Obwohl der Verfasser nicht als Kombattant, sondern nur als Militärarzt am Kriege teilnahm, hatte er doch beständig Gelegenheit, tiefe Einblicke in jene dunkeln und schmutzigen Winkel zu tun, die als »russische Zustände« eine traurige internationale Berühmtheit erlangt haben. Und die Mißwirtschaft, welche da überall unter dem Szepter des „papierenen Gottes" herrschte, erschien ihm so entsetzlich, daß er unmöglich dazu schweigen konnte und sich entschloß, seine Erlebnisse und Eindrücke zu veröffentlichen,

da er nur auf diese Weise eine Beseitigung der schreiendsten Uebelstände zu erzielen hoffte.

Was der Verfasser im Kriege beobachtet hat, das haben tausend und tausend andere auch gesehen, aber ihm allein gebührt das Verdienst, ein klares Licht über jenes Treiben in der russischen Armee verbreitet zu haben. Das russische Volk wußte längst, daß sein Heer von einer bedenklichen Fäulnis angesteckt sei, obwohl ihm das niemand öffentlich zu sagen gewagt hatte. Erst Wereßájew zog in einem zusammenhängenden Bericht Hülle um Hülle von dem abstoßenden Bilde, bis es in seiner ganzen empörenden Nacktheit vor aller Augen stand.

In schlichter, aber äußerst anschaulicher Weise illustriert der Verfasser erst die sich überall in der Armee breit machende Sucht nach Bereicherung, die mit grenzenloser Frechheit betriebene Rechnungsfälschung, die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit selbst der höchsten Offiziere und Beamten. Er zeigt, wie das arme russische Volk unter tausend Leiden, mit Gut und Blut, für all diese Sünden zu büßen hat, und wie die weltgeschichtliche Katastrophe sich vorbereitet. Diese kommt mit zwingender Notwendigkeit: die vieltägige Schlacht bei Mukden wird von den Russen verloren. Aus einer Hölle von Rauch und Blut, in wahnsinniger Angst flüchtet das riesige Heer. Hier erhebt sich Wereßájews Darstellung zu einer hohen künstlerischen Leistung von hinreißender Kraft.

Und nun rächt sich alles, alles. Die Soldaten beschimpfen und bedrohen ihre Offiziere, die Offiziere verhöhnen ihre Generäle, — alle Autorität und Disziplin hören auf, das ganze Heer ist nur noch ein chaotischer unabsehbarer Haufen von 500 000 Meuterern.

In diese Anarchie bringt schließlich bloß noch das revolutionäre Streikkomitee einige Ordnung, indem es den Eisenbahndienst übernimmt und die Heimbeförderung der geschlagenen Armee organisiert.

So ist das Gemälde, das Weressájew vor uns entwirft, und dessen vollständige Wahrhaftigkeit in Rußland gewissermaßen amtlich bestätigt wurde: die Zensurbehörde hat nur einige wenige, besonders schmerzhafte Stellen unterdrückt, die aber in dieser deutschen Ausgabe wieder ihren Platz gefunden haben. Es sei auch an dieser Stelle dem Herrn Verfasser für die Bereitwilligkeit, mit welcher er uns den zensierten Text zur Verfügung stellte, herzlichst gedankt.

Andererseits hat sich die Verlagsbuchhandlung genötigt gesehen, aus äußeren Gründen da und dort kleine Abschnitte zu streichen. Es konnte dies umso unbedenklicher geschehen, als das Original Wiederholungen und Weitschweifigkeiten enthält, die der deutsche Leser nicht vermissen wird.

Bern, im Sommer 1908.

L. Meerowitsch.

Dr. J. Bürli.

Inhalt.

Seite

Daheim.

Der Ausbruch des Krieges. — Die Intelligenz wünscht der Regierung eine Niederlage. — Die Regierung inszeniert patriotische Kundgebungen. — Große japanische Erfolge und kleine russische Heldentaten. — Bureaukratismus bei der Mobilisierung der Reserve. — Die Militärärzte. — Man schickt Untaugliche in den Krieg. — Exzesse und Verzweiflungstaten 1

Auf dem Transport.

Wir fahren ab. — Andauernde Betrunkenheit der Mannschaften. — Disziplinlosigkeit. — Plündern und Stehlen ohne Ende. — Mangel an Lebensmitteln. — Anzeichen von Unzufriedenheit unter den Offizieren. — Ueber den Baikalsee. — Grimmige Kälte. — Vor dem ersten Oktober darf nicht geheizt werden! — Endlose Aufenthalte und größter Mangel an Lebensmitteln. — Meuterei. — An der chinesischen Grenze. — Angst vor den Chunguſen. — Man bereitet uns auf die skandalösen Zustände in der Front vor. — Pflichtvergessener Egoismus der höchsten Offiziere. — Charbin 19

In Mukden.

„Jetzt fängt der Blödsinn an". — Unglaubliche Wirtschaft im Lazarett. — Erlaubte und unerlaubte Diagnosen. — Mangel am Nötigsten. — Offiziere als Drückeberger. — Ein gewesener Polizeimeister als Hospitalinspektor!

Seite

— Gewissenlose Rücksichtslosigkeit des Statthalters. — Der kranke Soldat ein Paria. — Sultanoffs Krankenschwestern. — Abermals ein sinnloser Umzug 63

Die Schlacht am Schaho.

Wir werden in der Irre herumgeführt. — Plünderung chinesischer Felder. — Gewinnsüchtige Uebergriffe Sultanoffs. — Zur Untätigkeit während der Schlacht verurteilt. — Neue Plünderungen. — Ermordung von Chinesen. — Betrügereien des Oberarztes. — Wir bekommen Verwundete. — Beamtengemeinheit. — Sinnlose Evakuationen. — Mangel an Fürsorge für die Verwundeten. — An was für Helden der Statthalter Orden austeilt! — Spionage und Hinrichtungen. — Opfer von Irrtümern. — Chinesen darf man umbringen. — Wie unser Oberarzt sich am Plündern beteiligt. — Optimistische Täuschungen 90

In der Stellung bei Mukden.

I. Von Oktober bis November.

Weiberregiment. — Man plündert systematisch und im Großen. — Kuropatkins wirkungslose Befehle zur Einschränkung des Raubens. — Bei den Japanern wird nicht geplündert. — Unser Oberarzt und seine unsauberen Geschäftchen. — Beispiele von Unterschlagungen. — Man läßt Kranke im Dienst. — Neue Hin- und Hermärsche. — Vertreibung der Chinesen. — Schändung ihrer Gräber. — Unser Oberarzt zahlt Schweigegelder. — Ueberall unheilvolle Mißwirtschaft. — Das Sanitätskorps besteht größtenteils aus Nichtärzten. — Blüten der Bureaukratie. — Kranke Soldaten werden als Simulanten behandelt 131

In der Stellung bei Mukden.

II. Von Dezember bis Februar.

Günstlings- und Maitressen-Wirtschaft. — Nächtliche Schlacht mit einer Schweineherde. — Geistige Minderwertigkeit

Seite

der Soldaten und ihre Folgen. — Friedenssehnsucht. — Feigheit und Gewissenlosigkeit der Offiziere. — Unterschlagung von Liebesgaben. — Abermals eine Maitresse als „Schwester". — Man läßt die Verwundeten erfrieren. — Das leuchtende Vorbild der Japaner. — Folgen der Bureaukratie. — Eine Bahnfahrt 182

Die Schlacht bei Mukden.

Die Putiloffschen Schanzen. — Tagelanges Kämpfen. — Feige Offiziere. — Die Japaner umgehen unsere Flanke. — Ein verwundeter Japaner. — Wir marschieren rückwärts. — Szenen im Lazarett. — Allerlei Gerüchte. — Immer weiter zurück! — Wir verbrennen unsere Magazine. — Der Rückzug wird zur Flucht. — Die Japaner sind uns auf den Fersen. — Der Schnaps aus den Magazinen wird verteilt. Die Soldaten betrinken sich. — Japanische Kavallerie faßt uns im Rücken. — Panik, Flucht und Verwirrung 227

Auf der Mandarinenstraße.

Im wirren Durcheinander der Flucht. — Wie unser Korpskommandeur seine detachierten Abteilungen im Stich ließ. — Im Schrapnellfeuer. — Wilde Panik. — Bagagewagen werden von unsern Truppen geplündert. — Hohle Wortkünste der Heerführer. — Humanität der Chinesen. — Unsere Geschütze hat man bei Beginn der Schlacht in Sicherheit gebracht! — Blinder Alarm. — Beginnender Aufruhr im Heer. — In Telin 264

Irrfahrten.

Meuterei und Plünderung. — Die Vorgesetzten werden bedroht. — Haarsträubender Bureaukratismus auf Kosten der Armee. — Wie die Soldaten über das Ausrauben der Chinesen denken. — Davidoff bestiehlt die Kasse und verrät seine Leute, damit der Kassenwagen vom Feind genommen würde. — Kuropatkin abgesetzt; Linjewitsch

Seite

Oberbefehlshaber. — Die Japaner wissen besser als unsere Führer, wo die russischen Truppen stehen. — Viele Offiziere simulieren Verwundungen und legen sich Verbände an. — Sinnlose Marschbefehle. — Wir erwarten einen Ueberfall der Chunguſen 294

In Erwartung des Friedens.

Im Quartier an der Mandarinenstraße. — Die Auszeichnungen werden maßlos verschleudert. — Die Achtung vor den Orden geht verloren. — Sultanoffs Ordensvorschläge. — Ein Hauptmann stiehlt einem Chinesen sein Letztes. — Die mißhandelten Chinesen fangen an sich zu rächen. — Man befürchtet Ueberfälle der Chunguſen. — Dem Heer droht Hungersnot. — Hoffnungslose Stimmung. — Unruhen in Rußland. — Unsere letzte Hoffnung, die baltische Flotte, ist vernichtet. — Roosevelts Friedensvermittlung. — Widersprechende aufregende Nachrichten. — Unheilvolle Stimmung in der Armee 319

Der Friede.

„Hurra! Friede!" — Die Schwestern und die Feldscherer. — Die Sehnsucht nach Frauen. — Der Winter naht, und die Armee hat keine warmen Kleidungsstücke vorrätig. — Skandal in Sultanoffs Lazarett. — Das kaiserliche Konstitutions-Manifest. — „Wann geht es endlich heim?" — Die Haltung der Truppen wird täglich drohender. — 20000 Georgskreuze „für wackeres Aussehen". — Bureaukratische Kurzsichtigkeit. — Das Leben der Offiziere ist in Gefahr. — Ein trauriges Fazit 338

Nach Hause.

Anarchie in Charbin. — Offiziere werden von Soldaten mißhandelt und ermordet. — Wüste Unordnung beim Rücktransport der Offiziere. — Das Streikkomitee in

Seite

Mandschuria sorgt für geregelte Heimbeförderung der Armee. — Nachrichten über die Revolution. — Ein revolutionäres Komitee maßregelt vier Generäle. — Ein Pogrom in Irkutsk. — Hier herrscht noch die Militärverwaltung, daher Unordnung. — Wir bezahlen den Soldaten für unsere Plätze in einem guten Wagen. — Die Mannschaften sind Herren der Eisenbahnzüge und begehen zahllose Ausschreitungen. — Ueberall Aufruhr und Freiheitstaumel. — Das Ende 362

XIII

A.

W. Weressájew

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg

Erstes Kapitel.

Daheim.

Der Ausbruch des Krieges. — Die Intelligenz wünscht der Regierung eine Niederlage. — Die Regierung inszeniert patriotische Kundgebungen. — Große japanische Erfolge und kleine russische Heldentaten. — Bureaukratismus bei der Mobilisierung der Reserve. — Die Militärärzte. — Man schickt Untaugliche in den Krieg. — Exzesse und Verzweiflungstaten.

Japan hatte die diplomatischen Verbindungen mit Rußland abgebrochen. Auf der Reede von Port Arthur wurde die Besatzung der Kriegsschiffe inmitten des tiefsten Schlafes plötzlich durch das Krachen explodierender Minen geweckt, und im fernen Tschemulpo waren nach einem Titanenkampfe mit dem ganzen japanischen Geschwader die isolierten Kreuzer »Warjag« und »Koräez« in Grund gebohrt worden. Der Krieg hatte begonnen.

Was war die Ursache dieses Krieges? Niemand wußte es. Schon seit sechs Monaten waren Gerüchte im Umlauf von einer bevorstehenden Räumung der Mandschurei durch die Russen. Am Horizont hatten sich schwarze Wolken angesammelt, die sich immer dichter zusammenzogen. Ein Gewitter war im Anzuge. Mit bureaukratischer Ruhe, welche die Japaner reizen mußte, erwog unsere Regierung die Chancen für Krieg und Frieden. Endlich verlor Japan die Geduld und gab selbst den Ausschlag, indem es die Feindseligkeiten eröffnete.

Die patriotisch gesinnten Zeitungsmacher Rußlands waren fast außer sich vor kriegerischer Begeisterung und erhoben ein entsetzliches Geschrei über den infernalischen Treubruch und die asiatische Gemeinheit der Japaner, welche uns ohne Kriegserklärung angegriffen hatten. In allen größeren Städten kam es zu Manifestationen. Große Scharen zogen mit den Bildnissen des Kaisers auf den Straßen umher, johlten, riefen Hurra und sangen ‚Boch Zarja chrani!' (Gott erhalte den Zaren!). In den Theatern verlangte das Publikum ebenso beharrlich als einmütig die Nationalhymne zu hören. Die nach dem fernen Osten abgehenden Truppen erregten mit ihrem frischen, munteren Aussehen und der Begeisterung, mit welcher sie sich in den Kampf stürzten, die Bewunderung der Zeitungs-‚Schriftsteller'. Alle Schichten des russischen Volkes schienen von einem Sturme der Begeisterung und des Unwillens hingerissen zu sein.

So erschien die Sache aus der Ferne. Aber in der Nähe betrachtet, hatten die Dinge doch ein anderes Aussehen. Nirgends war bei den intelligenten Ständen eine feindselige Stimmung gegen die Japaner zu bemerken. Die Frage nach dem Ausgange des Krieges regte niemanden auf, und unsere Mißerfolge betrübten uns nicht. Im Gegenteil, in die Trauer über die in sinnloser und unnützer Weise Geopferten mischte sich etwas wie Schadenfreude. Viele sagten es offen, daß für Rußland nichts ersprießlicher wäre als eine gründliche Niederlage. Was hier in der Tat Staunen erregen konnte, was jetzt besonders scharf dem Beobachter in die Augen fiel, — das war die unabsehbar tiefe, allgemeine Feindschaft gegen die Regierung des eigenen Landes, welche den Krieg heraufbeschworen hatte. Sie führte das Volk gegen den Feind in

den Krieg, war aber selbst allen im höchsten Grade entfremdet und gerade der am meisten gehaßte Feind.

Auch die großen Massen hielten bei weitem nicht, was ihnen die patriotischen Zeitungen zuschrieben. Eine gewisse Begeisterung war allerdings im Anfange vorhanden, aber diese Begeisterung war nur schwach und oberflächlich, und von den auf der Bühne so frech und lärmend auftretenden Figuren konnte man hinter den Kulissen deutlich die sie bewegenden dicken Schnüre und Arme erkennen.

Zu dieser Zeit lebte ich in Moskau. In der Butterwoche* wohnte ich zufällig im Großen Theater einer Vorstellung des »Rigoletto« bei. Vor der Ouvertüre ertönten oben und unten einzelne Stimmen, welche die Nationalhymne verlangten. Der Vorhang ging in die Höhe, und der Chor sang die Hymne auf der Bühne. Als er zu Ende war, ertönte ein lautes ‚bis', und die Hymne mußte zum zweiten und dritten Male gesungen werden. Dann begann die Aufführung der Oper. Vor Beginn des letzten Aktes, als alle schon wieder auf ihren Plätzen saßen, ertönten plötzlich von neuem einige Stimmen aus verschiedenen Ecken: „Die Hymne, die Hymne!" Im Augenblick hob sich der Vorhang. Auf der Bühne standen im Halbkreise und im Opernkostüm die Choristen und sangen wieder dreimal die Hymne. Sonderbar! Wie bekannt, nimmt der Chor am letzten Akte des »Rigoletto« überhaupt nicht teil. Trotzdem blieben die Choristen auf der Bühne. Warum kleideten sie sich nicht um, und warum gingen sie nicht heim? Wie konnten sie das Anwachsen der patriotischen Begeisterung beim Publikum voraussehen, warum stellten sie sich zu einer Zeit auf der Bühne auf, zu der sie nicht zugegen sein

* Karneval der Russen.

mußten? Am folgenden Tage schrieben die Zeitungen: „In der Gesellschaft macht sich ein immer mehr zunehmendes patriotisches Gefühl bemerkbar; gestern abend wollte das Publikum einstimmig in allen Theatern die Nationalhymne hören, und zwar nicht nur am Anfange der Vorstellung, sondern auch vor dem letzten Akte."

Auch in der auf den Straßen manifestierenden Menge erschien gar vieles verdächtig. Sie war nur wenig zahlreich und bestand zur Hälfte aus Straßengesindel; in den Führern der Kundgebungen erkannte man verkleidete Polizisten. Die Stimmung der Menge war gereizt und drohend-herausfordernd; von den Vorbeigehenden verlangte sie, daß sie den Hut abnähmen, und wer dies nicht tat, wurde mißhandelt. Als die Menge sich noch vergrößerte, traten unerwartet sehr unangenehme Ereignisse ein. In dem großen Restaurant »Zur Eremitage« schlug die Menge fast alles in Stücke, und auf dem Leidensplatze mußten die berittenen Polizisten mit den Nagaiken* die Manifestanten auseinander treiben, die ihre patriotische Begeisterung allzu kräftig ausdrückten.

Der Generalgouverneur erließ einen Aufruf an das Volk. Er dankte darin der Bevölkerung für die von ihr an den Tag gelegten Gefühle, bat sie aber, jetzt die Kundgebungen einzustellen und wieder ruhig zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Zur gleichen Zeit wurden solche Proklamationen auch von den Gouverneuren anderer Städte erlassen — und überall nahmen nun die Manifestationen plötzlich ein Ende. Es war rührend zu sehen, mit welch musterhaftem Gehorsam die Bevölkerung es verstand, ihren Enthusiasmus den Winken ihrer so sehr geliebten Regierung anzupassen.

* einer Art Peitsche.

In den Schaufenstern der Läden sah man ein buntes Durcheinander von schlechten Drucken unglaublich erbärmlicher Bilder. Auf einem war ein großer Kosak mit grausam lächelnder Fratze dargestellt, der mit der Nagaika einen kleinen, erschrocken schreienden Japaner bearbeitete; auf einem anderen Bilde sah man ‚einen russischen Matrosen, der einem Japaner die Nase zerschlagen hatte', man sah auch, wie diesem das Blut über das Gesicht floß und wie die Zähne gleich Regentropfen auf die blauen Wellen des Meeres fielen. — Auf einem dritten Bilde krümmten und wanden sich kleine »Makaken« unter den Stiefeln eines Ungeheuers mit blutdürstiger Fratze, und dieses Ungeheuer personifizierte Rußland.

Zu jener Zeit betonten die patriotischen Zeitungen und Journale den tief volkstümlichen und tief christlichen Charakter des Krieges und sprachen von dem beginnenden großen Kampfe des siegreichen heiligen Georg mit dem Drachen.

Aber die Erfolge der Japaner wurden immer größer. Die Zahl unserer Panzerschiffe, von denen eines nach dem andern zugrunde ging, nahm rasch ab, und in Korea rückten die Japaner immer weiter vor. Da begaben sich Admiral Makaroff und Kuropatkin, Berge von Heiligenbildern mit sich führend, nach dem fernen Osten. Kuropatkin sprach damals sein berühmtes Wort: „Geduld, Geduld, Geduld." Zu Ende des Monats März kam mit dem »Petropawlowsk« der waghalsig-tapfere Makaroff ums Leben, indem er in die Falle ging, die ihm Admiral Togo auf so geschickte Weise gestellt hatte. Dann überschritten die Japaner den Yaly-Fluß, und wie ein Blitz aus heiterem Himmel überraschte uns die Nachricht von der Landung der Japaner in Bizsiwo. Port Arthur war abgeschnitten.

Es zeigte sich, daß es nicht lächerliche Scharen verächtlicher »Makaken« waren, die auf uns los gingen, sondern wohldisziplinierte Reihen entschlossener, äußerst tapferer und mit großer Begeisterung erfüllter Krieger. Ihre Ausdauer und ihr organisatorisches Talent erregten allgemeine Bewunderung. Zwischen die Nachrichten über die großartigen Erfolge der Japaner mischten sich Depeschen von den schneidigen Rekognoszierungen des Hauptmanns X oder des Leutnants Y, die sich durch eine zehn Mann starke japanische Feldwache durchgehauen hatten. Aber dieser Eindruck vermochte die anderen Eindrücke nicht abzuschwächen. Das Vertrauen schwand. —

Die Schlachten wiederholten sich häufiger und wurden immer verlustreicher; ein blutiger Nebel umlagerte die weite Mandschurei. Nichts als Explosionen, Feuerregen von Geschossen, Wolfsgruben, Drahtzäune — Leichen, Leichen, Leichen! . . . Es war, als verbreiteten die Zeitungsnachrichten über Tausende von Werst den Geruch des zersetzten und verbrannten Menschenfleisches, und ein grauenerweckendes Gespenst stieg aus den noch nie dagewesenen entsetzlichen Schlächtereien empor.

Im April fuhr ich aufs Land.

Ende April wurde in unserem Gouvernement die Mobilisierung verkündet. Man hatte von ihr schon dunkel gesprochen, sie schon seit drei Wochen erwartet, aber alles geschah unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses. Da wurde sie endlich beschlossen, und die Nachricht davon verbreitete sich mit Blitzesschnelle über das ganze Gouvernement. In den Dörfern holte man die Leute direkt vom Felde und vom Pfluge weg. In der Stadt klingelte die Polizei bei dunkler Nacht in den Wohnungen, überreichte

den Leuten die Gestellungsscheine und befahl ihnen, unverzüglich auf dem Polizeiamt zu erscheinen. Einem bekannten Ingenieur führte sie gleichzeitig seine ganze Dienerschaft weg, — den Lakaien, den Kutscher und den Koch. Da er selbst gerade abwesend war, erbrach die Polizei seinen Sekretär, entnahm ihm die Pässe der Einberufenen und führte diese alle fort.

Es lag etwas kaltblütig Grausames in dieser unverständlichen Eile. Man schleppte die Leute mitten aus ihren Geschäften weg und gab ihnen keine Zeit, diese in Ordnung zu bringen oder zu liquidieren. Man führte die Leute einfach fort, riß die Familienbande auseinander und zerstörte ihren Wohlstand.

Am anderen Morgen mußte ich vor der Assentierungskommission erscheinen und für den Fall der Einberufung aus der Reserve meine Dorfadresse angeben. Auf dem großen Hofe des Amtes standen längs der Zäune mit Pferden bespannte Bauernwagen, und auf der Erde saßen Frauen, Kinder und Greise. Um die Vortreppe herum drängte sich eine große Menge von Bauern. Vor der Türe stand ein Soldat und jagte sie weg, indem er ihnen wütend zuschrie:

„Laßt euch gesagt sein, ihr sollt am Montag kommen! Packt euch jetzt, fort!"

„Warum am Montag? Mir nichts, dir nichts hat man uns weggeführt. ‚Beeilt euch, ihr müßt sogleich kommen!' hat man uns gesagt."

„Nun, so kommt eben am Montag wieder!"

„Am Montag!" Die Bauern zerstreuten sich, die Hände ringend. — „Während der Nacht hat man uns vom Schlafe weggeholt, und jeder Einspruch dagegen war nutzlos. Wir

konnten nicht einmal unsere Geschäfte ordnen, dreißig Werst* weit hat man uns hierher getrieben, und nun heißt es: ‚Kommt am Montag!' und heute ist doch erst Samstag!"

„Für uns wäre der Montag auch bequemer gewesen. Aber wo sollen wir jetzt so lange warten?"

In der ganzen Stadt vernahm man nichts als Schreien und Wehklagen. Hin und wieder kam es zu sehr aufregenden Vorfällen. Ein einberufener Fabrikarbeiter hatte eine Frau und fünf Kinder. Die Frau litt an einem Herzfehler; als sie von dem Gestellungsbefehl hörte, ergriffen sie Schmerz und Kummer so sehr, daß sie einen Herzschlag bekam und daran starb. Der Mann betrachtete die Leiche seiner Frau und die Kinder, ging dann in die Scheune und erhängte sich. — Ein anderer, ein Witwer mit drei Kindern, weinte und schrie vor der Aushebungskommission:

„Aber was soll ich mit den Kindern anfangen? Was? Sagt es mir! Ohne mich werden sie hier vor Hunger sterben!"

Er war wie verrückt, heulte und fuhr mit den Fäusten in der Luft umher. Dann wurde er auf einmal still, ging nach Hause, nahm ein Beil, erschlug damit seine Kinder und kehrte zurück.

„So! Da habt ihr mich! Ich habe meine Sachen jetzt in Ordnung gebracht."

Man nahm ihn fest. —

Die Depeschen vom Kriegsschauplatze brachten immer neue Nachrichten von den großartigen Erfolgen der Japaner und von den schneidigen Rekognoszierungen des Leutnants

* 1 Werst = 1,067 km.

Iwanoff oder des Fähnrichs Petroff. Die Zeitungen schrieben, daß die Siege der Japaner auf dem Meere nichts Außerordentliches seien, denn sie seien geborene Seeleute; aber jetzt, da der Krieg auf das Festland übergehe, werde es ganz anders kommen. Man teilte mit, daß es den Japanern sowohl an Geld als an Leuten fehlte und daß sie genötigt wären, 16jährige Knaben und kraftlose Greise unter die Fahnen zu rufen. Kuropatkin erklärte ruhig und voll Ueberzeugung, daß der Friede nur in Tokio geschlossen werde.

Anfangs Juni erhielt ich in meinem Dorfe ein Telegramm, das mich aufforderte, sogleich auf der Militärbehörde zu erscheinen.

Hier wurde mir mitgeteilt, daß ich in den aktiven Dienst einberufen sei und mich in der Stadt X. beim Stabe der ** Infanterie-Division zu melden habe. Dem Gesetze gemäß hatten wir zwei Tage zu unserer Verfügung, um unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und drei Tage, um uns auszurüsten. Wir mußten eilen — es galt die Uniform anfertigen zu lassen und alles Nötige einzukaufen. Wie die Uniform eigentlich aussehen, was angekauft werden sollte, was für Effekten man mit sich nehmen durfte — das wußte niemand. In fünf Tagen eine vollständige Uniform anzufertigen, war äußerst schwierig. Man mußte die Schneider zur Eile drängen und ihnen für ihre Arbeit bei Tag und Nacht dreimal so viel bezahlen als sonst. Immerhin wurde die Uniform auf den bestimmten Tag fertig, und ich fuhr in aller Eile mit dem ersten besten Zuge nach der Stadt X.

Am Morgen ging ich zum Divisionsstab. Es war mir

ein ungewohntes Gefühl, mich in der Uniform zu wissen, und die mir begegnenden Soldaten und Schutzleute mich salutieren zu sehen. Ich stolperte fast über den an meiner Seite baumelnden Säbel.

In den langen, niedrigen Zimmern des Stabes befanden sich viele Tische, an denen Offiziere, Aerzte und Soldaten mit Schreiben beschäftigt waren. Man wies mich an den Gehilfen des Divisionsarztes.

„Wie heißen Sie?"

Ich nannte meinen Namen.

„Sie stehen nicht auf unserer Mobilisationsliste," versetzte er erstaunt.

„Ich weiß nicht. Man hat mich hieher, in die Stadt X. befohlen, ich solle mich beim Stabe der ** Infanterie-Division melden. Hier ist das Papier."

Der Gehilfe des Divisionsarztes prüfte es achselzuckend. Er ging ein wenig zur Seite, sprach mit einem anderen Arzte, und beide blätterten lange in den Verzeichnissen herum.

„Nein, Sie stehen wirklich nicht auf unseren Listen," erklärte er mir.

„Das heißt, ich kann zurückfahren?" fragte ich lächelnd.

„Warten Sie noch ein wenig, ich will nochmals nachsehen."

Ich wartete. Es befanden sich hier noch andere, aus der Reserve einberufene Aerzte — einige noch im bürgerlichen Anzug, andere, gleich mir, in neuen Uniformen mit glänzenden Epauletten. Wir machten gegenseitig Bekanntschaft. Die Kollegen berichteten mir von der heillosen Konfusion, die hier herrschte. Niemand wußte Bescheid.

Da trat der Gehilfe des Divisionsarztes auf mich zu.

„Endlich haben wir es gefunden," sagte er. „Im Feldlazarett ** fehlt ein jüngerer Arzt, der als krank befunden wurde. Sie sind an seine Stelle berufen. . . . Da kommt gerade Ihr Oberarzt, stellen Sie sich ihm vor!"

In die Kanzlei trat eilig ein kleiner, magerer Greis in abgetragenem Ueberrock mit den schwarzgewordenen Epauletten eines Kollegienrates. Ich trat zu ihm hin, stellte mich vor und fragte, wohin ich gehen sollte und was ich zu tun hätte.

„Tun? Nichts! Sie haben auf der Kanzlei nur Ihre Adresse anzugeben, weiter nichts!"

Mit einem seltsamen Gefühle verließ ich das Stabsbureau. Da die Mobilisationsreglements ausdrücklich verlangten, daß ich fünf Tage nach Zustellung des Befehls an meinen Bestimmungsort abreisen sollte, so hatte ich meine persönlichen Angelegenheiten ungeordnet zurückgelassen, war hiehergeeilt wie zu einer Feuersbrunst und mußte mich nun überzeugen, daß meine Gegenwart hier für niemanden nötig war und daß mein Hasten nicht den geringsten Zweck gehabt hatte. Ich hätte ganz wohl eine oder zwei Wochen später kommen können, niemand hätte es bemerkt.

Ein Tag nach dem anderen floß in Untätigkeit dahin. Unser Korps trat die Fahrt nach dem fernen Osten erst in zwei Monaten an. Wir Aerzte erneuerten unsere chirurgischen Kenntnisse, besuchten das städtische Krankenhaus, waren bei den Operationen zugegen und sezierten Leichen.

Unter den aus der Reserve einberufenen Kollegen befanden sich Spezialisten in allen Zweigen der Heilkunde, — Irrenärzte, Hygieniker, Kinderärzte, Geburtshelfer usw.

Auf Grund der Mobilisationslisten teilte man uns, ohne jede Rücksichtnahme auf die Spezialisten, den verschiedenen Spitälern, Lazaretten und Regimentern zu. Es befanden sich unter uns Aerzte, die schon lange nicht mehr praktiziert hatten. Einer von ihnen war vor acht Jahren, gerade nach Absolvierung seiner Universitätsstudien, in die Akzisenverwaltung eingetreten und hatte sein Leben lang kein einziges Rezept in selbständiger Stellung geschrieben.

Ich wurde einer Ambulanz zugeteilt. Jede Division besitzt im Kriegsfalle zwei solcher Lazarette. In jedem befinden sich ein Chefarzt, ein älterer und drei jüngere Aerzte. Die unteren Stellen wurden mit Reserveärzten, die oberen mit Militärärzten besetzt.

Unseren Chefarzt, Herrn Davidoff, sah ich nur selten, da er mit der Organisation seines Lazarettes beschäftigt war und außerdem in der Stadt eine große Praxis hatte, so daß man ihn stets irgendwohin eilen sah. Auf der Stabskanzlei hatte ich mit dem Chefarzte eines anderen Lazarettes unserer Division Bekanntschaft gemacht, mit Dr. Mutin. Vor der Mobilisation war er der jüngste Arzt des hiesigen Regimentes gewesen. Er lebte im Lager mit seiner Frau.

Nach einigen Tagen traf beim Divisionsstabe unerwartet eine Depesche aus Moskau ein, derzufolge Dr. Mutin sein Lazarett einem Herrn Dr. Sultanoff abzutreten und sich unverzüglich nach Charbin zu begeben hatte, um dort ein Reservelazarett zu organisieren. Dieser Befehl war ebenso unverständlich als unerwartet. Dr. Mutin hatte sein Lazarett hier schon eingerichtet — und nun kam plötzlich diese Versetzung! Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Mutin tröstete sich damit, daß er jetzt nicht auf dem Etappenwege nach dem fernen Osten fahren

müßte und daher für Reiseentschädigung ungefähr 1000 Rubel erhalten würde. Aber schon nach einigen Tagen kam ein neues Telegramm. Diesem zufolge mußte Dr. Mutin nicht nach Charbin fahren, sondern wurde von neuem zum jüngsten Arzte seines Regimentes ernannt, welches er auf dessen Reise nach dem fernen Osten auf dem Etappenwege bis nach Charbin, wo er ein Reservelazarett einrichten sollte, zu begleiten hätte. Mit dem Reisegeld war es also nichts. Es war dies für ihn eine schwere und unverdiente Beleidigung. Im höchsten Grade erbittert, fing er an abzumagern und sagte, daß ihm nach einer solchen Beleidigung von seiten seiner Vorgesetzten nichts anderes übrig bleibe, als sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er verlangte Urlaub und fuhr nach Moskau, um sich dort sein Recht zu verschaffen. Obwohl er einige Verbindungen hatte, konnte er doch nichts erreichen. Man gab ihm zu verstehen, daß hinter diesen Intrigen eine sehr einflußreiche Person stehe, gegen die nichts unternommen werden könne.

Dr. Mutin kehrte in seinem früheren Grade zu seinem Regiment zurück, und einige Tage später kam sein Nachfolger, Dr. Sultanoff, aus Moskau, ein stattlicher Mann von ungefähr 40 Jahren, mit spitzem Barte, zum Teil schon grauen Haaren und klugem, spöttisch-lächelndem Gesichtsausdruck. Er verstand es, leicht Gespräche anzuknüpfen und schön zu reden, wußte bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er mit ruhiger, ernster Miene und gleichgültiger Stimme gute Witze fallen ließ, über die jedermann lachte. Sultanoff hielt sich nur einige Tage in der Stadt auf und fuhr dann nach Moskau zurück. Alle Sorgen für den weiteren Ausbau des Spitales überließ er seinem ältesten Arzte. Bald wurde bekannt, daß von den

vier Schwestern, die dem Lazarett von der hiesigen Verwaltung des »Roten Kreuzes« abgetreten worden waren, nur eine im Lazarett verbleibe. Dr. Sultanoff erklärte, er werde die anderen selbst besorgen. Es ging das Gerücht, daß Sultanoff sehr intim mit unserem Korpskommandeur sei, und daß gewisse Damen aus Moskau, die die Freundschaft des Kommandeurs genossen, als barmherzige Schwestern in Sultanoffs Lazarett nach dem Kriegsschauplatze ziehen würden.

Zur Friedenszeit existierte unser Korps nicht. Bei der Mobilisation bestand es nur aus einer Brigade und war fast ganz aus Reservisten zusammengesetzt. Die Soldaten waren der Disziplin entfremdet, voll Sorge und Kummer um ihre Familien, viele wußten nicht mit den Gewehren neuen Modells umzugehen. Sie zogen in den Krieg, und in Rußland blieben junge, frische Truppen, die den Kern der Regimenter ausmachten, zurück. Man erzählte sich, daß der Kriegsminister Sacharoff in feindschaftlichen Beziehungen zu Kuropatkin stehe und um ihm zu schaden, absichtlich gerade die schlechtesten Truppen nach dem fernen Osten schicke. Die Gerüchte erhielten sich mit großer Hartnäckigkeit, und Sacharoff war genötigt, sich in den Interviewen mit den Zeitungskorrespondenten seines unverständlichen Vorgehens wegen zu rechtfertigen.

Aus Neugierde ging ich auch einmal in das hiesige Kriegslazarett zu einer Sitzung der Kommission, welche die sich krank meldenden Soldaten zu untersuchen hatte. Mobilisiert wurden auch die Reserven der frühesten Jahrgänge; vor uns defilierten endlose Reihen von Rheumatikern, Emphysematikern, Zahnlosen, Varikösen. Der Vorsitzende der

Kommission, ein wackerer Kavallerie-Oberst, runzelte die Stirne und beklagte sich darüber, daß zu viele für untauglich erklärt würden. Ich, im Gegenteil, mußte mich verwundern, daß die der Kommission angehörenden Militärärzte so viele, die offenbar krank waren, für tauglich erklärten. Nach Aufhebung der Sitzung sagte einer dieser Aerzte zu dem Divisionsarzt:

„Wir haben in Ihrer Abwesenheit einen Soldaten für dienstunfähig erklärt. Sehen Sie, muß der nicht entlassen werden? Er leidet an schwerem Krampfaderbruch."

Man führte den Mann vor.

„Hosen herunter!" sagte der Divisionsarzt scharf und mit einer eigenen argwöhnischen Stimme. „Oh! Das da? Unsinn! Nein, nein, der kann nicht befreit werden!"

„Euer Hochwohlgeboren! Ich kann absolut nicht gehen," sagte der Soldat mit trauriger Stimme.

Der Alte verlor die Geduld.

„Du lügst; du verstellst dich! Oh, du kannst sehr gut gehen! . . . Ich, Bruder, leide noch viel mehr als du, und ich laufe auch. — Aber erlauben Sie, das ist doch eine Kleinigkeit," sagte er dann, sich an einen Arzt wendend. „Das ist bei den meisten so — solch ein Kerl! Hundsfott!"

Der Soldat zog seine Kleider an und warf dem Divisionsarzt einen von tiefem Hasse erfüllten Blick zu. Als er sich angekleidet hatte, ging er mit breit auseinandergespreizten Füßen langsam gegen die Türe.

„Geh, wie es sich gehört!" schrie der Alte, mit den Füßen stampfend. „Keine Faxen gemacht! Geh gerade! Mich, Bruder, fängst du nicht."

Sie schauten einander mit haßerfüllten Augen an. Der Soldat ging. —

Ein Soldat beklagte sich bei einem älteren Arzt des Regiments über Fußschmerzen, die ihn am Gehen hinderten. Da keine äußeren Symptome vorhanden waren, schrie der Arzt den Soldaten an und jagte ihn fort. Der jüngste Arzt ging ihm nach und fand bei gründlicher Untersuchung einen typischen stark ausgebildeten Plattfuß. Der Mann wurde entlassen.

Nach einigen Tagen war der gleiche Arzt zu den Schießübungen beordert. Auf dem Rückmarsche blieb einer weit hinter den anderen zurück, weil ihm die Füße den Dienst versagten. Der Arzt fragte ihn, was ihm fehle.

„Die Füße schmerzen, aber das Leiden ist inwendig, von außen ist nichts zu sehen," antwortete der Soldat unzufrieden.

Als der Arzt ihn untersuchte, konstatierte er die völlige Abwesenheit des Kniescheibenreflexes. Selbstverständlich wurde auch dieser Mann entlassen.

Es ist unnötig zu bemerken, wie grausam es war, alle diese hilflosen, kranken und alternden Leute nach dem Kriegsschauplatze zu schicken. Vor allem aber hatte dies sehr viele unnütze Ausgaben zur Folge. Nachdem die Leute auf der Reise nach dem fernen Osten 7000 Werst zurückgelegt hatten, wurden sie fast alle krank. Sie überfüllten die Spitäler, Etappen, Invalidenkommandos, und schon nach ein paar Monaten mußten sie, weil ganz und gar untauglich, nutzlos und der Regierung schwere Kosten verursachend, nach Rußland zurückbefördert werden.

Die ganze Stadt war während dieser Zeit von Furcht und Schrecken erfüllt. Lärmende Haufen einberufener Soldaten durchzogen die Stadt, plünderten die Vorübergehenden und schlugen in den kaiserlichen Schnapsläden alles kurz und klein, indem sie sagten: „Sie sollen uns nur vor

Gericht stellen, das ist uns gleich; wir gehen ja doch in den Tod." Des Abends fielen die Soldaten hinter den Kasernements über fünfzig Frauen her, die von den Ziegelfabriken zurückkehrten, und schändeten sie. Auf dem Markte gingen dunkle Gerüchte von einem sich vorbereitenden Aufstand der Reservisten um. —

Von Osten kamen immer neue Nachrichten über großartige Erfolge der Japaner und über die schneidige Art der Rekognoszierungen unserer Hauptleute und Leutnants. Die Zeitungen führten aus, daß die Siege der Japaner in den Bergen kein Wunder seien, — denn diese wären geborene Bergbewohner; aber nun, da der Krieg auf die Ebene übergehe, könnten wir unsere Kavallerie entfalten, und dann werde es ganz anders kommen. Man wiederholte das Gefasel, daß die Japaner weder Geld noch Leute besäßen und daß sie genötigt wären, 14jährige Knaben und gebrechliche Greise unter die Fahnen zu rufen. Kuropatkin zog sich, seinen streng geheim gehaltenen Plan ausführend, nach dem stark befestigten Ljaojang zurück. Die Kriegskorrespondenten schrieben: „Der Bogen hat sich gekrümmt, die Sehne ist bis zum Bersten gespannt, und bald wird der todbringende Pfeil mit fürchterlicher Wucht tief in das Herz des Feindes dringen."

Unsere Offiziere sahen fröhlich der Zukunft entgegen. Sie sagten, daß jetzt eine Krise bevorstehe, daß am Siege der Russen nicht zu zweifeln sei und daß unser Korps schwerlich am Kampfe teilnehmen werde, denn man bedürfe desselben nur, um mit seinen 40 000 Bajonetten den Abschluß eines für uns ruhmvollen Friedens zu erzwingen.

Anfangs August trat unser Korps abteilungsweise die Fahrt nach dem fernen Osten an. Kurz vor der Abreise

jagte sich ein Offizier in einem Hotel eine Kugel durch den Kopf. Auf dem Alten Markte trat ein Soldat in eine Bäckerei, kaufte ein Pfund Schwarzbrot, bat um ein Messer, um es anzuschneiden, und durchschnitt sich die Kehle damit. Ein anderer erschoß sich hinter dem Lager mit seinem Gewehre.

Ich befand mich einmal auf dem Bahnhofe, als eine Abteilung die Fahrt nach dem Osten antrat. Neben einem zahlreichen Publikum hatten sich auch die Stadtbehörden eingefunden. Der Divisionskommandeur hielt an die abgehenden Truppen eine Ansprache, in der er betonte, daß man vor allem Gott die Ehre geben müsse, daß wir den Krieg mit Gottes Hilfe angefangen hätten und daß wir ihn mit Gott beschließen würden. Da ertönte die Glocke, und man nahm Abschied. Das Weinen und Heulen der Frauen erschütterte die Luft. Die betrunkenen Mannschaften setzten sich in die Wagen, und das Publikum beschenkte sie mit Geld, Seife und Zigaretten.

Neben einem Waggon nahm ein junger Unteroffizier von seiner Frau Abschied und weinte wie ein Kind; das Weib war ungemein häßlich und trug einen Säugling auf dem Arm. Krampfhaftes Schluchzen erschütterte sie.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Das Heulen der Weiber wurde immer lauter und die Gendarmen stießen die Menge zurück. Ein Soldat stürzte daraus hervor, lief über die Plattform und streckte den Abfahrenden eine Flasche Branntwein entgegen. Da stand plötzlich, wie aus der Erde gestiegen, der Kommandeur vor ihm. Er riß dem Soldaten die Flasche aus der Hand und warf sie auf den Boden, so daß sie in Stücke zersprang. Unter dem Publikum, wie auch in den davonfahrenden Wagen erhob sich drohendes Murren. Der Soldat errötete und biß sich zornig in die Lippen.

„Du hast kein Recht, meine Flasche zu zerschlagen!“ schrie er den Offizier an.

„Wa—a—s?“

Der Offizier holte aus und schlug dem Manne mit aller Kraft ins Gesicht. Und plötzlich erschien, man wußte nicht woher, die Wache mit Gewehr und umstellte den Soldaten.

Der Zug fuhr immer schneller, die betrunkenen Mannschaften und das Publikum schrien: „Hurra!“ Die häßliche Frau des Unteroffiziers fing an zu schwanken und stürzte, das Kind fallen lassend, bewußtlos zu Boden. Eine neben ihr stehende Frau hob das Kind auf.

Der Zug verschwand in der Ferne.

Zweites Kapitel.

Auf dem Transport.

Wir fahren ab. — Andauernde Betrunkenheit der Mannschaften. — Disziplinlosigkeit. — Plündern und Stehlen ohne Ende. — Mangel an Lebensmitteln. — Anzeichen von Unzufriedenheit unter den Offizieren. — Ueber den Baikalsee. — Grimmige Kälte. — Vor dem ersten Oktober darf nicht geheizt werden! — Endlose Aufenthalte und größter Mangel an Lebensmitteln. — Meuterei. — An der chinesischen Grenze. — Angst vor den Chunguſen. — Man bereitet uns auf die skandalösen Zustände in der Front vor. — Pflichtvergessener Egoismus der höchsten Offiziere. — Charbin.

Unsere Staffelabteilung war zur Abfahrt bereit.

Der Zug stand weit vom Perron entfernt, auf einem Reservegeleise. Um die Wagen herum drängten sich Soldaten, Bauern, Arbeiter und Weiber. Obwohl die kaiserlichen Branntweinschenken schon seit zwei Wochen geschlossen

waren, sah man doch fast alle Soldaten betrunken. Durch das schwermütig-traurige Geheul der Frauen drangen grell die lustigen Töne der Harmonika, Späße und Gelächter. Neben dem Pfosten der elektrischen Laterne saß, mit dem Rücken an das Piedestal gelehnt, ein Bauer mit eingesunkener Nase, in zerrissenem Kittel, und kaute Brot.

Unser aufsichtführender Offizier, ein Reserveleutnant in neuem Waffenrock mit glänzenden Epauletten, ging etwas aufgeregt neben dem Zuge hin und her.

„Ein—stei—gen!" erscholl seine hochmütig-gebieterische Stimme.

Die Menge schob sich hastig hin und her. Man nahm Abschied voneinander. Durch die Luft ertönte, wie das Heulen eines Schneesturms, das fürchterliche Wehklagen der Frauen, das, von schluchzenden Atembewegungen unterbrochen, bald stiller, bald wieder lauter wurde.

„Weiber! Fort von den Wagen!" schrie mit harter Stimme der Leutnant, den Zug ablaufend.

Aus dem Wagen schaute mit kaltem, verächtlichem Blick ein blondbärtiger Soldat auf den Leutnant.

„Sie haben kein Recht, unsere Frauen fortzujagen, Euer Wohlgeboren!" sagte er barsch. „Nur über uns besitzen Sie Gewalt; uns dürfen Sie anschreien, wie Sie wollen. Unsere Frauen aber lassen Sie in Ruhe!"

„Ja. Ueber die Weiber besitzen Sie keine Gewalt," bemerkten andere murrend.

Der Offizier errötete, aber er tat, als hätte er nichts gehört, und er rief mit weicherer Stimme: „Schließt die Türen, der Zug geht gleich ab!"

Die Pfeife des Schaffners schrillte, und mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

„Hurra!“ tönte es tausendstimmig aus den Wagen und aus der Menge.

„Hur—ra!“ donnerte es durch das immer stärker werdende Rasseln der Räder in der Luft. Im vordersten Wagen sang ein Soldatenchor in grellen Mißtönen ‚Ottsche nasch‘ (das Vaterunser). Den Geleisen entlang lief, etwas vom Zuge entfernt, ein breitbärtiger Bauer mit vor Freude strahlendem, rotem Gesicht; er winkte mit den Händen und schrie, den dunkeln Mund weit öffnend: „Hurra!“

Aus den Eisenbahnwerkstätten kamen ganze Scharen von Arbeitern in blauen Blusen dem Zuge entgegen.

„Kehrt gesund zurück, Brüder!“ rief einer von ihnen. Ein anderer warf seine Mütze hoch in die Luft.

„Hurra!“ ertönte es in Erwiderung des Grußes aus den Waggons.

Der Zug fuhr rasselnd weiter. Ein betrunkener Soldat hing bis zum Leibe aus dem hochliegenden kleinen Fenster des Güterwagens und schrie unaufhörlich „Hurra“. Sein Profil mit dem weitgeöffneten Munde hob sich dunkel vom blassen Himmel ab. Als weder Menschen noch Gebäude mehr sichtbar waren, winkte er mit seiner Mütze den Telegraphenstangen zu und fuhr fort „Hurra“ zu rufen.

Der aufsichtführende Offizier trat in unser Coupé. Er war bestürzt und niedergeschlagen.

„Wissen Sie es schon?“ fragte er. „Offiziere haben mir soeben auf dem Bahnhofe erzählt, daß Soldaten gestern abend während der Fahrt Oberst Lukaschoff umgebracht hätten. Sie fingen in betrunkenem Zustande von den Wagen aus auf eine vorbeiziehende Viehherde zu schießen an, und als der Oberst sie davon abhalten wollte, erschossen sie ihn.“

„Ich habe es anders erzählen hören," erwiderte ich. „Er hat die Soldaten grob und grausam behandelt, und diese haben schon hier gesagt, daß sie ihn unterwegs umbringen würden."

„So—o!" Der Leutnant schwieg und starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin. — „Man muß doch etwas vorsichtiger mit ihnen sein . . ."

In den Wagen der Mannschaften wollte das Saufen und Zechen kein Ende nehmen. Wo die Leute den Schnaps hernahmen, das wußte niemand; aber Schnaps hatten sie, so viel sie nur wollten. Tag und Nacht hallten die Wagen von Gesang, lallenden Reden und blödem Gelächter wieder. Beim Abgange des Zuges aus den Stationen schrien die besoffenen Soldaten in wirrem Durcheinander, wenn auch nur mit matter Begeisterung „Hurra", aber das Publikum, welches an diese vorbeifahrenden Truppenabteilungen schon gewohnt war, stand schweigend da und sah sie gleichgültig an. Die gleiche schlaffe Begeisterung machte sich auch in den fröhlichen Unterhaltungen der Mannschaften fühlbar. Sie hätten sich gerne nach Herzenslust ausgetobt, aber das wollte ihnen nicht gelingen. Sie waren zwar betrunken, allein sie langweilten sich dennoch. Der Gefreite Sutschkoff, ein früherer Schuhmacher, führte hartnäckig bei jedem Aufenthalt Tänze auf, als erfüllte er damit eine Dienstpflicht. Die Leute drängten sich um ihn herum. Schlank und mit zerzausten Haaren, in einem in die Hosen gesteckten Zitzhemde tritt Sutschkoff vor, klatscht in die Hände und beginnt, von einer Harmonika begleitet, den Tanz. Seine Bewegungen sind langsam und träge. Da ergreift er mit den Händen die Stiefelspitze und tanzt nur auf einem

Fuße weiter, der ganze Körper macht schlängelnde Bewegungen, und es ist ein Wunder, wie er, vollständig berauscht, sich nur auf einem Fuße zu halten vermag.

Die Umstehenden lachen laut.

„He, Onkelchen, noch etwas lustiger!"

„Hör, Landsmann! Geh hinter die Tür und heule dich zuerst aus; dann komm' und tanze!"

„Er tanzt ja immer dasselbe!" sagt, mit der Hand durch die Luft schlagend, der Kompanie-Feldscher und geht.

Es scheint, daß Sutschkoff selbst sich über die Mattigkeit seiner Bewegungen zu ärgern beginnt; er will sie durch rascheres Tanzen aufrütteln. Plötzlich hört er auf, stampft mit dem Fuß auf den Boden und schlägt sich heftig mit den Fäusten auf die Brust.

„Na, schlag nochmals zu. Ich habe was darin klingeln hören," lacht der Feldwebel.

„Laß es jetzt sein, tanze morgen wieder," sagten die Soldaten verdrießlich und klettern in ihre Waggons zurück.

Aber bisweilen — ganz unerwartet — kam es an einer Haltestelle zu einem rasenden allgemeinen Tanz. Der Boden erzitterte unter den Absätzen, die starken Gestalten wanden sich, hockten nieder, flogen wie Kugeln dahin, und über die von der Sonne verbrannte Steppe hallten wilder Jubel und grelle Pfiffe. —

Auf der Linie Samara—Slatoust holte uns der Kommandeur unseres Korps ein; er fuhr mit dem Expreßzuge in einem besonderen Wagen. Es erhob sich ein Tumult. Aufgeregt und blaß stellte der aufsichtführende Offizier die Leute, die gerade da waren, vor dem Zuge auf, wie es der Kommandeur befohlen hatte. Die am schwersten Betrunkenen wurden in den hintersten Wagen eingeschlossen.

Der General begab sich nach dem vierten Geleise, auf dem sich unsere Abteilung befand, und schritt die Front der Soldaten ab. An einige stellte er Fragen. Sie antworteten ihm in zusammenhängenden Worten, aber gaben sich Mühe, den General nicht anzuatmen. Ohne ein Wort zu verlieren, entfernte er sich wieder. —

Oh weh! Auf dem Perron, nicht weit vom Wagen des Korpskommandeurs, tanzte Sutschkoff inmitten einer Menge von Zuschauern. Er tanzte und lud ein kokettes, vollbrüstiges Zimmermädchen ein, mitzutanzen.

„Was ist? Möchtest du eine warme Wurst? Warum tanzst du nicht?"

Das Zimmermädchen verbarg sich lachend unter der Menge. Sutschkoff sprang ihr nach.

„Nun, du Hexe, mache keine Faxen! Ich habe dich schon bemerkt."

Der Offizier stand wie versteinert.

„Führt ihn sogleich fort!" zischelte er den andern Soldaten zu.

Diese ergriffen Sutschkoff und schleppten ihn fort. Sutschkoff schrie, schimpfte und leistete Widerstand. Der Korpskommandeur und der Stabschef sahen schweigend zur Seite und gingen nach ihrem Wagen.

Der Stabschef kehrte zurück. Er schlug sich mit einer schlanken Gerte auf die Lackstiefel und trat zum Chefarzt und dem aufsichtführenden Offizier.

„Seine Exzellenz erteilt Ihnen einen scharfen Verweis. Wir haben viele Staffelabteilungen überholt, alle stellten sich in vollkommener Ordnung vor, nur bei Ihnen waren alle betrunken."

„Herr Oberst, es ist mit diesen Leuten nichts anzufangen."

„Sie sollten Ihnen Bücher religiös-moralischen Inhaltes geben."

„Das nützt nichts. Sie lesen sie und besaufen sich doch."

„Nun, dann . . ." Der Oberst schlug mit seiner Gerte energisch durch die Luft. „Versuchen Sie das mal . . . Das hilft wunderbar."

Dieses Gespräch fand nicht später als zwei Wochen nach Erlaß des allerhöchsten Manifestes über die vollständige Abschaffung der Körperstrafen statt.

Wir fuhren über den Ural. Ringsherum sah man nichts als Steppen. Die Staffeln folgten einander wie Schnecken. An den Stationen gab es überall nicht endenwollenden Aufenthalt. In 24 Stunden legten wir nicht mehr als 150 bis 200 Werst zurück.

Bei allen Staffelabteilungen herrschte die gleiche Sauferei, wie bei der unsern. Die Soldaten waren wie rasend und schlugen die Buffets in den Bahnhöfen und Dörfern in Stücke. Es war nur wenig Disziplin vorhanden, und diese aufrecht zu erhalten, war nicht leicht. Sie beruhte allein auf der Furcht; aber die Leute wußten, daß sie in den Tod gingen. Womit konnte man ihnen dann Furcht einflößen? Der Tod erwartete sie sowieso, eine andere Bestrafung, welche es auch sein mochte, war immerhin besser als der Tod. Deswegen ereigneten sich Szenen wie diese.

Der Chef des Kommandos begibt sich zu den neben dem Zuge in Front aufgestellten Truppen. Auf dem Flügel steht ein Unteroffizier und raucht eine Zigarette.

„Was ist das? Du — Unteroffizier! Weißt du nicht, daß das Rauchen in der Front verboten ist?"

„Warum . . . pff . . . pff . . . warum soll ich denn nicht rauchen?" fragt der Unteroffizier, ruhig weiterpuffend. Es war klar, daß er damit nichts anderes wollte, als vor Gericht gestellt zu werden. —

Wir führten in unserem Wagen ein eintöniges, streng geordnetes Leben. Wir, die vier jüngsten Aerzte, fuhren in zwei benachbarten Coupés: der älteste Ordinator Gretschichin und die jüngeren Ordinatoren Seljukoff, Schanzer und ich. Da alle sympathische Leute waren, hatten wir uns rasch miteinander befreundet. Wir lasen, disputierten, spielten Karten und Schach. Zuweilen kam auch unser Oberarzt Davidoff aus seinem Einzelcoupé zu uns. Er erzählte uns gerne und viel von den Obliegenheiten eines Militärarztes, von der bei der Militärverwaltung herrschenden Unordnung, von seinen Kollisionen mit den Vorgesetzten und von seinem vornehmen, unabhängigen Verhalten ihnen gegenüber. In seinen Erzählungen fiel unwillkürlich eine gewisse Prahlerei auf und das Bestreben, sich unsern Ansichten anzupassen. Er hatte nur wenig Intelligenz, seine Späße waren zynischer Art und seine Meinungen abgeschmackt und trivial.

Mit uns fuhren noch ein Apotheker, ein Pope (Pfarrer), zwei Unterbeamte und vier barmherzige Schwestern. Diese waren einfache, wenig intelligente Mädchen. Sie sagten „Kollidor" statt Korridor, entsetzten sich über unsere unschuldigen Witze und lachten etwas verlegen über die zweideutigen Späße des Oberarztes.

An einer großen Station holte uns eine Staffelabteilung ein, in der ein zweites Lazarett unserer Division fuhr. Aus dem Wagen trat mit seinem schönen, sich nachlässig wiegenden Gang der stattliche Dr. Sultanoff, ein elegant gekleidetes, vornehmes Fräulein am Arme führend. Sie

war, wie man erzählte, — seine Nichte. Die andern Schwestern waren ebenfalls elegant angezogen, sprachen Französisch und waren von Stabsoffizieren umschwärmt, die ihnen den Hof machten.

Um sein Lazarett bekümmerte sich Dr. Sultanoff wenig. Seine Leute hungerten, ebenso auch die Pferde. Eines Morgens früh fuhr mein Chefarzt während eines Aufenthaltes in eine Stadt, um Heu und Hafer zu kaufen. Das Futter wurde auf die Station gebracht und auf dem Perron zwischen unserm Detachement und demjenigen Dr. Sultanoffs abgeladen. Dieser, eben erwacht, schaute aus dem Fenster. Ueber den Perron ging eilig Davidoff hin. Sultanoff zeigte ihm schmunzelnd die Furage.

„Aber was für einen Haufen Hafer ich da habe!" sagte er.

„So—o—o—o!" erwiderte Davidoff spöttisch.

„Und sehen Sie, auch Heu!"

„Auch Heu? Ausgezeichnet! — — Nur werde ich alles sogleich in meinen eigenen Wagen verladen lassen."

„Wieso denn?"

„Weil ich es gekauft habe."

„A—a—a! Ich dachte, mein Verwalter . . ." Sultanoff gähnte lange und sagte dann zu der neben ihm stehenden Nichte: „Nun gehen wir in den Bahnhof, um unsern Kaffee zu trinken!"

Hunderte und Hunderte von Werst folgten einander. Soweit man sieht, ist alles flach wie ein Tisch. Da und dort zeigen sich kleine Wälder und Gebüsche. Ackerfelder gibt es fast keine; überall nur Wiesen, grüne Wiesen mit großen und kleinen sich aus der Ferne dunkel abhebenden

Heuschobern. Die meisten Wiesen sind jedoch nicht abgemäht. Das gelbe, bis zur Wurzel dürr gewordene Gras beugt sich unter dem Winde und es rauschen und knistern die Samen in ihren trockenen Kapseln. Auf eine Station kam ein Bauern-Vorsteher gefahren und erzählte, daß keine Arbeiter mehr zu bekommen seien, da alle Erwachsenen, die Landwehrmänner inbegriffen, in den Krieg getrieben würden und das Gras auf den Wiesen wegen Mangels an Arbeitern zugrunde gehe. —

Eines Abends schrillte plötzlich unweit der Stadt Kainsk die Alarmpfeife und sogleich blieb unser Zug mitten auf dem Felde stehen. Ein Offiziersbursche kam herbeigeeilt und erzählte in großer Aufregung, daß wir beinahe mit einem uns entgegenfahrenden Zuge zusammengestoßen wären. Aehnliche Ereignisse waren durchaus nicht selten. Die Zugsbeamten waren weit über ihre Kräfte ermüdet, und weggehen durften sie nicht, da sie fürchten mußten, vors Kriegsgericht gestellt zu werden. Die Wagen waren alt, abgenützt; bald geriet eine Achse in Brand, bald wurde ein Wagen losgerissen, bald fuhr der Zug rasend an einer Weiche vorüber.

Wir stiegen aus. Vor unserem Zuge hielt ein anderer. Die Lokomotiven standen still und sahen einander mit ihren großen feurigen Augen an, wie zwei Feinde, die sich auf schmalem Wege begegnen. Zur Seite dehnte sich ein sandiges, mit Riedgras bewachsenes Feld aus; in der Ferne erblickte man zwischen Gebüschen dunkelgraue Heuschober.

Der Zug, der uns entgegengefahren war, fuhr wieder zurück. Auch unser Zug gab mit seiner Pfeife ein Zeichen. Plötzlich sehe ich, wie einige unserer Leute von den Gebüschen her quer über das Feld gegen die Wagen gelaufen

kommen, jeder trägt einen großen Haufen Heu im Arm.

„He! Werft das Heu weg!“ schrie ich. Aber sie liefen weiter und aus den Wagen konnte man aufmunternde Zurufe hören:

„Nein, sie sind jetzt schon hier, jetzt gehört es uns!“

Aus einem Coupéfenster schauten voll Neugierde der Oberarzt und der Verwalter heraus.

„Werft das Heu sogleich fort! Verstanden?“ rief ich drohend.

Die Soldaten warfen das Heu den Abhang hinunter und kletterten, unzufrieden murrend, in den Zug, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte. Erregt trat ich ins Coupé.

Zum Teufel! was ist denn das? Schon hier bei ihren eigenen Leuten, fangen sie zu plündern an! Und so ungeniert, vor aller Augen!

„Hier ist das Heu ohnehin sehr billig und wird sowieso in den Schobern verfaulen,“ bemerkte gezwungen der Oberarzt.

Ich drückte mein Erstaunen aus.

„Aber ich begreife Sie nicht! Erlauben Sie! Sie haben doch erst gestern abend gehört, was der Bauernvorstand erzählt hat. Im Gegenteil, das Heu ist sehr teuer, da sich niemand findet, um es zu mähen; die Intendantur bezahlt 40 Kopeken für ein Pud. Aber die Hauptsache, um die es sich handelt, ist das P l ü n d e r n; dies darf doch grundsätzlich nicht geduldet werden.“

„Nun ja, gewiß; wer streitet denn darüber?“ gab der Oberarzt rasch zu.

Das Gespräch machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Ich hatte erwartet, daß der Chefarzt und der Verwalter die Mannschaft empört zusammenrufen und ihnen das

Marodieren streng und entschieden verbieten würden; aber sie gingen mit der größten Gleichgültigkeit über das Geschehene hinweg. Der Offiziersbursche, welcher unser Gespräch angehört hatte, bemerkte mir, verhalten lächelnd:

„Für wen stiehlt denn der Soldat? Für die Pferde. Der Verwaltung kommt dies sehr zu statten, — sie braucht für das Heu nichts zu bezahlen."

Nun verstand ich auf einmal, was mich vor drei Tagen so sehr verwundert hatte. Der Chefarzt hatte nämlich auf einer kleinen Station 1000 Pud Hafer zu sehr billigem Preise gekauft und war sehr zufrieden und strahlend vor Freude in den Zug zurückgekehrt.

„Ich habe soeben Hafer zum Preise von 45 Kopeken gekauft," hatte er uns frohlockend mitgeteilt.

Ich wunderte mich damals, warum er so triumphieren konnte, weil er für die Regierung einige hundert Rubel erspart hatte. Jetzt begriff ich seine Freude. —

Auf jeder Station eigneten sich die Soldaten alles an, was ihnen in die Hände geriet, und es war unverständlich, warum sie Sachen stahlen, die sie durchaus nicht gebrauchen konnten. Als sie mal einen Hund erwischten, brachten sie ihn auf der Plattform eines Güterwagens unter. Nach ein bis zwei Tagen lief der Hund davon, und die Soldaten fingen einen andern. Einmal guckte ich in eine dieser Plattformen hinein und bemerkte da nebeneinander rote, hölzerne Schüsseln, einen kleinen gußeisernen Kessel, zwei Beile, ein Taburett und einen hölzernen Eimer. Dies alles war zusammengestohlen. Als ich einmal in der Nähe einer Station einen Spaziergang machte, sah ich auf einer Böschung einen verrosteten gußeisernen Ofen; in verdächtiger Weise drängten sich unsere

Leute um ihn herum und sahen mich lachend an. Als ich in mein Coupé stieg, verstummten sie. Einige Minuten später ging ich wieder hinaus. Der Ofen ist verschwunden; die Soldaten schlüpfen unter die Wagen und aus einem derselben höre ich, wie mit rasselndem Geräusch etwas Schweres vorwärtsgeschoben wird.

„Die sind imstande, einen lebendigen Menschen zu stehlen und zu verbergen," sagt fröhlich und belustigt ein auf dem Abhange sitzender Soldat. —

Jedesmal wenn es einen längeren Aufenthalt gab, zündeten die Soldaten Feuer an und kochten Suppe mit Geflügel, das sie, weiß Gott wo, aufgetrieben hatten. Auch brieten sie einmal ein Schwein, das, wie sie sagten, vom Zuge überfahren worden war.

Oft verschafften sie sich ihre Bedürfnisse nach einem sehr scharfsinnigen und listigen Plane. Einmal hatten wir bei einer kleineren Station einen ziemlich langen Aufenthalt. Ein magerer, schlanker und angetrunkener Kleinrusse, namens Kutscherenko, der Witzbold unseres Kommandos, machte auf einem Holzverschlag neben dem Zuge den Hanswurst. Er umwickelte sich mit einer Matte und hielt in seinen Händen eine alte Ofenröhre.

„Meine Herrschaft! Das Musik wird gleich beginnen! Bitte, stören Sie nicht!" rief er, einen Ausländer nachahmend. Soldaten und Dorfbewohner drängten sich um ihn herum. Kutscherenko, die Matte um die Schultern, drückte das Rohr an sich und drehte, majestätisch-ernsthaft, mit der Hand daran herum, als drehe er die Kurbel einer Drehorgel, und fing mit heiserer Stimme, knarrend und quiekend zu singen an:

„Du bist verrückt, mein Kind . . ."

Kutscherenko ahmte eine alte, verlotterte Drehorgel so meisterhaft nach, daß alle im Kreise herum fast vor Lachen platzten, — wir nicht weniger als die Bauern und Soldaten. Dann nahm er die Mütze in die Hand und ging unter dem Publikum hin und her.

„Meine Herrschaft, bitte, leben Sie ein armen talienischen Musiker Trinkgeld!"

„In die Wagen!" erscholl der Befehl. Die Lokomotive pfiff, und die Leute stürzten sich kopfüber in den Zug.

Beim nächsten Halt kochten sie Suppe auf einem Feuer; im Kessel schwammen dicht beisammen Hühner und Enten. Zwei unserer Schwestern traten zu ihnen.

„Möchten Sie nicht vielleicht ein Hühnchen, Schwestern?" schlugen die Soldaten vor.

„Woher habt ihr sie denn?"

Die Soldaten fingen listig zu lachen an.

„Man hat sie unserm Musikanten für seine Mühe gegeben."

Es zeigte sich, daß, während Kutscherenko die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner auf sich zog, Soldaten ihre Höfe vom Geflügel säuberten. Die Schwestern machten den Leuten ihren Standpunkt klar und sagten, es sei eine Schande zu stehlen.

„O nein, das ist keine Schande! Wir sind im Dienste des Zaren! Was sollen wir denn essen? Schon drei Tage lang haben wir nichts Warmes bekommen; auf den Stationen kann man nichts kaufen und das Brot ist nicht ausgebacken. Sollen wir denn Hungers sterben?"

„Nein," bemerkte ein anderer. „Die Soldaten vom K . . .schen Regiment haben sogar zwei Kühe gestohlen."

„Nun stell' dir vor. Du hast zum Beispiel zu Hause eine

Kuh und auf einmal kommen deine eigenen Landsleute und führen sie weg. Würde dir das nicht wehe tun? So ist's auch hier. Vielleicht haben sie dem Bauern die letzte Kuh entführt, und jetzt weiß er nicht wohin vor Schmerz und weint."

„Ach!" — Der Soldat schlug mit der Hand drein. „Und meinen Sie, bei uns weine man nicht? Ueberall weint man."

Als wir nach der Stadt Krasnojarsk kamen, empfingen wir Nachrichten von der Schlacht am Ljaojang. Anfänglich berichteten die Depeschen gewohnheitsgemäß von einem bevorstehenden Siege, von dem Rückzuge der Japaner, von der Wegnahme von Geschützen. Dann kamen Depeschen mit unklarem, Unglück verkündendem Inhalt und — endlich die gewohnte Mitteilung vom Rückzuge in „vollkommener Ordnung". Man stritt sich um die Zeitungen, versenkte sich in die Telegramme und mußte sich überzeugen, daß wir auch in dieser Schlacht geschlagen waren, daß der unzugängliche Ljaojang genommen, daß der „todbringende Pfeil" von der bis „zum Bersten gespannten Sehne" ohnmächtig zu Boden gefallen war, und daß wir uns auf dem Rückzuge befanden.

In den Staffel-Detachements herrschte eine düstere, niedergedrückte Stimmung.

Des Abends saßen wir in einem kleinen Stationssaale und aßen fade, schon mehrmals aufgewärmte Kohlsuppe. Da mehrere Abteilungen zusammengekommen waren, war der Saal mit Offizieren ganz überfüllt. Uns gegenüber saß ein hochgewachsener Stabshauptmann mit eingesunkenen Wangen und neben ihm ein schweigsamer Oberst.

Der Stabshauptmann sprach mit lauter, im ganzen Saal hörbarer Stimme:

„Die japanischen Offiziere haben auf ihre Verpflegung zugunsten der Kriegskasse verzichtet und begnügen sich mit den Rationen des einfachen Soldaten. Der Minister der Volksaufklärung ist, um seinem Vaterlande zu dienen, als gemeiner Soldat in den Krieg gezogen, keiner schlägt sein Leben hoch an; alle sind bereit, es für ihr Vaterland hinzugeben. Warum? Weil sie von einer Idee getragen werden, weil sie wissen, wofür sie kämpfen. Sie sind alle gebildet; jeder Soldat kann lesen und schreiben, besitzt einen Kompaß und eine Karte und hat einen Begriff von der ihm gestellten Aufgabe. Vom Marschall bis zum einfachen Soldaten herunter haben alle nur einen Gedanken, — zu siegen. Und auch die Intendantur denkt an nichts anderes."

„Und bei uns?" fuhr der Stabshauptmann fort. „Wer von uns weiß, warum wir Krieg führen? Wer unter uns ist begeistert? Man hört von nichts sprechen, als von Reiseentschädigungen. Man treibt uns alle wie eine Herde Hämmel. Unsere Generale wissen auch nichts anderes zu tun, als miteinander zu streiten. Die Intendantur stiehlt . . . seht mal die Stiefel unserer Soldaten an — in zwei Monaten sind sie vollständig zerrissen — und doch sind sie von 25 Kommissionen inspiziert worden!"

„Und fortwerfen darf man sie nicht," unterstützte ihn unser Oberarzt. „Die Ware ist nicht verbrannt, nicht verfault . . ."

„Ja. Und beim ersten Regen geht die Sohle kaput. Sagen Sie mir doch gefälligst, kann ein Soldat mit solchen Stiefeln siegen?"

Er sprach so laut, daß alle im Saale ihn verstanden und ihm voll Teilnahme zuhörten. Unser aufsichtführender Offizier sah unruhig zur Seite. Er fühlte sich von diesen

lautgesprochenen kühnen Worten betroffen, und es war ihm nicht wohl zumute. Die Hauptsache sei, meinte er, wie der Stiefel genäht sei. Die Ware der Intendantur sei ausgezeichnet, er habe sie selbst gesehen und könne es bezeugen.

„Und wie Sie wollen, meine Herren," fuhr er mit seiner vollen, selbstbewußten Stimme fort. „Nicht die Stiefel sind die Hauptsache, sondern der in unserer Armee herrschende Geist. Ist dieser Geist gut — so besiegt man den Feind in allen Stiefeln."

„Nein, barfuß, mit Geschwüren und Wunden an den Füßen, kann man den Feind nicht besiegen," erwiderte der Stabshauptmann.

„Ist denn der Geist ein guter?" fragte neugierig ein Oberstleutnant.

„Wir allein sind schuld daran, daß er kein guter ist!" sagte unser Offizier hitzig. „Wir haben es nicht verstanden, den Soldaten zu erziehen. Er brauche eine Idee! Eine Idee! — sagen Sie doch, bitte! Einem Krieger geziemt es nicht, von Ideen zu sprechen, seine Pflicht ist es, ohne Widerspruch in den Krieg zu ziehen und zu sterben."

Die Steppen blieben hinter uns, die Gegend wurde gebirgig. An Stelle der kleinen, verkrümmten Birken traten mächtige Wälder. Der Wind pfiff rauschend durch die Föhren, und das Laub der Espen, die Zierde des Herbstes, erglänzte in zarter Purpur- und Goldfarbe. Bei jeder Eisenbahnbrücke, bei jeder Werststange standen Bahnwärter, und in der Dämmerung hoben sich ihre einsamen Gestalten verschwommen von dem dunkeln Dickicht des Waldes ab.

Nachdem wir Krasnojarsk und Irkutsk passiert hatten,

langten wir spät in der Nacht auf der Station Baikal an. Der Adjutant des Kommandeurs kam uns entgegen, und es erging der Befehl, daß sämtliche Soldaten und Pferde die Wagen sogleich zu verlassen hätten; die Güterwagen mit den Fuhrwerken sollten, ohne umgeladen zu werden, auf den Eisbrecher verbracht werden.

Bis drei Uhr nachts saßen wir in dem kleinen, engen Saal der Station. Am Büfett war außer Tee und Schnaps nichts zu bekommen, da die Küche ausgebessert wurde. Auf dem Perron und im Gepäcksaal schliefen, dicht aneinandergedrängt, unsere Soldaten. Es kam noch eine neue Staffelabteilung hinzu, die mit uns auf den Eisbrecher übergeführt werden sollte. Diese Abteilung war sehr groß; sie bestand aus 1200 Mann; es waren Ersatztruppen, Reservisten aus den Gouvernements Ufa, Kasan und Samara; man sah hier Russen, Tataren, Mordwinen, alles schon ältere Leute, fast Greise.

Schon unterwegs hatten wir diese unglückliche Abteilung gesehen. Die Soldaten trugen rote Epauletten, ohne Ziffern und Zeichen, und wurden von uns das »rote Kommando« genannt. Sie wurden von einem Leutnant geführt. Um allen Sorgen um die Ernährung seiner Leute enthoben zu sein, gab er einem jeden aus der Staatskasse 21 Kopeken per Tag und überließ es im übrigen ihrem eigenen Gutfinden, für ihren Unterhalt zu sorgen. Auf jeder Station liefen die Soldaten nach den benachbarten Läden und kauften sich was zu essen. Aber für eine solche Menge war viel zu wenig Vorrat da, nicht nur an Speisen, sondern auch an kochendem Wasser. Sobald der Zug hielt, stürzten die untersetzten Gestalten mit ihren hervorstehenden Backenknochen, Teekannen in der Hand, heraus und auf die Wächterhäuschen

zu, an denen ein großer Schild mit der Inschrift: „Kochendes Wasser unentgeltlich!“ angebracht war.

„Ich möchte kochendes Wasser!“

„Wir haben keines. Es wird eben gekocht. Die andern Abteilungen haben schon alles genommen.“

Die einen kehrten enttäuscht zurück, die andern blieben mit ernsten Gesichtern, in einer langen Reihe aufgestellt, und warteten. Aber trotz allem Warten bekamen sie bisweilen keinen Tee und liefen mit leeren Kannen zu dem abfahrenden Zug zurück. — Während des Aufenthaltes sangen sie ihre Lieder mit heiseren, schwachen Tenorstimmen; sonderbar, es waren immer Arrestantenlieder — eintönige, langgezogene, apathische Weisen, die ganz zu dem Eindruck paßten, welchen diese Leute hervorriefen.

„Vergeblich ist mein Brummen hier
Vergeblich ich nach außen stier'!
Ich weiß, daß ich verloren bin,
Und Jahr auf Jahr geht nutzlos hin!“

Um drei Uhr nachts ertönte von dem mit schwarzem Nebel bedeckten Baikalsee her ein langgezogener Pfiff. Der Eisbrecher »Baïkal« war gelandet. Auf dem endlos scheinenden Perron gingen wir den Schienen entlang nach dem Hafen. Es war kalt. Neben den Geleisen stand, paarweise aufgestellt, das »rote Kommando«. Die Tornister auf den Schultern und Gewehr bei Fuß standen die Soldaten da, unbeweglich und mit finsteren Gesichtern. Man hörte durch die Kehle gesprochene unbekannte Sprachen. Im Hafen leuchteten hell elektrische Lampen, in der Ferne zeigte sich düster die schwarze Fläche des Sees. Ueber die Rampen führten die Soldaten aufgeregte, nervös zitternde Pferde;

unten schoben die Lokomotiven unter anhaltenden Pfeifensignalen die Güterwagen auf das Dampfschiff. Dann kamen die Soldaten.

Sie kamen in unendlicher Reihe, in grauen, schlotterigen Mänteln, mit umgehängten Tornistern, die Gewehre, mit dem Kolben nach unten, in den Händen tragend. An dem engen Eingange auf das Verdeck drängten sich die Leute zusammen, und es entstand eine Stockung. Seitwärts, auf einer Erhöhung, stand ein Ingenieur und schrie sie an, fast außer sich vor Zorn:

„Was haltet ihr denn? Was drängt ihr euch so? Ach, ihr Teufelskinder! Vorwärts! Warum bleibt ihr denn stehen?" Und die Soldaten drängten, den Kopf senkend, mit aller Kraft vorwärts. Ihnen folgten immer neue — eintönig, grau, mürrisch aussehende Scharen — gleich einer Herde von Schafen.

Im Salon erster Klasse war es hell, warm und behaglich; es roch nach Dampfheizung; auch in den Kajüten war es warm und gemütlich. Der Leutnant, mit weißem Mützenbesatz, der das »rote Kommando« führte, trat ein. Wir stellten uns einander vor. Er schien ein sehr sympathischer Mann zu sein. Nachdem wir miteinander das Abendbrot gegessen hatten, legten wir uns schlafen, teils in den Kajüten, teils im Speisesaal. Früh am Morgen weckte mich Kollege Schanzer. Der Eisbrecher näherte sich langsam dem Hafen.

Die Stallknechte führten die schnaubenden Pferde über die Rampen, unten fuhren die Lokomotiven ein und brachten die Wagen aus dem untern Decke auf die Eisenbahngeleise. Nun kamen die Truppen. Wieder schrien, fast außer sich vor Wut, der Adjutant des Kommandeurs und der liebens-

würdige, sanfte Leutnant mit dem weißen Besatz die Soldaten an. Wieder drängten sich die Leute so dicht als möglich zusammen, mit umgehängten Tornistern und die Gewehrkolben am Boden.

Es war hell geworden. Ueber den See hin jagten schwere, graue Wolken. Vom Hafen gingen wir zum Bahnhof. Auf den Geleisen manövrierten, drohende Pfeifensignale ausstoßend, die Lokomotiven. Es herrschte eine grimmige Kälte. Die Füße wurden eiskalt. Nirgends konnte man sich erwärmen. Die Soldaten saßen und standen da, eng aneinandergeschmiegt, mit düstern, nachdenklichen, resignierten Gesichtern.

Im Wartesaal dritter Klasse herrschte Lärm und Streit. Die frierenden Soldaten verlangten vom Wärter, daß er einheize. Dieser weigerte sich aber, und sagte, er habe kein Recht, Holz zu nehmen. Da machten sie ihm Vorwürfe und beschimpften ihn.

„Ach, euer verfluchtes Sibirien!" riefen die Soldaten voll Entrüstung. „Bindet mir die Augen zu, und ich werde mit verbundenen Augen zu Fuß den Weg nach Hause finden."

„Ich bin nicht aus Sibirien, ich bin auch aus Rußland," sagte der beschimpfte Wärter bissig.

„Was kümmert ihr euch um ihn! Da seht, was für eine Masse Holz hier aufgeschichtet ist. Wir nehmen es einfach und heizen ein!"

Aber sie wagten es nicht. Wir gingen zum Kommandeur und baten ihn um Holz, um im Bahnhof einzuheizen: die Soldaten mußten hier noch fünf Stunden lang warten. Aber es war unmöglich, Holz zu bekommen, absolut unmöglich, denn vor dem ersten Oktober durfte nicht geheizt

werden, und es war erst Anfang September. Das Holz aber lag, zu ganzen Bergen aufgeschichtet, umher. —

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Im Wagen herrschte schneidende Kälte. Es klapperten einem die Zähne. Die Arme und Füße erstarrten wie zu Eis. Der Oberarzt ging selbst zum Kommandeur und verlangte, daß der Wagen geheizt werde. Aber das erwies sich ebenfalls als unmöglich, denn auch die Wagen dürfen erst vom ersten Oktober an geheizt werden.

„Sagen Sie mir doch bitte, wer denn darüber zu entscheiden hat, ob der Wagen jetzt geheizt werden soll oder nicht?" fragte unwillig der Oberarzt.

„Depeschieren Sie an den Chef der Eisenbahnen. Wenn er die Erlaubnis erteilt, so werde ich heizen lassen."

„Sie haben sich wohl geirrt? Soll die Depesche nicht an den Verkehrsminister geschickt werden? Oder vielleicht gar an die Allerhöchste Adresse?"

„Warum nicht? Senden Sie sie an die Allerhöchste Adresse!" sagte der Kommandeur freundlich lächelnd und kehrte ihm den Rücken.

Unser Zug setzte sich in Bewegung. Aus den kalten Wagen der Mannschaften hörte man nicht wie sonst Gesang und Musik; alle drängten sich eng aneinander, in ihre kalten Mäntel gehüllt, düster und mit vor Kälte blauen Gesichtern. Aber am Zuge flogen riesige Holzbeigen vorbei. Auf den Gütergeleisen standen ganze Reihen heizbarer Wagen; nur erlaubte es das Gesetz nicht, sie schon jetzt zu gebrauchen.

Bis zum Baikal waren wir nur langsam gefahren und hatten lange Aufenthalte gehabt. Jetzt, auf der trans-

baikalischen Linie waren wir fast die ganze Zeit wie festgenagelt. Fünf bis sechs Stunden lang mußten wir bei jeder Ausweichstelle warten; wir fahren zehn Werst — und wieder bleiben wir stundenlang auf dem gleichen Flecke stehen. Wir hatten uns an diese Aufenthalte so sehr gewöhnt, daß es auf uns einen ganz ungewöhnlichen Eindruck machte, wenn der Wagen zu schaukeln anfing und das Rasseln der Räder ertönte.

Die Kälte dauerte an; die Soldaten erfroren fast in ihren eisigen Wagen. Auf den Stationen war nichts zu bekommen, — weder Fleisch, noch Eier, noch Milch. Von einem Proviantplatze zum andern fuhren wir bis zu 96 Stunden. Die Abteilungen blieben zwei, sogar drei Tage lang ohne jede Nahrung. Die Soldaten bezahlten mit ihrem eigenen Gelde (auf den Stationen) für ein Pfund Schwarzbrot neun bis zehn Kopeken. Aber auch auf den großen Stationen war nicht genug Brot zu bekommen. Sobald die Bäcker ihre Waren ausverkauft hatten, schlossen sie ihre Läden. Die Soldaten liefen in den Ortschaften herum und flehten die Bewohner um Jesu Willen an, ihnen doch Brot zu verkaufen.

Auf einer Station holten wir eine uns vorausfahrende Abteilung ein, deren Leute für die Front bestimmt waren. Zwischen unsern beiden Zügen umgab ein Haufe Soldaten einen Oberstleutnant, den Führer dieser Abteilung. Der Offizier war blaß, er nahm sich sichtlich zusammen und sprach mit lauter, befehlender Stimme. Vor ihm stand ein junger Soldat; er war ebenfalls bleich.

„Wie heißt du?" fragte ihn der Oberstleutnant in drohendem Tone.

„Lebedjew."

„Nun, du wirst mich noch kennen lernen. Auf jeder Station das gleiche Geschrei! Ich habe euch gestern gesagt, hebt euer Brot auf! Und nun werft ihr, was ihr nicht gegessen habt, zum Fenster hinaus. Wessen Schuld ist's dann, wenn es jetzt kein Brot mehr gibt? Wo soll ich es denn hernehmen?"

„Wir begreifen wohl, daß hier kein Brot zu bekommen ist," erwiderte der Soldat. „Aber wir haben Euer Hochwohlgeboren gestern gebeten, ob wir nicht für zwei Tage Brot nehmen könnten. Sie wußten doch, wie lange wir auf jeder Ausweichstelle stehen bleiben."

„Schweig!" donnerte ihn der Oberst an. „Wenn du noch ein Wort sagst, lasse ich dich arretieren! . . . In die Wagen! Marsch!"

Und er ging. Die Soldaten kletterten verdrossen in ihre Wagen.

„Das heißt, vor Hunger verrecken," sagte launig einer unter ihnen.

Ihr Zug setzte sich in Bewegung. Die Soldaten schauten heraus, — ihre Gesichter waren bleich, nachdenklich und böse.

Immer häufiger begegneten uns Sanitätszüge. An den Haltestellen umgaben alle neugierig die Verwundeten und fragten sie aus. Durch die Fenster konnte man auf ihren Betten die Schwerverwundeten liegen sehen — Wachsgesichter, ganz in Verbände gehüllt. Man bekam eine Ahnung von den greulichen Dingen, die sich „dort" zutrugen.

Ich fragte einen verwundeten Offizier, ob es wahr sei, daß die Japaner unsere Verwundeten erschlügen. Er sah mich verwundert an und zuckte die Achseln.

„Aber tun es unsere Leute etwa nicht? Soviel sie

wollen! Vor allem die Kosaken. Wenn ihnen ein Japaner in die Hände gerät — reißen sie ihm alle Haare einzeln aus."

Auf der Treppe des Soldatenwagens saß ein sibirischer Kosak, dem der Fuß abgenommen war. Er hatte ein breites, gutmütiges Bauerngesicht und trug das Georgskreuz auf seinem Rocke. Er hatte an dem berühmten Handgemenge von Judsjatun bei Wafango teilgenommen, wo sich zwei Kompanien sibirischer Kosaken in einer Schwärmattacke auf eine japanische Schwadron geworfen und sie alle mit ihren Lanzen erstochen hatten.

„Sie haben gute Pferde," erzählte der Kosak, „aber ihre Bewaffnung ist schlecht und taugt nichts; sie haben nur Säbel und Revolver. Als wir mit unseren Lanzen auf sie losrannten, waren sie wie unbewaffnet und konnten nichts gegen uns ausrichten."

„Wie viele hast du getötet?"

„Drei."

Er, mit seinem lieben, gutherzigen Gesicht — er hatte teilgenommen an diesem fürchterlichen Zentaurenkampfe! Ich fragte ihn:

„Nun, und als du sie erstachest, fühltest du da nichts in deinem Herzen?"

„Beim ersten war es mir etwas seltsam und ungemütlich. Es machte mir Angst, einen lebenden Menschen zu erstechen. Aber als ich ihn getötet hatte und er herunterstürzte, da fühlte ich mich von der Wut hingerissen und hätte gerne noch ein Dutzend mehr erstochen."

„Aber bedauerst du nicht, verwundet zu sein? Wärst du nicht froh, dich mit den Japanern noch weiter schlagen zu können? Wie?" fragte ihn unser Schreiber, ein Beamter niederen Ranges.

„Nein, jetzt muß ich daran denken, wie ich meine Kinder ernähre."

Und das grobe Gesicht des Kosaken verdüsterte sich, seine Augen wurden rot und füllten sich mit Tränen. —

Als auf einer der nächsten Stationen der uns vorausgehende Zug abgefahren war, blieben die Soldaten auf den Kommandoruf: „In die Wagen!" ruhig stehen.

„Hört ihr, in die Wagen!" schrie der Offizier vom Dienst ärgerlich die Abteilung an.

Die Soldaten blieben stehen. Einige wollten einsteigen, aber ihre Kameraden hielten sie zurück.

„Wir fahren nicht weiter. Wir haben genug!"

Da erschien der Kommandeur der Abteilung. Zuerst schrien die Offiziere, dann fingen sie an zu fragen, um was es sich handle, warum die Leute nicht weiterfahren wollten. Diese klagten über nichts, und blieben nur hartnäckig dabei:

„Wir wollen nicht weiterfahren."

Sie wurden ermahnt, man sprach von Gehorsam und den Vorgesetzten. Die Soldaten antworteten:

„Mit unsern Vorgesetzten werden wir, wenn die Zeit kommt, schon Abrechnung halten!"

Acht Soldaten wurden arretiert. Die übrigen setzten sich in ihre Wagen und fuhren weiter.

Der Zug fuhr an wilden, finsteren Bergen vorbei, die sich längs eines Flußbettes hinzogen. Ueber dem Zuge hingen mächtige Felsblöcke, die steilen Abhänge waren mit feinem Schutt bedeckt. Ein Hustenstoß schien zu genügen, um die ganze Masse loszulösen und auf den Zug hinunterzustürzen. Beim Mondenschein fuhren wir in der Nähe

der Station Karimsk an einem Erdsturz vorbei. Der Zug fuhr auf einem eben erst in aller Eile hergestellten Geleise. Sachte, sachte schlich er dahin, als hätte er Angst, die fast bis auf den Zug herabhängenden Felsstücke zu streifen. Die alten Wagen knarrten weniger, die Lokomotive pustete seltener, als hielte sie den Atem an. Auf der rechten Seite ragten aus dem kalten, reißenden Flusse heruntergestürzte Felsblöcke und Steinmassen empor.

Hier waren kurz nacheinander drei Bergstürze niedergegangen. Warum drei und nicht zehn oder zwanzig? Ich betrachtete diesen in aller Eile durchbrochenen Gebirgsdurchschnitt und verglich ihn mit den Eisenbahnen in der Schweiz, in Tirol, Italien, und ich fand es begreiflich, daß noch zehn oder zwanzig solcher Erdstürze vorkommen könnten. Und ich dachte an die kolossalen Summen, welche diese schon von Anfang an verpfuschte, wie von Wilden angelegte Bahnlinie verschlungen hatte.

Des Abends fanden sich auf einer kleinen Station wiederum viele Staffelabteilungen zusammen. Ich ging auf den Bahnsteig. Das Tagesgespräch waren Erzählungen von Verwundeten, denen man begegnet war; sie frischten die blutigen Schreckensszenen auf, die sich „dort" ereignet hatten. Es war finster, über den Himmel zogen große Wolken, es wehte ein starker, trockener Wind. Die ungeheuren Fichten am Abhange rauschten dumpf im Winde, ihre Aeste knarrten. Zwischen den Fichten brannte ein großes Feuer, und die Flammen leuchteten zuckend hinaus in die pechschwarze Nacht. In den Wagen wurde gesungen. Von allen Seiten ertönten Lieder, die Stimmen flossen ineinander über, die Luft erzitterte.

„Schlaft ruhig, ihr Freunde, ihr lieben Recken,
Hört nicht den Sturmwind, der heult durch die Luft!
Morgen wird meine Stimme euch wecken,
Die zum Ruhm und zum Tode euch ruft."

Ich ging auf und ab. Die langgezogenen munteren Töne des Liedes »Jermak« wurden schwächer, sie wurden übertönt von einem eintönig-schleppenden, traurigen Arrestantenlied aus einem andern Wagen:

Ich seh' mir diese Suppe an,
Ein Kohlblatt schwimmt darin,
Und hintendrein seh' ich heran
Ein Dutzend Würmer zieh'n.

Aus den weiter hinten stehenden Wagen erklang es in gedehnten und schwermütigen Tönen herüber:

Für das heilige Rußland sterbend . . .

Aber wieder fiel das langgezogene Arrestantenliedchen ein:

Ich sitze hier und weine
Und kau' mein Bißchen Brot,
Als Hund ich euch erscheine,
Als Mensch bin ich euch tot!

Die Töne wirbelten durcheinander, vereinigten sich mit Pfeifen und Geschrei; in die kräftigen Männerstimmen mischte sich, schlangengleich, ein heller Silberklang — jemand begleitete, an ein Glas schlagend. Man stampfte mit den Füßen den Takt dazu, und das Lied brauste in rasend-fröhlichem Wirbel dem rauhen Winde entgegen.

Ich kehrte zurück, — und wieder hoben und senkten sich,

wie träge Wellen, die gedehnten, großartig-düstern Töne des Liedes »Jermak«. Von der entgegengesetzten Seite kam ein Güterzug an. Der Zug mit den Sängern setzte sich in Bewegung. Zwischen den beiden Zügen kräftig widerhallend, schwoll das Lied mächtig an, wie eine Hymne:

„Sibirien ist dem Zaren unterworfen
Und wir lebten nicht vergeblich in der Welt."

Der eine Zug blieb zurück, — und plötzlich, als wäre an der mächtigen Hymne etwas in Stücke gegangen, tönte das Lied dumpf und verklang in der kalten, windigen Nacht.

Als ich am folgenden Morgen erwache, höre ich am Fenster die kindlich-frohe Stimme eines Soldaten.

„Oh, wie warm!"

Der Himmel ist klar, die Sonne brennt. Nach allen Seiten dehnt sich endlos die Steppe aus; unter dem warmen Hauche des Windes wiegt sich das trockene, verbrannte Gras. In der Ferne sieht man abschüssige Hügel; über die Steppe reiten langsam vereinzelte Burjaten, ziehen Herden von Schafen und zweihöckerigen Kamelen. Der Bursche unseres Leutnants, der Baschkir Mohammedka, schaut gierig aus dem Fenster, mit einem Lächeln, das sein flaches Gesicht mit der plattgedrückten Nase ganz in Falten legt.

„Warum lachst du, Mohammed?"

„Kamele!" antwortete er freudig und verwirrt, von Erinnerungen an seine Heimat ergriffen.

Wie warm, wie warm! Man glaubt es kaum, daß es in den letzten Tagen so schwer und so kalt und so trübe war. Ueberall hört man fröhliche Stimmen, überall tönt Gesang.

An den Erdstürzen waren wir vorbei, aber wir fuhren

trotzdem ebenso langsam und hatten ebenso lange Aufenthalte. Dem Marschbefehl gemäß sollten wir schon längst in Charbin sein, aber wir fuhren immer noch auf transbaikalischem Gebiete.

Die chinesische Grenze war nicht mehr fern. Und in der Erinnerung lebte wieder auf, was wir in den Zeitungen über die Chunguſen gelesen hatten, über ihre kalte, wilde Grausamkeit und über die unglaublichen Qualen, mit denen sie die in ihre Gefangenschaft geratenen Russen behandeln. Ueberhaupt das fürchterlichste, was mir seit meiner Aushebung vorgeschwebt hatte, waren diese Chunguſen. Ein eisiger Schauder schüttelte mich schon bei dem bloßen Gedanken an sie.

Bei einer Ausweichstelle stand unser Zug sehr lange. Nicht weit von uns war ein burjatisches Zeltlager sichtbar. Wir gingen hin um es anzusehen. Neugierig empfingen uns schlitzäugige Leute mit ihren platten, zimtbraunen Gesichtern. Auf der Erde krochen nackte, bronzefarbige Kinder herum, Frauen in kunstvollem Haarschmuck rauchten aus langen Pfeifen. Neben der Jurte war ein schmutzig-weißes Schaf mit kleinem Fettschwanz an einen Baum angebunden. Der Oberarzt kaufte es den Burjaten ab und befahl ihnen, es sogleich zu schlachten.

Man band das Schaf los, warf es auf den Rücken, und die Burjaten machten sich an die Arbeit. Sie drückten die Füße und den Kopf des Schafes auf den Boden, ein junger Burjate schnitt mit seinem Messer dem lebenden Schafe den oberen Teil des Bauches auf und griff mit der Hand in den Schlitz hinein. Das Schaf schlug um sich, seine klaren, dummen Augen verdrehten sich und neben der Hand des Burjaten quollen die aufgeblähten, weißen

Eingeweide hervor. Der Burjate wühlte mit der Hand unter den Rippen, die Eingeweide bewegten sich im Takte mit dem raschen Ein- und Ausatmen des Schafes, das immer heftiger zuckte und heiser blökte. Ein alter Burjate mit ausdrucksloſem Gesicht kauerte am Boden, warf uns scheele Blicke zu und drückte mit den Händen die schmale, weiche Schnauze des Schafes zusammen. Der junge Burjate zog durch das Zwerchfell hindurch das Herz heraus, das Schaf zuckte zum letztenmal und seine sich verdrehenden klaren Augen standen still. Die Burjaten fingen an, ihm geschwind die Haut abzuziehen.

Die fremden, platten Gesichter blieben vollständig ausdruckslos und gleichgültig. Die Frauen sahen zu, paſften ihre Pfeifen und spuckten auf den Boden. Und meiner bemächtigte sich der Gedanke: So werden auch uns die Chunguſen den Bauch aufschlitzen, gleichgültig ihre Pfeifen rauchend, und ohne unsere Leiden zu bemerken. Lächelnd sagte ich dies meinen Kameraden. Sie alle zuckten nervös mit den Achseln, und es schien, als wäre auch ihnen dieser Gedanke aufgetaucht.

Das fürchterlichste an allem war diese tiefe Gleichgültigkeit. In der wilden Wolluſt der Baschi-Buſuken, die sich an fremden Qualen berauschen, liegt doch wenigstens etwas Menschliches und Verständliches. Aber diese kleinen, schläfrigen Augen, die gleichmütig aus ihren schiefen Schlitzen auf deine maßloſen Schmerzen sehen — die hinschauen und doch nichts sehen — Brrr! — —

Endlich langten wir auf der Station Mandschuria an. Hier mußten wir umsteigen. Unser Lazarett wurde mit dem Sultanoffs zu einem einzigen Echelon vereinigt, und

wir fuhren gemeinschaftlich weiter. Im Tagesbefehl hieß es, „wir hätten die Grenze des russischen Kaiserreiches überschritten und das Gebiet des chinesischen Kaiserreiches betreten."

Immer noch dieselben wirren Steppen, bald eben, bald hügelig, überall mit gelblichem Grase bedeckt. Bei jeder Station erhob sich ein grauer Turm aus Backsteinen und daneben eine lange, mit Stroh umwickelte Signalstange; auf der Anhöhe — ein Wachtturm auf hohen Pfählen. Die Leute wurden vor den Chunguſen gewarnt. Unter der Mannschaft wurden scharfe Patronen ausgeteilt und auf den Lokomotiven und Plattformen Schildwachen aufgestellt. Wir alle nahmen unsere Revolver aus den Koffern und steckten sie zu uns. Während des Haltes auf der Station Ugunor kam aus der Steppe ein Mongole gelaufen und erzählte, daß die Chunguſen soeben einen aus sieben Mann bestehenden Wachtposten niedergemacht hätten. Sogleich eilte ein Offizier mit neun Grenzsoldaten an Ort und Stelle.

In der Mandschurei bekamen wir einen neuen Marschbefehl und fuhren nun pünktlich danach. Der Zug hielt auf den Stationen die festgesetzte Anzahl von Minuten und fuhr weiter. An eine solche Genauigkeit waren wir gar nicht mehr gewöhnt.

Wir fuhren jetzt zusammen mit Sultanoffs Lazarett. Die Aerzte des Sultanoffschen Lazarettes erzählten uns von ihrem Chef, Herrn Dr. Sultanoff. Er bezauberte alle mit seinen witzigen Reden und seinem liebenswürdigen Benehmen, aber bisweilen versetzte er sie durch seine naivzynische Offenheit in das größte Erstaunen. Er erzählte seinen Aerzten, daß er erst kürzlich, auf den Vorschlag unseres Korpskommandeurs hin, in den Militärdienst ein-

getreten sei; der Dienst sei sehr bequem: er zählte zwar zu den jüngeren Aerzten des Regimentes, wurde aber sehr oft auf lange hinaus und aufs vorteilhafteste abkommandiert; die Aufträge konnte er sehr gut in einer Woche erledigen, erhielt aber sechs Wochen Zeit dazu. Er bekomme für jeden Tag Reiseentschädigung und lebe, wie es ihm behage, ohne Dienst zu tun; dann besorge er in einer Woche seinen Auftrag, komme zurück, versehe ein paar Tage seinen Dienst — und er werde wieder abkommandiert . . . Das heißt, die übrigen Aerzte des Regimentes arbeiteten während der ganzen Zeit an seiner Statt!

Sultanoff saß meistens im Coupé mit seiner Nichte Novizkaja, einem schlanken, wohlgebauten und schweigsamen Fräulein. Ihr einziges Bestreben war, Sultanoff, den sie überschwenglich vergötterte, mit der liebevollsten und sorgfältigsten Pflege zu umgeben. Das ganze Lazarett war in ihren Augen nur dazu da, um den Bequemlichkeiten Alexis Leonidowitschs zu dienen, daß ihm ja zur bestimmten Zeit der Kaffee serviert werde, und daß zu seiner Bouillon auch die Pastetchen nicht fehlten. Wenn Sultanoff das Coupé verließ, knüpfte er mit uns sogleich eine Unterhaltung an. Er sprach mit träger, ernsthafter Stimme, seine spöttischen Augen lachten, und ringsherum lachten alle über seine guten Witze und Erzählungen.

Die zwei anderen Schwestern des Sultanoffschen Lazaretts bildeten rasch einen Mittelpunkt, um den sich die Männer herumgruppierten. Eine von ihnen, Sinaïda Arkadjewna, war ein elegantes, schlankes Fräulein von ungefähr 30 Jahren, die Freundin von Sultanoffs Nichte. Mit schöner, gedehnter Stimme sprach sie über Battistini, Sobinoff und bekannte Grafen und Barone. Es war voll-

kommen unverständlich, was sie in den Krieg geführt hatte. Von der andern Schwester, Wera Nikolaewna, erzählte man, sie wäre die Braut eines Offiziers unserer Division. Sie hielt sich von Sultanoffs Gesellschaft fern. Sie war sehr schön, hatte die Augen einer Nymphe und trug zwei dicke, dicht zusammengeflochtene Zöpfe. Man merkte bald, daß sie daran gewohnt war, sich den Hof machen zu lassen und ihre Verehrer auszulachen; sie war ein kleiner Teufel. Die Soldaten hatten sie sehr lieb; sie kannte alle und pflegte die Erkrankten während der Reise. Unsere Schwestern traten vor denjenigen Sultanoffs ganz in den Hintergrund und betrachteten sie mit geheimer Feindschaft.

Auf den Stationen zeigten sich Chinesen. In ihren blauen Röcken und Hosen kauerten sie hinter ihren Körben und verkauften Sonnenblumensamen, Nüsse, chinesisches Backwerk und Zwieback.

„Eh, was brauchen, Hauptmann? Brauchen Sonnenblumensamen?"

„Zwieback, fünf Kopek zehn Stück. Stark süß!" heulte wild ein bronzefarbener, bis auf den Gürtel nackter Chinese mit unruhigen, diebischen Augen.

Ein Haufe Chinesen schaute, die weißen Zähne fletschend, unbeweglich und aufmerksam auf die rotwangige Wera Nikolaewna.

„Schango? Ist sie schön?" fragten wir stolz, auf die Schwester hinweisend.

„He . . e . . e! Stark schön! — Hübsch!" antworteten rasch die Chinesen, mit dem Kopfe nickend.

Sinaïda Arkadjewna kam. Mit ihrer koketten, schönen, gedehnten Stimme erklärte sie einem Chinesen lachend, daß sie ihren Dsian-Dsiun (Kaiser) heiraten möchte. Der Chinese

hörte zu, konnte lange nichts verstehen und neigte nur höflich den Kopf und lachte. Endlich begriff er.

„Dsian-Dsiun? . . . Dsian-Dsiun? Du will Madame Dsian-Dsiun sein? Ne—e, das nix werden!"

Auf einer Station war ich Zeuge einer kurzen, aber kostbaren Szene. In einen Soldatenwaggon kam träge ein Offizier geschritten und schrie:

„He, ihr Teufel! Schickt mir einen Gefreiten her!"

„Wir sind keine Teufel, sondern Menschen!" ertönte eine ruhige Stimme aus der Tiefe des Wagens.

Es wurde still. Der Offizier stand wie versteinert.

„Wer hat das gesagt?" rief er zornig.

Aus dem Halbdunkel des Wagens trat ein junger Soldat hervor. Die Hand an die Mütze legend, schaute er den Offizier furchtlos an und erwiderte langsam und ruhig:

„Entschuldigen Euer Wohlgeboren, ich glaubte, ein Soldat hätte so geschimpft, aber nicht Euer Wohlgeboren!"

Der Offizier errötete leicht, schalt den Mann, um das Ansehen zu bewahren, aus und ging, indem er seine Beschämung und Verwirrung zu verbergen suchte.

Eines Tages trat in unsern Zug der Oberstleutnant der Grenzwache und bat um die Erlaubnis, in unserm Wagen einige Stationen weit mitfahren zu dürfen. Selbstverständlich wurde ihm dies gestattet. Im schmalen Coupé, die oberen Sitze emporgeschlagen, wurde an einem kleinen Tischchen Wint* gespielt. Wir standen herum und schauten zu.

Der Oberstleutnant nahm Platz und sah ebenfalls zu.

* Ein kompliziertes russisches Kartenspiel.

„Sagen Sie doch bitte! Werden wir in Charbin rechtzeitig, nach dem Marschbefehl eintreffen?" fragte ihn Dr. Schanzer.

Der Oberstleutnant hob erstaunt seine Augenbrauen hoch.

„Rechtzeitig? . . . Nein! Im günstigsten Falle kommen Sie mit zwei- bis dreitägiger Verspätung an!"

„Warum? Seit der Station Mandschuria fahren wir doch sehr pünktlich!"

„Nun, Sie werden es bald selbst sehen! Um und in Charbin stehen 37 Echelons und können nicht weiter. Zwei Geleise sind mit den Zügen des Statthalters Alexjews besetzt, und ein anderes mit dem Zuge des Generals Pflug. Das Manövrieren der Züge ist ganz unmöglich. Außerdem lassen die Pfeifensignale und das Rasseln der Züge den Herrn Statthalter nicht schlafen, und es wurde daher verboten, sie nachts durchzulassen. Alles stockt . . . Was dort alles vorkommt! Doch man spricht besser nicht davon.

Er unterbrach sich und drehte sich eine Zigarette.

„Was kommt denn dort alles vor?"

Der Oberstleutnant schwieg und seufzte tief auf.

„Ich habe es in diesen Tagen mit eigenen Augen gesehen: In einem kleinen, engen Saale drücken sich, wie Heringe in einem Fasse, Offiziere und Aerzte herum; die übermüdeten Schwestern schlafen auf ihren Koffern. Aber in den großen, prachtvollen Saal des neuen Bahnhofs wird niemand eingelassen, weil hier Generalquartiermeister Pflug sein Verdauungsspaziergängchen macht! Sehen Sie, dem Statthalter gefiel der neue Bahnhof, er legte seinen Stab hinein, und alle Ankommenden quetschen sich in dem kleinen, stinkenden, alten Bahnhof herum.

Der Oberstleutnant fing an zu erzählen. Man sah, daß ihm viel auf dem Herzen lag. Er erzählte von der

grenzenlosen Gleichgültigkeit der Oberbefehlshaber, von dem überall herrschenden Chaos, vom Papier, das alles Leben, alles, was arbeiten möchte, erstickt. In seinen Worten kochten Haß und Wut.

„Ich habe einen Freund; er ist Fähnrich im Küsten-Dragoner-Regiment, ein energischer, tapferer Offizier; er hat das Georgskreuz für eine wirklich heldenmütige Tat bekommen. Mehr als einen Monat brachte er auf Rekognoszierungen zu, kommt an den Ljaojang und wendet sich an die Intendantur, um für die Pferde Gerste zu bekommen. ‚Ohne Verlangschein dürfen wir nichts verabfolgen!' Der Schein muß aber die Unterschrift des Regimentskommandeurs tragen. . . . Er sagt: ‚Um Gotteswillen, ich habe mein Regiment schon fast zwei Monate lang nicht mehr gesehen, ich habe keinen Pfennig, um Sie zu bezahlen.' Sie gaben ihm die Gerste nicht. Aber eine Woche später wird der Ljaojang geräumt und der gleiche Offizier verbrennt mit seinen Dragonern die ungeheuren Gerstenvorräte! Oder bei Daschitschao: Drei Tage lang bekamen die Soldaten nichts zu essen und auf alle Anfragen hatte die Intendantur stets nur eine Antwort: ‚Es ist nichts da!' Aber beim Rückzuge öffnet man die Magazine und gibt jedem Soldaten eine Kiste mit Konserven, Zucker und Tee zu tragen! Die Erbitterung der Soldaten kennt keine Grenzen, sie murren unaufhörlich. Sie gehen hungrig und zerlumpt einher. Einer meiner Freunde, ein Hauptmann weinte, als er seine Leute sah! . . . Die Japaner schreien geradezu: „He! Ihr Lumpenkerle! macht, daß ihr fortkommt!" . . . Was aus all dem werden soll, kann man sich gar nicht ausdenken. Kuropatkin hat nur eine Hoffnung, China zum Aufstand zu bringen."

„China? Was wird das nützen?"

„Wie? Dann steckt wenigstens eine Idee dahinter! Meine Herren, es liegt ja keine Idee in diesem Kriege, und darin liegt das ganze Unglück. Wofür kämpfen wir, wofür vergießen wir unser Blut? Ich weiß es nicht; auch Sie nicht; noch viel weniger die Soldaten. Wie ist es möglich, unter diesen Umständen alles das zu ertragen, was der Soldat erträgt? . . . Aber wenn China sich erhebt, dann wird alles auf einmal begreiflich. Kündigt an, daß die Armee zu einer Militärkolonie für die mandschurische Provinz umgewandelt werde und jeder hier eine Landparzelle bekomme, und die Soldaten werden sich schlagen wie Löwen. Es wird ihnen eine Idee vorschweben . . . Aber jetzt? Eine vollständige seelische Erschlaffung, ganze Regimenter laufen davon! . . . Und wir, wir haben schon im voraus feierlich verkündet, daß wir die Mandschurei nicht wollen, daß wir dort nichts zu tun haben! . . . Wir haben uns in ein fremdes Land eingeschlichen, wissen nicht, warum, und machen da Faxen. Wenn wir schon mal eine Gemeinheit begonnen haben, dann müssen wir sie auch voll durchführen, dann liegt in dieser Gemeinheit wenigstens Poesie. Da seht die Engländer! Was sie anfangen, das führen sie auch schneidig durch!"

Im schmalen Coupé brannte auf dem Spieltischchen einsam eine Kerze und beleuchtete die aufmerksamen Gesichter. Der Schnurrbart des Oberstleutnants mit nach oben gedrehten Spitzen, sträubte sich und zitterte. Unser Leutnant entsetzte sich ob diesen lauten, freimütigen Reden und sah ängstlich zur Seite.

„Wer bleibt im Kampfe Sieger?" fuhr der Oberstleutnant fort. „Meine Herren, das ist doch das Abc der

Kriegsführung: Es siegen nur durch Eintracht miteinander verbundene und von Ideen begeisterte Menschen. Wir haben keine Ideen und können sie nicht haben. Aber die Regierung ihrerseits hat alles getan, um auch die Eintracht zu zerstören. Wie sind unsere Regimenter zusammengesetzt? Fünf bis sechs Offiziere und hundert bis zweihundert Mann werden den verschiedenen Regimentern entnommen — und die „Kriegs-Einheit" ist fertig. Wir wollten uns vor Europa sehen lassen: Seht hier! Alle Korps sind auf ihren Plätzen, und die ganze Armee ist wie aus dem Boden gewachsen! . . . Und wie werden bei uns die Orden verteilt? Alles wird getan, um jede Achtung vor Heldentaten zu vernichten, um die russischen Orden in die niedrigste Verachtung zu bringen. Im Lazarett liegen verwundete Offiziere; sie machten die Strapazen einer ganzen Reihe von Schlachten durch. Zwischen ihnen geht ein Ordonnanzoffizier des Statthalters (er hat achtundneunzig Ordonnanzen zu seiner Verfügung) umher und teilt Wäsche aus. Im Knopfloch aber trägt er — den Wladimirorden mit Schwertern. Man frägt ihn: Wofür haben Sie den Orden bekommen? Für die Austeilung der Wäsche? . . . Meine Herren! Es steht fest: Gegen Rußland (der Oberst zeigte über die Schulter hinweg mit dem Daumen nach hinten) hat sich eine große Verschwörung angezettelt, und jetzt gibt es nur einen Ausweg: Kuropatkin muß sich zum Diktator ausrufen, alle diese Alexjew, Pflug, Stakelberg verhaften lassen, aus eigener Macht mit Japan Frieden schließen und sich mit der Avantgarde gegen Petersburg wenden."

Als der Oberstleutnant ging, beobachteten alle längeres Schweigen.

„In jedem Falle charakteristisch!" bemerkte Schanzer.

„Und wie er gelogen hat, mein Gott!“ versetzte träge lächelnd Sultanoff. „Wahrscheinlich hat ihn der Statthalter mit irgendeinem Orden übergangen.“

„Daß er vieles erlogen hat, ist nicht zu bezweifeln,“ gab Schanzer zu. „Sogar, als er sagte, daß in Charbin eine solche Menge von Zügen zurückgehalten würden; wie könnten wir sonst die Fahrtordnung so pünktlich einhalten?“

Als wir am nächsten Morgen erwachten, stand unser Zug still. Schon lange? Schon seit vier Stunden. Es war komisch. Sollten sich die Voraussagen des Offiziers so schnell erfüllen?

Sie gingen in Erfüllung. Wieder gab es auf jeder Station, an jeder Ausweichestelle endlose Aufenthalte. Nirgends war weder kochendes Wasser für die Leute, noch kaltes für die Pferde vorhanden, nirgends konnte man Brot kaufen. Die Leute hungerten, die Pferde standen in den drückend heißen Wagen ohne zu trinken. . . . Statt der Fahrtordnung gemäß schon in Charbin zu sein, waren wir noch nicht einmal in Zizikar angekommen.

Ich sprach mit unserem Zugführer. Er erklärte unsere Verspätung auf dieselbe Weise wie der Oberstleutnant: Die Züge des Statthalters versperren zu Charbin die Geleise, er hatte verboten, während der Nacht Pfeifensignale zu geben, da sie seinen Schlaf störten. Der Zugführer sprach vom Statthalter Alexjew ebenfalls in zornig-spöttischer Weise.

„Er wohnt im neuen Bahnhof, ganz in der Nähe seines Zuges. Dieser steht immer bereit, damit er sich im Falle der Not sofort als erster aus dem Staube machen kann.“

Die Tage vergingen, wir schlichen langsam vorwärts. Eines Abends hielt der Zug an einer Ausweichstelle, ungefähr 60 Werst von Charbin entfernt. Aber der Ma-

schinist behauptete, daß wir dort erst übermorgen ankommen würden. Um die Mittagsstunde des nächsten Tages befanden wir uns noch 40 Werst von Charbin entfernt.

Endlich kamen wir in Charbin an. Unser Oberarzt fragte den Kommandeur, wie lange wir uns hier aufhalten würden.

„Nicht länger als zwei Stunden! Sie fahren ohne umzusteigen direkt nach Mukden."

Wir wollten in Charbin Einkäufe machen, uns nach Briefen und Telegrammen erkundigen, ins Bad gehen . . . Nach zwei Stunden sagte man uns, daß wir um zwölf Uhr nachts abfahren würden; nachher aber hieß es, — nicht vor sechs Uhr morgens. Wir begegneten einem Adjutanten unseres Korpsstabes. Er teilte uns mit, daß alle Geleise derart mit Truppenabteilungen überhäuft wären, daß wir nicht eher als übermorgen weiterfahren könnten.

Und fast auf der ganzen Strecke verfuhren die Kommandeure genau so wie in Charbin. Sehr bestimmt und genau nannten sie den Zeitpunkt für den Abgang des Zuges, und nachdem er verstrichen war, blieben wir noch stunden-, ja tagelang auf dem gleichen Flecke stehen. Es schien, als ob bei der Unmöglichkeit, auch nur einigermaßen Ordnung in die Sache zu bringen, die Kommandeure sich ein Vergnügen daraus machten, die Durchreisenden durch das scharfsinnig erfundene und an sich nicht zu bezweifelnde Märchen zu blenden, daß alles so gehe, wie es gehen sollte.

Der geräumige neue Bahnhof, im modernen Stil und in hellgrüner Farbe, war wirklich vom Statthalter und seinem Stabe besetzt. Im kleinen, schmutzigen alten Bahn-

hof herrschte ein fürchterlicher Wirrwarr. Es war schwierig, sich durch die dichtgedrängte Menge von Offizieren, Aerzten, Ingenieuren, Lieferanten hindurchzuarbeiten. Die Preise waren unsinnig hoch, das Essen ekelhaft. Wir wollten unser Weißzeug waschen lassen, wollten ins Bad gehen, aber niemand konnte uns die nötige Auskunft geben. Bei jeder wissenschaftlichen Versammlung, zu der ein- bis zweitausend Personen zusammenkommen, wird in zuvorkommender Weise ein Auskunftsbureau eingerichtet, wo der Besucher über alles Auskunft und nützliche Winke erhalten kann. Hier aber, im Rücken-Zentrum einer fünfhunderttausendköpfigen Armee, mußte der Neuangekommene seine Erkundigungen bei Stationswärtern, Gendarmen und Fuhrleuten einziehen.

Zum Erstaunen war der Mangel auch der elementarsten Fürsorge von seiten der Regierung für diese enorme Masse von Leuten, welche diese selbe Regierung hieher zusammengezogen hatte. Wenn ich mich nicht irre, wurden auch die »Offiziers-Etappen«, der einfachsten Bequemlichkeit bar und immer überfüllt, erst viel später eingerichtet. In den Hotels bezahlte man für einen elenden Verschlag vier bis fünf Rubel per Tag und sehr oft konnte man nicht einmal ein Zimmer finden; ein, sogar zwei Rubel wurden für das Recht bezahlt, auf dem Korridor schlafen zu dürfen. In Telin befand sich die Oberbehörde der Feldlazarette. Dahin kamen viele Aerzte, die aus der Reserve zur „Verfügung des Feldlazarett-Inspektors" einberufen worden waren. Die Aerzte erschienen, machten über ihre Ankunft Rapport — und mußten sich selbst einrichten, so gut sie konnten. Es geschah, daß sie in den Lazaretten auf dem bloßen Boden, zwischen den Betten der Kranken, übernachten mußten.

In Charbin hatte ich Gelegenheit, mich mit vielen

Offizieren verschiedener Waffengattungen zu unterhalten. Von Kuropatkin sprach man günstig. Er wußte zu imponieren. Man sagte nur, daß er an Armen und Füßen gebunden sei und in seinen Operationen keine Freiheit besäße. Es war unverständlich, wie ein nur einigermaßen selbständiger und willensstarker Mann es dulden konnte, sich so binden zu lassen und die Sache weiterzuführen. Ueber den Statthalter hörte man nur eine Stimme der Entrüstung. Von keinem einzigen hörte ich ein gutes Wort über ihn. Inmitten der unerhört schweren Arbeit der russischen Armee beschäftigte er sich nur mit einer Sache, — mit der Sorge um seine eigene Bequemlichkeit. Gegen Kuropatkin hegte er, wie allgemein bekannt war, die heftigste Feindschaft, legte ihm überall Hindernisse in den Weg, handelte ihm überall entgegen. Diese Feindschaft äußerte sich sogar in den unbedeutendsten Kleinigkeiten. Kuropatkin hatte für den Sommer khakifarbene Blusen und Waffenröcke eingeführt, — dem Statthalter gefielen sie nicht und er verlangte, daß in Charbin die Offiziere nicht anders als in weißen Röcken herumgehen sollten.

Besonders aber empörte alle das Benehmen Stakelbergs. Man erzählte von seiner berühmten Kuh, von seinen Spargeln und davon, wie in der Schlacht bei Wafango eine große Menge Verwundeter auf dem Schlachtfeld zurückgelassen werden mußten, weil Stakelberg mit seinem Zuge den Sanitätszügen den Weg versperrte; während der Schlacht waren zwei Kompanien damit beschäftigt, unaufhörlich Wasser auf die Leinwand zu gießen, die über dem Zuge des Generals ausgespannt war, — denn im Zuge befand sich die Gemahlin des Barons Stakelberg und sie fühlte sich von der Hitze belästigt.

„Aber welches sind denn schließlich talentvolle Führer?" fragte ich die Offiziere.

„Wer? . . . Mischtschenko vielleicht . . . Aber nein, auch nicht. Der ist irrtümlich Kavallerist geworden! . . . Aber da ist einer: Stössel! Von dem sagt man, daß er sich in Port Artur hält wie ein Löwe."

Es ging das Gerücht, daß eine neue Schlacht bevorstände. In Charbin gab es großartige Gelage; der Champagner floß in Strömen, die Kokotten machten großartige Geschäfte. Der Prozentsatz der im Kampfe getöteten Offiziere war so groß, daß ein jeder seinen sichern Tod erwartete. Und im Strudel wildester Zecherei nahmen sie vom Leben Abschied.

Achtundvierzig Stunden später befanden wir uns auf der Fahrt nach dem Süden.

Ringsherum dehnten sich gutgepflegte Kaoljan- und Tschumis-Felder aus. Die Erntezeit war da. Ueberall sah man die blauen Gestalten der arbeitenden Chinesen. In den Dörfern ragten an den Kreuzwegen die grauen Türme der Pagoden empor, die von weitem wie Bienenkörbe aussahen.

Es war wahrscheinlich, daß man uns aus den Wagen direkt in den Kampf führen würde. Die Offiziere und Soldaten wurden ernster. Alle hielten sich strammer und es wurde leichter, die Disziplin aufrecht zu erhalten. An Stelle des schrecklichen, ahnungsvollen Gefühls, das in der Ferne die Seele vor Entsetzen erzittern machte, das sich aber in der Nähe weniger schrecklich zeigte, trat eine ernste, feierliche Stimmung.

Drittes Kapitel.

In Mukden.

„Jetzt fängt der Blödsinn an." — Unglaubliche Wirtschaft im Lazarett. — Erlaubte und unerlaubte Diagnosen. — Mangel am Nötigsten. — Offiziere als Drückeberger. — Ein gewesener Polizeimeister als Hospitalinspektor! — Gewissenlose Rücksichtslosigkeit des Statthalters. — Der kranke Soldat ein Paria. — Sultanoffs Krankenschwestern. — Abermals ein sinnloser Umzug.

Wir sind am Ziele. Dem Marschbefehl gemäß hätten wir um zehn Uhr früh ankommen sollen, es war aber schon zwei Uhr als wir eintrafen. Unser Zug wurde auf das Reservegeleise übergeführt, und die Stationsbehörde trieb mit dem Ausladen zur Eile an. Dieses nahm drei Stunden in Anspruch. Währenddem aßen wir im engen, überfüllten und schmutzigen Speisesaal des Bahnhofs zu Mittag. Unerhört dichte Wolken von Fliegen summten in der Luft, fielen massenhaft in die Suppe, gerieten in den Mund. Fröhlich zwitschernd machten Schwalben, den Wänden des Saales entlang fliegend, Jagd auf sie.

Hinter dem Zaun des Perrons schichteten unsere Soldaten auf dem Boden Säcke voll Hafer auf; der Oberarzt stand dabei und zählte sie. Da trat rasch ein Stabs-Ordonnanzoffizier unserer Division zu ihm heran.

„Guten Tag, Doktor! . . . Sind Sie da?"

„Ja. Wo sollen wir hin?"

„Ich werde Sie führen. Deswegen bin ich gekommen."

Um fünf Uhr war alles aus- und umgeladen, die Pferde wurden vor die Fuhrwerke gespannt und wir machten uns auf den Weg. Wir fuhren um das Stationsgebäude herum

und schwenkten dann rechts ab. Ueberall marschierten Infanteriekolonnen; mit betäubendem Lärm rasselte Artillerie dahin. In bläulicher Ferne sah man eine Stadt, und ringsum in den Biwaks stiegen Rauchsäulen auf.

Wir hatten drei Werst zurückgelegt, als uns, von einem Kurier begleitet, der Verwalter des Sultanoffschen Lazaretts entgegengeritten kam.

„Zurück, meine Herren!"

„Wieso zurück? Unsinn! Die Stabsordonnanz hat uns gesagt, hierher."

Unser Verwalter und der Ordonnanzoffizier traten hinzu.

„Was gibt's? . . . Hierher, hierher, meine Herren," sagte der letztere beruhigend.

„Der älteste Adjutant im Stab hat mir gesagt: Zurück nach dem Bahnhof!" entgegnete der Verwalter des Sultanoffschen Lazaretts.

Der Ordonnanzoffizier und unser Verwalter galoppierten davon zum Stabe. Unsere Fuhrwerke hielten an. Die Soldaten, welche seit gestern abend nichts mehr gegessen hatten, setzten sich finster und mürrisch an den Straßenrand und fingen an zu rauchen. Es wehte ein scharfer, kalter Wind.

Der Verwalter kehrte allein zurück.

„Ja, es heißt: Zurück, nach Mukden," sagte er. „Dort wird der Feldmedizinalinspektor uns sagen, wo wir uns etablieren sollen."

„Vielleicht müssen wir nochmals umkehren. Warten wir lieber hier," entschied der Oberarzt. „Und Sie reiten zum Medizinalinspektor und fragen ihn!" wandte er sich zum Gehilfen des Verwalters.

Dieser jagte der Stadt zu.

„Jetzt fängt der Blödsinn an . . . Wie? Habe ich es euch nicht gesagt?“ — versetzte boshaft Kollege Seljukoff, und er schien fast froh darüber zu sein, daß seine Prophezeiung eingetroffen war.

Die Sonne ging unter und wir standen noch am gleichen Flecke. In der Ferne sahen wir undeutlich auf einer Eisenbahnkurve den prächtigen Zug Kuropatkins stehen und die Schildwachen vor den Waggons auf und ab gehen. Unsere Soldaten saßen in gereizter Stimmung und erschöpft am Wege und kauten Brot, soweit sie welches hatten.

Endlich kam der Gehilfe des Verwalters.

„Der Medizinalinspektor sagt, er wisse von nichts.“

„Daß sie alle der Teufel hole!“ fluchte der Oberarzt wütend. — „Wir gehen jetzt zum Bahnhof zurück und biwakieren dort. Sollen wir denn hier auf dem Felde die ganze Nacht herumfrieren?“

Unser Fuhrpark machte in der Nähe eines Brunnens halt. Die Pferde wurden abgespannt, die Soldaten trugen Holz zusammen und kochten Wasser in ihren Geschirren. Der Oberarzt ging selbst hin, um sich zu erkundigen, wohin wir uns begeben oder was wir überhaupt tun sollten.

Es wurde Nacht; es war kalt und unangenehm, die Soldaten schlugen die Zelte auf. Seljukoff stand — verfroren, mit geröteter Nase und Wangen — unbeweglich da, die Hände in den Aermeln seines Mantels vergraben.

„Ach, wie schön wäre es jetzt in Moskau,“ seufzte er, „man würde Tee trinken und in die Oper »Eugen Onegin« fahren.“

Der Oberarzt kam zurück.

„Morgen werden wir uns etablieren,“ erklärte er.

„Sehen Sie dort die zwei steinernen Baracken hinter der Straße. Gegenwärtig befindet sich das Hospital der ** Division darin, aber morgen wird es geräumt und wir ziehen ein."

Dann ging er zu den Fuhrwerken.

„Was sollen wir hier tun? Kommen Sie, meine Herren, wir wollen dort drüben hin und mit den Aerzten Bekanntschaft machen," schlug Schanzer vor.

Wir begaben uns in die Baracken. In einem kleinen steinernen Anbau saßen etwa acht Aerzte beim Tee. Wir stellten uns vor und ließen unter anderm verlauten, daß wir sie am nächsten Tage ablösen würden.

Sie machten lange Gesichter.

„So, so! Aber wir haben uns ja kaum eingerichtet; wir glaubten, wir blieben lange hier."

„Sind Sie denn schon lange da?"

„Lange! Erst vor vier Tagen haben wir die Baracken bezogen."

Ein hochgewachsener, wohlbeleibter Arzt, in einer Lederjacke mit Epauletten, tat einen enttäuschten Pfiff.

„Nein, erlauben Sie, meine Herren, aber was soll denn mit uns geschehen?" fragte er. „Sie verstehen, das ist schon der fünfte Umzug, den ich in diesem Lazarett hier seit einem Monat erlebe."

„Gehören Sie denn nicht zu den Uebrigen, die erst vor vier Tagen hierhergekommen sind?"

Er erhob die flache Hand und zuckte die Achseln.

„Oh nein! Das wäre ein Glück! Wir, ich und meine drei Kollegen hier, haben den idealsten Hundedienst. Wir sind hierherbefohlen „zur Verfügung des Feldlazarettmedizinalinspektors". Und hören Sie, auf welche Weise man

über uns verfügt! Ich war in einem Sammel-Hospital zu Charbin tätig und besorgte dort neunzig Betten. Plötzlich erhalte ich vor einem Monat vom Feldmedizinalinspektor Gorbazewitsch den Befehl, unverzüglich nach Yanta zu fahren. Er sagte mir: ‚Nehmen Sie nur Wäsche zum einmaligen Wechseln mit, denn Sie gehen nur auf vier oder fünf Tage'. Ich reiste ab, komme in Mukden an — und hier zeigte es sich, daß Yanta schon den Japanern übergeben ist. So ließ man mich und meine drei Kollegen hier in Mukden, in diesem Gebäude — wo wir unser acht eine Arbeit verrichten, zu der drei oder vier Aerzte genügen. Die Lazarette werden jede Woche verlegt, wir aber bleiben, so daß man wohl sagen kann, wir seien zu diesem Gebäude kommandiert," lachte er.

„Nun, haben Sie Ihre Lage schon angezeigt?"

„Natürlich, sowohl dem Inspektor des Hospitals, als auch Gorbazewitsch. ‚Man braucht Sie hier, warten Sie!' Und ich habe nur für eine Woche frische Wäsche, eine Lederjacke aber keinen Mantel; denn vor einem Monat herrschte noch eine fürchterliche Hitze. Aber jetzt friert es nachts. Ich ersuchte Gorbazewitsch um die Erlaubnis, meine Habseligkeiten aus Charbin holen zu dürfen, ich erinnerte ihn daran, daß ich seinetwegen hier ohne Kleider sitze. ‚Nein, nein, das ist unmöglich! Man braucht Sie hier!'" —

Während der Nacht fror es uns in den Zelten. Es wehte ein schneidend kalter Wind, der uns den Staub unter die Zelte jagte. Am Morgen tranken wir Tee und begaben uns zu den Baracken.

Neben denselben gingen schon in Begleitung der Oberärzte zwei Generäle hin und her; der eine von ihnen, ein

Kombattant, war der Chef des Sanitätswesens Th. Trepoff, der andere, ein Arzt, der Feldlazarettmedizinalinspektor Gorbazewitsch.

„Daß heute beide Lazarette geräumt werden, hören Sie?" sagte Trepoff gebieterisch und nachdrücklich.

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Ich trat in eine Baracke. Alles lag drunter und drüber. Die Lazarettsoldaten waren damit beschäftigt, die Effekten in Bündel zu verpacken und auf die Fuhrwerke zu laden, während vom Biwak her unser Gepäck herbeigeführt wurde.

„Und wohin gehen Sie jetzt?" fragte ich die Aerzte, die wir ablösten.

„Irgendwohin, drei Werst hinter der Stadt; wir sollen uns in Fansen* einrichten."

Die geräumige Steinbaracke mit ihren großen Fenstern war dicht mit hölzernen Bettstellen besetzt, und auf allen lagen kranke Soldaten. Und auf folgende Weise ging der Umzug vor sich. Und welch ein Umzug! Alles mußte geräumt werden, mit Ausnahme der Wände, der Bettladen und — der Kranken. Den Kranken nahm man die Bettwäsche fort und zog die Matratzen unter ihnen weg; von den Wänden entfernte man die Waschbecken, man las alle Handtücher zusammen, alles Geschirr, die Löffel. Gleichzeitig brachten wir unsere Matratzensäcke herbei, aber wir hatten nichts, um sie zu füllen. Der Gehilfe des Inspektors wurde fortgeschickt, um Tschumisstroh zu kaufen, aber inzwischen mußten die Kranken auf den bloßen Brettern liegen. Für die Kranken wurde das Mittagessen gekocht — die Speisen dazu hatten wir der fortziehenden Ambulanz abgekauft.

* Namen der chinesischen Meiereien.

Da trat einer der „zum Gebäude kommandierten" Aerzte herein und sagte besorgt:

„Meine Herren, beeilen Sie sich mit dem Essen, um ein Uhr müssen die evakuierten Kranken auf dem Bahnhof sein."

„Sagen Sie doch bitte, worin besteht denn eigentlich hier unsere Aufgabe?"

„Sehen Sie, von der Gefechtslinie und den umliegenden Ortschaften werden die Kranken und Verwundeten hierhergeschafft. Sie untersuchen sie hier. Die nur ganz leicht Erkrankten oder Verwundeten, die in ein bis zwei Tagen geheilt sind, behalten Sie hier, die übrigen aber evakuieren Sie auf die Sanitätszüge mit diesen Billeten da. Hierher kommt der Name, da der Stand oder Beruf, dann die Diagnose. . . . Ja, meine Herren, und die Hauptsache!" rief er, sich plötzlich an etwas erinnernd, und seine Augen nahmen einen humoristisch-heiteren Ausdruck an. — „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es die Oberbehörde nicht duldet, wenn die Aerzte „leichtsinnige" Diagnosen stellen. In Ihrem Leichtsinn werden Sie sicher für die Mehrheit der Kranken die Diagnose auf »Ruhr« und »Unterleibstyphus« stellen. Aber denken Sie immer daran, daß der „Gesundheitszustand der Armee ein ausgezeichneter" ist, daß es bei uns überhaupt keine Ruhr gibt, sondern nur »Enterocolitis«; Unterleibstyphus kann ausnahmsweise vorkommen, im allgemeinen ist aber fast alles — »Influenza«.

„Eine schöne Krankheit, diese — Influenza," lachte Schanzer fröhlich auf. „Man sollte dem, der sie erfunden hat, ein Denkmal setzen!"

„Eine segenbringende Krankheit . . . Im Anfange schämten wir uns vor den Aerzten der Sanitätszüge; aber

später erklärten wir ihnen rund heraus, daß sie unsere Diagnosen nicht ernst nehmen sollten, daß wir Unterleibstyphus wohl zu unterscheiden vermöchten, aber . . ."

Es kamen noch andere hierherkommandierte Aerzte. Es war halb eins.

„Warum machen Sie Ihre Kranken nicht zur Räumung bereit, meine Herren? Um ein Uhr müssen Sie unbedingt auf dem Bahnhofe sein."

„Wir haben uns mit dem Mittagessen verspätet. Wann geht der Zug?"

„Um sechs Uhr abends, aber General Trepoff wird sehr böse, wenn Sie sich auch nur um eine Viertelstunde verspäten. . . . Vorwärts, vorwärts, Kinder, macht daß ihr mit dem Essen fertig werdet! Wer zu Fuß nach dem Bahnhof gehen muß, soll sich am Ausgang draußen aufstellen!"

Die Kranken schluckten hastig ihr Essen hinunter; der Arzt hielt sie energisch zur Eile an. Unsere Soldaten trugen die schwächlichen Kranken auf Bahren hinaus.

Endlich setzte sich der Transport der evakuierten Kranken in Bewegung. Man führte nun Stroh herbei und begann, die Matratzensäcke zu stopfen. Die Türen gingen immer auf und zu, die Fenster schlossen schlecht; in dem großen Saale zog es furchtbar, und auf den Betten lagen, ohne Matratzen, die abgemagerten, erschöpften Soldaten und hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel.

Aus einem Winkel starrten mich voll grimmigen Hasses ein Paar schwarze, glühende Augen unter einem Mantel hervor an. Ich ging hin. Auf einer Bettstelle an der Wand lag ein schwarzbärtiger Soldat mit tief eingefallenen Wangen.

„Willst du etwas?" fragte ich.

„Schon eine ganze Stunde lang bitte ich um einen Trunk Wasser!" antwortete er erbittert.

Ich sagte es einer gerade vorbeigehenden Schwester. Sie hob bedauernd die Arme hoch.

„Er bittet schon lange darum. Ich habe es auch schon dem Oberarzt und dem Verwalter gesagt. Ueberall herrscht die Ruhr und so darf ungekochtes Wasser nicht gereicht werden, aber gekochtes haben wir nicht. In der Küche befanden sich Kochkessel, aber sie gehörten dem abgezogenen Lazarett; das nahm sie auch mit. Für uns aber wurden noch keine gekauft."

Ins Aufnahmezimmer kamen immer neue Gruppen von Kranken. Die Soldaten waren erschöpft, zerlumpt, voller Läuse; einige sagten, daß sie schon mehrere Tage nichts gegessen hätten. Es war ein ununterbrochenes Gedränge, nirgends konnte man sich hinsetzen.

Ich aß im Bahnhof zu Mittag. Als ich zurückkam, ging ich durch das Aufnahmezimmer am Verbandsaale vorbei. Dort sah ich auf einer Tragbahre einen vor Schmerz stöhnenden Artilleristen liegen. Das eine Bein steckte im Stiefel, das andere — in einem wollenen, mit schwarzem Blute durchtränkten Strumpfe; der Stiefel lag zerschnitten daneben.

„Euer Wohlgeboren, seien Sie so gut, und verbinden Sie mich! . . . Schon eine halbe Stunde liege ich hier."

„Aber was hast du?"

„Ich war gefallen, und mein Bein wurde gerade, als es auf einem Steine lag, von einem Munitionswagen überfahren."

Da kam unser ältester Arzt Gretschichin mit einer barmherzigen Schwester hinzu, welche ein paar Verbandartikel bei sich trug. Er war ein kleiner, dicker Mann, und auf seinem Gesichte spielte ein gutmütiges, zögerndes Lächeln. Er hielt sich krumm, und die Uniform nahm sich auf seiner gebückten Landarztfigur gar eigentümlich aus.

„Nun, so müssen wir eben einstweilen so verbinden," sagte er halblaut zu mir, indem er hilflos mit den Achseln zuckte. „Wir haben nichts zum Abwaschen: Der Apotheker kann keine Sublimatlösung zubereiten — weil er kein kochendes Wasser hat. Weiß der Teufel! . . ."

Ich ging hinaus. Es begegneten mir zwei Aerzte, die hierher kommandiert waren.

„Heute haben Sie Dienst?" fragte mich der eine.

„Jawohl."

Er zog die Augenbrauen in die Höhe, sah mich lachend von oben bis unten an, und schüttelte den Kopf.

„Nun, sehen Sie! Wenn Sie Trepoff in den Weg kommen, dann setzt es für Sie womöglich eine unangenehme Geschichte ab. Sie haben ja keinen Säbel um!"

„Was soll das heißen? Keinen Säbel? Inmitten einer solch allgemeinen Unordnung und Kopflosigkeit an solch eine Kinderei zu denken!"

„Aber gewiß," fuhr er fort. „Sie führen einen Dienst aus und müssen daher einen Säbel tragen."

„Nun, das wird er jetzt doch wohl nicht verlangen," bemerkte der andere beruhigend. — Er wußte, daß der Säbel dem Arzt beim Verbinden hinderlich ist.

„Ich weiß nicht . . . Mir drohte er mit Arrest, weil ich keinen Säbel trug." —

Und überall dasselbe! Die Schwestern kamen und

sagten, daß es an Seife, an Nachtstühlen für die schwachen Kranken fehle.

„So sagen Sie es dem Verwalter."

„Wir haben es ihm schon ein paarmal gesagt; aber Sie wissen ja, wie er ist. ‚Wenden Sie sich an den Apotheker, und wenn der nichts hat, an den Zeughauswärter.' Aber der Apotheker sagt, er habe nichts und dasselbe sagt auch der Zeughauswärter."

Ich suchte den Verwalter auf. Er stand mit dem Chefarzt am Eingang der Baracke. Dieser war eben erst von irgendwoher zurückgekehrt und sagte mit lebhafter, zufriedener Miene zu dem Verwalter:

„Ich habe es soeben vernommen — der Marktpreis für Hafer ist hier — 1 Rubel 85 Kopeken!"

Als er mich sah, schwieg er plötzlich. Aber uns allen war seine Geschichte mit dem Hafer schon längst bekannt. Er hatte nämlich unterwegs in Sibirien - ungefähr tausend Pud* Hafer zum Preise von 45 Kopeken eingekauft, sie auf seinem Etappenwege hierhergebracht, und machte nun Anstalt, diesen Hafer als hier, in Mukden, für das Lazarett angekauft, eintragen zu lassen. So steckte er auf einmal mehr als tausend Rubel in die Tasche.

Ich berichtete dem Verwalter wegen der Seife und dem übrigen.

„Ich weiß nicht, fragen Sie den Apotheker," antwortete er gleichgültig und sogar etwas erstaunt.

„Der Apotheker hat nichts, Sie müssen das alles haben."

„Nein, ich habe nichts."

„Hören Sie, Arkadius Nikolajewitsch, ich habe mich schon mehr als einmal davon überzeugt, der Apotheker

* 1 Pud = 16,380 kg.

weiß genau, was er hat. Sie aber wissen nicht, was in Ihrem Besitz ist."

Der Verwalter brauste auf.

„Das mag sein! . . . Aber, meine Herren, ich kann nicht! Ich gestehe es offen — ich kann nicht und weiß nichts!"

„Aber wie soll man es in Erfahrung bringen, wo die Sachen sind?"

„Man muß in allen Lagerbüchern nachschlagen und den Wagen ausfindig machen, in dem diese Sachen untergebracht sind. . . . Gehen Sie, wenn Sie wollen, und schauen Sie nach!"

Ich warf dem Chefarzt einen Blick zu. Er tat so, als ob er unser Gespräch nicht hörte.

„Gregor Jakowljewitsch! Sagen Sie, bitte, wen geht dies an?" fragte ich ihn.

Der Oberarzt wich mit seinen Augen aus.

„Um was handelt es sich? . . . Selbstverständlich, Arbeit gibt es für den Arzt genug. Gehen Sie, Arkadius Nikolajewitsch, und ordnen Sie die Sache an." —

Es war Abend geworden. Die Schwestern in ihren weißen Schürzen mit roten Kreuzen gingen herum und teilten den Kranken Tee aus. Sorgsam reichten sie ihnen Brot und gaben den schwächern auf sanfte und liebereiche Weise zu trinken. Und es schien, als ob diese braven Mädchen durchaus nicht jene langweiligen, uninteressanten Schwestern wären, für die man sie unterwegs hielt.

„Haben Sie nicht soeben einen Tscherkessen aufgenommen?" fragte mich eine Schwester.

„Ja."

„Aber sein Kamerad liegt bei ihm und will nicht weggehen."

Auf dem Bette lagen nebeneinander zwei Dagestaner. Der eine von ihnen zog seinen Kopf in die Schulter und sah mich mit schwarzen, glühenden Augen an.

„Bist du krank?" fragte ich ihn.

„Nein!" antwortete er herausfordernd, das Weiße seiner Augen zeigend.

„Dann darfst du hier nicht liegen, geh fort!"

„Ich gehe nicht."

Ich zuckte die Achseln.

„Was ist mit ihm? Na, er mag einstweilen hierbleiben . . . Leg dich in das andere Bett, solange es nicht besetzt ist, hier bist du deinem Kameraden lästig."

Die Schwester reichte ihm einen Becher mit Tee und ein großes Stück Weißbrot. Der Dagestaner schaute ganz erstaunt auf und streckte ungläubig die Hand aus. Gierig trank er den Tee aus und aß das Brot bis aufs letzte Krümchen auf. Dann erhob er sich plötzlich und neigte sich tief vor der Schwester.

„Danke, Schwesterchen. Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen."

Und er warf seine hellrote Kapuze über die Schulter und ging. —

Der Tag ging zur Neige. In der geräumigen, finsteren Baracke leuchteten trübe einige Laternen, durch die schlechtschließenden, großen Fenster strömte kalte Zugluft herein. Die kranken Soldaten schliefen, in ihre Mäntel gehüllt. In einer Ecke der Baracke, wo die kranken Offiziere lagen, glimmten Kerzen neben den Kopfkissen; einige Offiziere lasen liegend, andere plauderten oder spielten Karten.

In einem anstoßenden Zimmer tranken wir unsern Tee. Ich sagte dem Oberarzt, daß es unumgänglich notwendig wäre, die schlechtschließenden Fenster zu reparieren. Er lachte.

„Glauben Sie denn, daß dies so leicht zu machen sei? Ach, Sie kennen den Krieg schlecht! Wir haben nicht einmal Geld für die Reparaturen der Wohnungen und sind auf die Zelte angewiesen. Man hätte vielleicht das Geld aus dem Reservefonds nehmen können, aber wir besitzen keinen solchen, da das Feldlazarett eben erst errichtet worden ist. Wir müssen erst der Oberbehörde einen Rapport einreichen, um eine Zahlungsanweisung zu erhalten."

Und er sprach von der Verzögerung, mit der jede Geldforderung verbunden sei, von den beständig vorkommenden Defiziten. Er erzählte uns von geradezu unglaublichen und unsinnigen Fällen, aber hier mußte man allem glauben . . .

Um elf Uhr nachts trat unser Korpskommandeur in die Baracke. Den ganzen Abend hatte er in Sultanoffs Lazarett, das in einer benachbarten Baracke etabliert war, zugebracht. Offenbar hielt er es des Anstandes wegen für geboten, nun auch in unsere Baracke einen Blick zu werfen.

Der General schritt durch die Baracke, stand vor jedem noch wachen Kranken still und fragte gleichgültig: „Was fehlt dir?" Der Oberarzt und der Verwalter folgten ihm ehrerbietig. Beim Fortgehen sagte der General:

„Es ist sehr kalt in der Baracke und es zieht."

„Weder Türen noch Fenster schließen recht, Exzellenz," versetzte der Oberarzt.

„Lassen Sie sie reparieren."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Als der General fort war, fing der Oberarzt zu lachen an.

„Aber wenn sich ein Defizit herausstellt, wird er dann für mich bezahlen?"

An den folgenden Tagen herrschte die gleiche Unordnung. Die Ruhrkranken ließen sich gehen, beschmutzten die Matratzen, aber Waschseinrichtungen gab es nicht. Fünfzig Schritte von der Baracke entfernt waren vier Abtritte; sie dienten allen umliegenden Gebäuden, darunter auch dem unserigen. (Bis zur Schlacht von Ljaojang wurden sie, wie es scheint, als Kaserne für die Grenzwächter benutzt.) Im Innern waren diese Aborte voll Kot, die Sitzbretter waren durchgehends mit den blutig-schleimigen Abgängen der Ruhrkranken besudelt, und hierher kamen sowohl Kranke als Gesunde. Niemand reinigte diese Aborte; sie waren für alle umliegenden Gebäude bestimmt, und die Aufseher konnten sich deshalb nicht darüber verständigen, wer sie reinigen sollte.

Es kamen neue Kranke und die alten wurden von uns auf die Sanitätszüge evakuiert. Es erschienen auch viele Offiziere; ihre Klagen waren meist sonderbar und unbestimmt, da sich keine objektiven Symptome konstatieren ließen. In der Baracke waren sie lustig, und niemand hätte gedacht, daß sie krank wären. Und alle baten nachdrücklichst, sie nach Charbin zu evakuieren. Es gingen Gerüchte, daß dieser Tage eine neue Schlacht bevorstände, und es wurde verständlich, was diesen Kriegern fehlte. Und noch begreiflicher wurde dies, als sie weitläufig und bescheiden anfingen, sich gegenseitig und uns ihre Heldentaten in den vergangenen Schlachten zu erzählen.

Und daneben — das gerade Gegenteil. Es kam ein ussurischer Hauptmann, ein schöner junger Mann, mit von der Sonne verbranntem Gesicht, und kleinem, schwarzem Schnurrbart. Er litt an sehr heftiger Ruhr und man mußte ihn evakuieren.

„Nicht um alles in der Welt! Nein, Doktor, Sie werden mich hier schon wieder gesund machen."

„Hier geht es nicht — eine zweckmäßige Diät ist hier unmöglich, und die Räumlichkeiten sind ungenügend."

„Ach, es wird schon gehen! Es kommt jetzt bald zur Schlacht, meine Kameraden ziehen in den Kampf und ich soll fort müssen . . . Nein, da bleib ich doch lieber hier."

Eines Abends trat ein rotbärtiger, magerer General rasch in die Baracke ein. Doktor Seljukoff hatte Dienst. Die kurzsichtigen Augen hinter der Brille weit aufsperrend, stelzte er mit seinen Kranichbeinen langsam in der Baracke auf und ab.

„Wieviel Patienten haben Sie?" fragte ihn der General mit trockenem, durchdringendem Tone.

„Momentan ungefähr 90."

Der General betrachtete ihn schweigend von Kopf bis zu Fuß.

„Hören Sie! Wissen Sie denn nicht, daß, wenn ich hier ohne Mütze bin, Sie die ihre nicht aufbehalten dürfen?"

„Ich wußte es nicht . . . Ich bin von der Reserve."

„Ah, Sie sind von der Reserve! Nun, so setze ich Sie eine Woche in Arrest, dann werden Sie nicht mehr von der Reserve sein! Wissen Sie, wer ich bin?"

„Nein."

„Ich bin der Inspektor des Hospitals. Wo ist Ihr Oberarzt?"

„Er ist in die Stadt gefahren."

„Nun, dann sein ältester Gehilfe. Wer vertritt ihn hier?"

Die Schwestern liefen zu Gretschichin und flüsterten ihm zu, die Mütze abzunehmen. Da flog einer der hierherkommandierten Aerzte zum General und rapportierte, indem er sich bolzengerade aufrichtete:

„Exzellenz! Im ** beweglichen Feldlazarett liegen 98 Kranke, worunter 14 Offiziere und 84 Gemeine."

Der General nickte befriedigt und wandte sich an den näherkommenden Gretschichin:

„Was ist das hier für eine Unordnung! Die Kranken liegen mit ihren Mützen im Bett und selbst die Aerzte gehen in ihren Mützen spazieren . . . Sehen Sie nicht, daß hier Heiligenbilder hängen?"

Gretschichin sah sich um und erwiderte mit milder Stimme:

„Hier sind keine Heiligenbilder."

„Wieso nicht?" rief der General empört. „Warum haben Sie keine? Was ist das für eine Unordnung! . . . Und auch Sie, Oberstleutnant!" wandte er sich zu einem der kranken Offiziere, „Sie, die Sie den Soldaten ein gutes Beispiel geben sollten, liegen selbst mit der Mütze im Bett! . . . Warum haben die Soldaten ihre Gewehre und Tornister bei sich?" schrie er wieder Gretschichin an.

„Wir haben kein Zeughaus."

„Diese Unordnung! . . . Alles fährt herum, sogar die Gewehre, — das ist kein Lazarett, das ist eine Trödlerbude!"

Der General ging, von den Aerzten begleitet, weiter, und unaufhörlich schalt er zornig und unsinnig darauf los.

Am Ausgange begegnete er dem gerade hereinkommenden Korpskommandeur.

„Morgen werde ich Ihnen meine beiden Lazarette wegnehmen," sagte der Korpskommandeur, ihn grüßend.

„Aber wie, Exzellenz, sollen wir denn hier ohne Lazarette bleiben?" erwiderte der Inspektor plötzlich mit ganz anderer, bescheidener und sanfter Stimme. Er war nur Generalmajor, der Korpskommandeur dagegen — wirklicher General.

„Ich weiß weiter nichts, aber die Feldlazarette müssen bei uns sein, und wir beziehen morgen eine Stellung."

Nach langen Unterhandlungen war der Korpskommandeur damit einverstanden, dem Inspektor die beweglichen Lazarette seiner andern Division abzutreten, die am folgenden Tage in Mukden eintreffen sollten.

Die Generäle gingen. Wir standen empört: Wie war doch alles ohne Sinn und Verstand! Wie wurde doch nichts dahin geschickt, wo es nötig war. Es war, als wollte man auf dem so wichtigen und ernsten Gebiete der Krankenpflege von der Hauptsache absichtlich nichts wissen, und richtete die ganze Aufmerksamkeit nur auf die Ausführung und den Stil von Bühnendekorationen. Die hierherkommandierten Aerzte sahen uns an und lachten.

„— Ihr seid sonderbare Leute! Die Vorgesetzten sind doch dazu da, daß sie schreien! Was sollen sie denn sonst tun, worin sollen denn die Behörden ihre Tätigkeit an den Tag legen?"

„Worin? Daß sie dafür sorgen, daß die Kranken sich nicht in der Zugluft erkälten, und daß sich nicht all die Unordnung von gestern und vorgestern wiederholt!"

„Haben Sie gehört? Morgen wird's wieder so sein!" seufzte ein Arzt.

Es kamen zwei Aerzte von Sultanoffs Lazarett. Der eine war rot vor Scham und Zorn, der andere lachte. Es zeigt sich, daß der Inspektor auch dort alle angeschrien und dem diensttuenden Arzt mit Arrest gedroht hatte. Der Arzt vom Dienst machte Rapport: „Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz mitzuteilen . . ." — „Wie?! Mit welchem Recht wollen Sie mir etwas mitteilen? Sie haben mir zu rapportieren, aber nicht „mitzuteilen"! Ich gebe Ihnen eine Woche Arrest!"

Der Inspektor, der so plötzlich in unsern Lazaretten erschienen, war der Generalmajor Eserski. Vor dem Kriege war er auf der Intendantur zu Moskau angestellt, aber früher war er — Polizeimeister in Irkutsk.

In jener düstern, tragischen Humoristik, mit welcher dieser ganze Krieg von Anfang bis zu Ende unterhalten wurde, glänzte als schwarzer Diamant der Stab der höchsten Medizinalverwaltung der Armee. Ich habe noch vieles über ihn zu sagen, aber zunächst genüge noch folgende Bemerkung: Die oberste Leitung des Sanitätsdienstes in unserem ungeheuren Heer lag in den Händen eines früheren Gouverneurs, — eines in medizinischen Sachen ganz und gar unwissenden und zu Verwaltungsgeschäften im höchsten Grade ungeeigneten Mannes; Inspektor der Hospitäler war der ehemalige Polizeimeister, — was gab es da zu verwundern, wenn er die Sanitätseinrichtungen auf die gleiche Weise inspizierte, wie er wahrscheinlich früher die Straßen und Wirtshäuser der Stadt Irkutsk „inspizierte"? —

Am andern Morgen sitze ich in meinem Zimmer und höre draußen eine hochmütige Stimme:

„Sie! Hören Sie! Melden Sie Ihrem Verwalter, daß man vor dem Lazarett Flaggen aufhissen soll. Heute kommt der Statthalter."

Am Fenster blitzte ein Generalsmantel mit roten Aufschlägen auf. Ich streckte den Kopf zum Fenster hinaus. Aufgeregt läuft Medizinal-Inspektor Gorbazewitsch zur Nebenbaracke. Seljukoff steht auf der Treppe und sieht sich außer Fassung nach allen Seiten um.

„Hat e r so zu Ihnen gesprochen?" fragte ich erstaunt.

„Ja . . . Zum Teufel, ich war so baff, daß ich nicht einmal eine Antwort fand!"

Verdrießlich ging Seljukoff ins Empfangszimmer.

Um die Baracke herum war alles bei der Arbeit. Die Soldaten fegten die Straße vor dem Gebäude und bestreuten sie mit Sand; bei der Anfahrt wurden Stangen aufgepflanzt mit den Flaggen des Roten Kreuzes und der Nationalflagge. Der Verwalter war zugegen; er war jetzt sehr tätig, energisch und wußte sehr wohl, sich alles Nötige zu verschaffen.

Seljukoff trat ins Zimmer und setzte sich auf sein Bett.

„Na, es sind so viele Vorgesetzte da, wie unbeschnittene Hunde! Kaum geht man hinaus, so läuft man gleich einem in den Weg . . . Und man kann sie gar nicht unterscheiden. Gehe ich da ins Aufnahmezimmer und sehe solch einen Gecken mit roten Streifen an der Hose, will ihm gerade Rapport machen und sehe — daß er vor mir Stellung annimmt und salutiert . . . Irgendein Kosak!"

Er stieß einen schweren Seufzer aus. „Nein, da möchte ich doch lieber in den Zelten frieren. Hier gibt's zuviel Vorgesetzte."

Da trat ein wenig bestürzt und nachdenklich Schanzer ein. Er hatte heute Dienst.

„Ich weiß nicht, was ich machen soll . . . Ich wollte von zwei Bettstellen die Matratzen wegnehmen lassen; sie waren ganz beschmutzt, Ruhrkranke hatten darauf gelegen. Da kam der Oberarzt: ‚Liegen lassen! Nicht wegnehmen! Es gibt keine anderen Matratzen.‘ Ich entgegnete ihm: ‚Einerlei, es ist immerhin besser, wenn ein neuer Patient auf den bloßen Brettern liegt; vielleicht kommt nur ein von Hunger und Müdigkeit erschöpfter Mann und bei uns holt er sich die Ruhr.‘ Aber der Oberarzt kehrte mir den Rücken und wendet sich an den Krankenwärter: ‚Es soll sich keiner unterstehen, die Matratzen wegzunehmen, verstanden?‘ und ging . . . Er befürchtet, der Statthalter könnte sehen, daß zwei Kranke ohne Matratzen liegen.“

Aber um die Baracke herum und in der Baracke wurde fleißig gereinigt. Bis auf den Grund der Seele wurde ich vom Ekel gepackt. Ich trat ins Freie und ging übers Feld. Von weitem zeigten sich mir die grauen Mauern unserer Baracke, — gereinigt, herausgeputzt, mit im Winde schwellenden Fahnen; aber im Innern — in der kalten Zugluft zitternde Kranke, beschmutzte, mit Seuchengift durchtränkte Matratzen. . . . Eine widrige, geschminkte Dirne in elegantem Kleide und in schmutzigem, stinkendem Hemde! —

Am folgenden Tage fanden keine Evakuationen statt, da die Sanitätszüge nicht gingen. Der Statthalter reiste von Charbin her wie der Zar, ja noch prunkvoller als der Zar: seinetwegen wurde jeder Verkehr auf der Eisenbahn eingestellt; die Sanitätszüge mit den Kranken, die nach dem Süden zur bevorstehenden Schlacht eilenden Militär- und Munitionszüge blieben stehen. Unaufhörlich langten Kranke

bei uns an; sämtliche Betten und Tragbahren waren besetzt. Aber auch diese genügten nicht, und wir waren genötigt, die Kranken auf den Boden zu legen.

Am Abend wurden von der Stellung 15 verwundete Dagestaner gebracht. Dies waren die ersten Verwundeten, die wir empfingen. In ihren Filzmänteln und roten Kapuzen saßen und lagen sie da mit ihren schwarzen, aus tiefen Höhlen hervorleuchtenden Augen. Und mitten unter den grauen, gelangweilt und niedergeschlagen aussehenden Kranken, die das Aufnahmezimmer anfüllten, zog wie ein heller Punkt das Häufchen dieser mit Blut befleckten und aus Kampf und Feuer gekommenen Leute die Aufmerksamkeit auf sich.

Man führte auch einen Offizier, ihren Hauptmann, herbei, welcher am Arme verwundet worden war. Erregt und mit nervös blitzenden Augen erzählte er, wie sie sich den Japanern, die sie für Russen hielten, genähert und dann mit einem Kugelregen empfangen worden waren, wobei sie 17 Mann und 30 Pferde verloren hatten. „Aber wir haben es ihnen gehörig heimgezahlt!" fügte er stolz lächelnd hinzu.

Alles drängte sich um sie herum und fragte sie aus, — Aerzte, Schwestern und kranke Offiziere. Liebevoll und mit dem lebhaftesten Interesse wurden die Fragen gestellt, und wieder erschienen all die andern, alle diese Kranken, so herzlich bescheiden, so trübe neben diesen vom Glorienschein des Kampfs und der Gefahr umstrahlten Leuten. Und jetzt konnte ich auf einmal den schönen, jungen Ussurier verstehen, der sich der Evakuierung wegen Ruhr so hartnäckig widersetzt hatte.

Der Statthalter schickte einen Adjutanten, um sich nach

dem Befinden des verwundeten Offiziers zu erkundigen. Aus dem Lazarett des Roten Kreuzes kamen Leute und suchten den Offizier zu bewegen, zu ihnen überzusiedeln. Dieser war damit auch einverstanden und wurde aus unserer Baracke ins „Rote Kreuz" geführt, das sonst immer die Aufnahme der Kranken verächtlich abgelehnt hatte.

Die Kranken! . . . Die Kranken in der Armee — sind bloße Parias, so schwer ihr Dienst auch gewesen sein mag, und so sehr sie auch gelitten haben mögen, vielleicht noch viel schwerer als viele Verwundete. Aber alle behandeln sie mit Geringschätzung und sogar wie von oben herab: sie sind so uninteressant, stehen nur hinter den Kulissen und passen so schlecht zu den glänzenden Dekorationen des Krieges. Wenn das Lazarett mit Verwundeten gefüllt ist, wird es von den höchsten Behörden sehr fleißig besucht; befinden sich aber Kranke darin, so werfen sie kaum einen Blick zur Türe hinein. Die Sanitätszüge, welche nicht der Kriegsverwaltung angehören, suchen sich der Kranken mit allen Mitteln zu entledigen; nicht selten kam es vor, daß ein solcher Zug eine Woche, zwei Wochen lang auf dem gleichen Flecke stand und auf Verwundete wartete. Es gibt keine Verwundeten, und der Zug steht da und versperrt das Geleise, aber weigert sich hartnäckig, Kranke, selbst solche ohne jede Ansteckungsgefahr, aufzunehmen.

Neben uns, in der Nachbarbaracke, arbeitete das Sultanoffsche Lazarett. Zur Oberschwester hatte Sultanoff seine Nichte, Fräulein Novizkaja, bestimmt. Zu den Aerzten hatte er gesagt:

„Meine Herren, dispensieren Sie Aglaja Alexjewna

von der Jour; übertragen Sie diesen Dienst den drei jüngern Schwestern."

Die Schwestern hatten sehr viel zu tun. Von früh bis spät waren sie mit den Kranken beschäftigt. Novizkaja aber zeigte sich nur selten in der Baracke; schön, elegant und spröde, schritt sie teilnahmslos durch die Krankensäle und kehrte in Sultanoffs Zimmer zurück, wo sie den ganzen Tag zu sitzen pflegte.

Schwester Sinaïda Arkadjewna besorgte anfänglich ihren Dienst mit großem Eifer. Mit dem Roten Kreuze geschmückt, und in blendend weißer Schürze ging sie von einem Kranken zum andern, gab ihnen Tee zu trinken und legte ihnen die Kopfkissen zurecht. Aber ihr Eifer fing bald zu erlahmen an. Eines Abends trat ich in ihre Baracke. Sinaïda Arkadjewna saß auf einem Taburett am Tische, die Hände im Schoß, und sagte mit reizender müder Stimme:

„Wie bin ich erschöpft! . . . Den ganzen Tag auf den Füßen! . . . Und ich habe erhöhte Temperatur, habe soeben gemessen — 38° C. Ich fürchte, es könnte sich Typhus daraus entwickeln. . . . Und ich habe heute Dienst. Der älteste Ordinator hat mir entschieden verboten, heute Dienst zu tun; er ist so streng. An meiner Stelle soll die arme Anastasia Petrowna Dienst tun."

Anastasia Petrowna war die vierte Schwester ihres Lazaretts, ein stilles, anspruchsloses Mädchen, das man dem Roten Kreuz entnommen hatte. Sie blieb da und tat Dienst, aber Sinaïda Arkadjewna fuhr mit Sultanoff und Fräulein Novizkaja zum Korpskommandeur, von dem sie zum Abendessen eingeladen waren.

Die hübsche Wera Nikolajewna arbeitete wacker. Alle Pflichten lasteten auf ihr und der sanften Anastasia

Petrowna. Die kranken Offiziere wunderten sich darüber, daß in diesem Lazarett nur zwei Schwestern waren. Bald erkrankte Wera Nikolajewna, überwand sich ein paar Tage lang, doch endlich mußte sie sich bei einer Temperatur von 40° C. zu Bett legen. Jetzt mußte die ganze Arbeit von Anastasia Petrowna besorgt werden. Sie protestierte dagegen und erklärte dem ältesten Ordinator, daß es nicht in ihren Kräften liege, allein überall zum Rechten zu sehen. Dies war der gleiche Dr. Wasiljew, der noch vor einigen Tagen Sinaïda Arkadjewna so „strenge" verboten hatte, Dienst zu tun. Er fuhr Schwester Nastasia wie eine gemeine Magd an und sagte ihr, wenn sie nur faulenzen wolle, so hätte sie nicht hierherzukommen brauchen.

In unserem Lazarett kamen zu den vier etatmäßigen Schwestern noch zwei überzählige hinzu. Die eine war die Frau eines Offiziers unserer Division. Von Charbin an fuhr sie mit unserer Abteilung, weinte die ganze Zeit, verzehrte sich in Kummer um ihren Mann und dachte nur an ihn. Die andere, welche in einem der rückwärtsgelegenen Lazarette gearbeitet hatte, kam zu uns, als sie vernahm, daß wir nach der Gefechtsstellung gehen würden. Da sie der Sehnsucht, einmal im Feuer zu stehen, nicht zu widerstehen vermochte, verzichtete sie auf ihre Besoldung, trat zu den außeretatmäßigen Schwestern über und mühte sich so lange und so beharrlich ab, bis sie ihren Zweck erreicht hatte. Sie war ein breitschultriges Mädchen von etwa 25 Jahren, mit kurzgeschnittenem Haar, tiefer Stimme und breitem, männlichem Gang. Während des Gehens flatterte ihr grauer Rock unschön und sonderbar um ihre kräftigen, weitausschreitenden Beine.

Von unserem Korpsstabe kam der Befehl: Beide Lazarette sind unverzüglich zu räumen und Sie haben sich mit Ihrem Material nach dem Dorfe Sachotas zu begeben, wo weitere Befehle abzuwarten sind. Aber was soll mit den Kranken geschehen, wem sollen wir sie übergeben? Die Lazarette einer andern Division unseres Korps sollten zur Ablösung kommen, aber der Zug des Statthalters hatte allen Verkehr auf der Eisenbahn unterbrochen und niemand wußte, wann sie ankommen würden. Aber wir müssen morgen fort! . . .

Wiederum ging in der Baracke alles drunter und drüber. Die Waschtische wurden weggenommen, die Apotheke und das Verbandzeug eingepackt, und schon wollte man in den Küchen die eingemauerten Kessel herausbrechen.

„Erlauben Sie, wie ist denn das?" fragte Gretschichin erstaunt. „Wir können die Kranken doch nicht ihrem Schicksal überlassen."

„Ich muß den Befehl meines unmittelbaren Vorgesetzten erfüllen," erwiderte der Oberarzt, den Blick abwendend.

„Gewiß! Das ist selbstverständlich!" mischte sich der Verwalter des Lazaretts hitzig dazwischen. „Wir gehören zur Division und alles, was zu ihr gehört, ist schon fort. Wie dürften wir es wagen, den Befehl unseres Korpskommandeurs nicht zu erfüllen? Er ist unser höchster Vorgesetzter."

„Aber die Kranken sollen wir so ohne weiteres verlassen?"

„Wir sind dafür nicht verantwortlich. Das ist Sache der hiesigen Behörde. Wir haben den Befehl und darin steht klar und deutlich, daß wir morgen früh aufbrechen müssen."

„Gleichviel, wir werden die Kranken nicht verlassen," erklärten wir.

Der Oberarzt schwankte lange; endlich beschloß er, hier zu bleiben und die Ankunft des Lazaretts abzuwarten; dazu erklärte Eserski rund heraus, daß er uns nicht fortziehen ließe, solange wir nicht abgelöst wären.

Nun tauchte die Frage auf: Warum wieder dieser Aufbruch, warum werden die Kessel wieder aus den Herden gelöst und die Matratzen unter den Kranken hinweggezogen? Wenn gerade für unser Korps statt vier Lazaretten zwei genügen, wäre es dann nicht viel einfacher, uns hier zu lassen und die neuankommenden Lazarette mit dem Korps direkt nach dem Süden zu schicken? Wir begriffen jedoch alle, daß dies unmöglich war: im benachbarten Lazarette befanden sich Dr. Sultanoff und Schwester Novizkaja, und von ihnen wollte sich unser Korpskommandeur um alles in der Welt nicht trennen; lieber das kranke „heilige Vieh" sich auf den bloßen Brettern tagelang herumwälzen lassen, ohne ihm zu trinken zu geben und ohne ärztliche Hilfe.

Zwei Tage später kamen die erwarteten Lazarette in Mukden an, wir traten ihnen unsere Baracken ab und zogen nach dem Süden. Wir waren in seltsam niedergedrückter Stimmung.

Im Süden rollte ununterbrochen der Donner der Kanonen. Die Schlacht am Schaho hatte begonnen.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht am Schaho.

Wir werden in der Irre herumgeführt. — Plünderung chinesischer Felder. — Gewinnsüchtige Uebergriffe Sultanoffs. — Zur Untätigkeit während der Schlacht verurteilt. — Neue Plünderungen. — Ermordung von Chinesen. — Betrügereien des Oberarztes. — Wir bekommen Verwundete. — Beamtengemeinheit. — Sinnlose Evakuationen. — Mangel an Fürsorge für die Verwundeten. — An was für Helden der Statthalter Orden austeilt! — Spionage und Hinrichtungen. — Opfer von Irrtümern. — Chinesen darf man umbringen. — Wie unser Oberarzt sich am Plündern beteiligt. — Optimistische Täuschungen.

Wir verließen Mukden des Morgens früh in Marschordnung. Am Abend vorher hatte es geregnet, die Straßen glänzten in dünnem, glitschigem Schmutz, und die Sonne leuchtete durch durchsichtig-trübe Wolken hindurch. Es war warm und still. Aber fern im Süden rollte dumpf und ununterbrochen der Donner der Kanonen.

Wir waren zu Pferde, die Leute gingen zu Fuß. Die grünen Fuhrwerke und zweirädrigen Wagen knarrten. Auf dem schwerfälligen, mit vier Pferden bespannten Lazarettlastwagen waren schon von weitem die weißen Schürzen der Schwestern sichtbar. Die überzählige Schwester mit dem kurzgeschnittenen Haar fuhr nicht mit den andern, sondern saß ebenfalls zu Pferde. Sie war wie ein Mann gekleidet, trug graue Hosen und hohe Stiefel und eine Mütze aus Schaffell. Im Frauenrock hatte sie einen abstoßenden Eindruck gemacht, — im männlichen Kostüm sah sie aus wie ein reizender Junge; nun waren auch ihre breiten Schultern und ihr weitausholender, männlicher Schritt schön. Sie

ritt ausgezeichnet. Von den Soldaten wurde sie der »Schwester-Knabe« genannt.

Der Oberarzt fragte einen Kosaken, dem wir begegneten, nach dem Weg zum Dorfe Sachotas. Dieser zeigte ihn uns. Wir gelangten an den Fluß Chunho, überschritten eine Brücke und schwenkten links ab. Sonderbar! Unserer Karte zufolge lag unser Dorf süd-westlich von Mukden, wir gingen aber in süd-östlicher Richtung. Wir machten unsern Oberarzt darauf aufmerksam und suchten ihn zu überreden, einen chinesischen Führer zu nehmen. Der eigensinnige, zu sehr auf sich selbst vertrauende und geizige Davidoff erwiderte, daß er uns besser zu führen verstehe als alle Chinesen. Wir gingen drei Werst dem Ufer des Flusses entlang in östlicher Richtung — bis Davidoff am Ende selbst einsah, daß er uns nicht den richtigen Weg führe. Auf einer anderen Brücke gingen wir wieder über den Fluß zurück.

Allen war klar, daß wir uns verirrt hatten, der Teufel wußte, wohin. Der Oberarzt saß majestätisch und finster auf seinem Pferde, gab in abgebrochenen Worten seine Befehle und sprach mit niemandem. Die Soldaten schleppten ermüdet ihre Füße durch den Schmutz, und ihre Lippen verzogen sich zu einem spöttisch-feindseligen Lächeln. In der Ferne tauchte wieder eine Brücke auf: es war die gleiche, die wir zwei Stunden vorher überschritten hatten.

„Wie ist's jetzt, Euer Wohlgeboren, gehen wir wieder über diese Brücke hinüber?" fragten uns spöttisch die Soldaten.

Der Oberarzt vertiefte sich lange in seine Karte und führte uns dann entschlossen gegen Westen.

Es gab Aufenthalte. Die halbwilden Pferde warfen sich

zur Seite und schmissen die Fuhrwerke um; an einem Wagen brach die Deichsel, an einem andern die Achse. Wir mußten oft halten und die Schäden reparieren.

Im Süden aber krachten ununterbrochen die Kanonen; es war, als wälze sich in der Ferne träge und faul dumpfer Donner daher; es war seltsam, denken zu müssen, daß Tod und Hölle jetzt dort wüteten. Ein drückendes Gefühl der Einsamkeit und Scham lag schwer auf unsern Herzen; dort wütet die Schlacht; Verwundete wälzen sich am Boden, dort braucht man uns so sehr, — aber wir irren hier müßig und zwecklos auf den Feldern umher!

Ich schaute auf den Kompaß — wir gingen nach Nordwesten. Alle wußten, daß wir nicht dahingingen, wohin wir sollten, und dennoch mußten sie alle gehen, weil dieser starrköpfige Alte nicht zugeben wollte, daß er Unrecht habe.

Gegen Abend zeigten sich in der Ferne die Umrisse einer chinesischen Stadt mit den geschweiften Dächern ihrer Türme und Pagoden. Links davon bemerkten wir eine Reihe Staatsgebäude und weiße Rauchwölkchen von Eisenbahnzügen. Unter den Soldaten erhob sich ein verhaltenes, feindseliges Lachen: Das war Mukden! . . . Nachdem wir den ganzen Tag hindurch marschiert waren, kehrten wir wieder zu unsern Steinbaracken zurück.

Der Oberarzt ließ uns um sie herumfahren und in einem nahe der Stadt gelegenen chinesischen Dorfe zum Uebernachten haltmachen.

Mit der Morgendämmerung standen wir auf. Im Osten zeigten sich trübrote Streifen, Nebel zog durch die Bäume. Aus der Ferne hörte man schon den Donner der Kanonen.

Der Oberarzt traf einen bekannten Offizier, fragte

ihn nach dem Wege und übernahm wieder allein die Führung des Zuges, da er keinen Führer nehmen wollte. Wieder kamen wir vom Wege ab und gingen, weiß Gott, wohin. Wieder zerbrachen Deichseln und die halbwilden Pferde warfen wieder die Fuhrwerke um. Als wir endlich nach Sachotas kamen, holten wir unsern Divisionstrain ein. Der Führer desselben übergab uns einen neuen Befehl, demzufolge wir uns nach der Station Sujatun zu begeben hatten.

Wir machten uns auf, die Station zu suchen. Auf einer Pontonbrücke gingen wir über den Fluß, zogen durch Dörfer und überschritten die vom Regen angeschwollene Furt eines Flüßchens. Die Soldaten, bis zum Gürtel im Wasser stehend, halfen den Pferden, die im Schlamme versinkenden Fuhrwerke ans Land zu ziehen.

Weit und breit dehnten sich Felder aus. Auf den Stoppelfeldern standen zu beiden Seiten dunkle, große Kaoljan- und Tschumissschober. Ich ritt hinter den Wagen her und sah, wie Soldaten von ihren Fuhrwerken weg auf die Felder sprangen, Garben ergriffen und damit zurückeilten. Und wieder sprangen welche hin und wieder vor aller Augen. Da holte mich der Oberarzt ein, und ich fragte ihn finster:

„Sagen Sie, bitte, geschieht das mit Ihrer Erlaubnis?"

Er stellte sich, als hätte er mich nicht verstanden.

„Was meinen Sie?"

„Hier, das Fortschleppen der Garben von den chinesischen Feldern."

„Oh, diese Schufte!" fuhr Davidoff gleichgültig auf und sagte faul und bequem zum Feldwebel: „Neschdanoff, geh, sag' ihnen, daß sie das lassen! . . . Und Sie, Doktor, bitte, sorgen Sie dafür, daß dies Marodieren nicht

mehr vorkommt!" wandte er sich an mich im Tone eines schlechten Schauspielers.

„Und ich bitte, daß Sie den Leuten strengen Befehl geben. Sie sehen ja, daß sie sich vor Ihnen gar nicht genieren."

Vorne liefen die Soldaten immer noch auf die Felder und nahmen Garben weg. Der Oberarzt ritt in sanftem Trabe weiter.

Der zu den Soldaten geschickte Feldwebel kehrte zurück.

„Was sie früher genommen hatten, das diente zur Vervollständigung des Proviants, aber jetzt geht's darüber hinaus!" erläuterte er lächelnd das Verbot des Oberarztes. Oben auf jedem Karren leuchteten ganze Haufen von goldenen Tschumisgarben.

Gegen Abend kamen wir bei der Station Sujatun an und bezogen Biwak auf der östlichen Seite des Eisenbahndammes. Der Donner der Kanonen war näher gerückt, und man hörte das Zischen der Geschosse. Nach Norden zu fuhren Sanitätszüge vorbei. Als es dämmerte, konnte man ferne im Süden die Flämmchen explodierender Schrapnelle aufblitzen sehen. Eigentümlich-aufgeregt betrachteten wir die aufleuchtenden Flämmchen und dachten: Jetzt fängt es richtig an . . .

Am folgenden Tage erhielten wir den Befehl, uns auf die andere Seite der Eisenbahnlinie zu begeben und uns im Dorfe Ciao-Kii-Schinpa, eine halbe Werst von der Station entfernt, zu etablieren.

Als wir in das Dorf kamen, fuhren eilig zweirädrige, mit Hausrat beladene chinesische Wagen aus den Höfen. Obendrauf saßen, das Gesicht vor uns verbergend, Chinesinnen. Ein Chinese trug ein Joch aus biegsamem Holze

auf den Schultern, mit je einem rundlichen Korbe an den Enden, in dem sich chinesische Bübchen schaukelten. Die Kinder waren dick und rund, mit schwarzen Zöpfchen auf dem Scheitel, und saßen mit untergeschlagenen Beinen da wie ihre Götzenbilder. Der Vater ging mit düsterem, zur Erde gesenktem Blick, aber die in den Körben sich schaukelnden Kinder guckten uns mit ihren kleinen, schwarzen Augen voll fröhlicher Neugierde an.

Unser Park hielt auf einem großen, viereckigen Gemüsegarten, der von hohen Weidenbäumen umsäumt war. Die Zelte wurden aufgeschlagen. Das Lazarett Sultanoffs befand sich im selben Dorfe; sie waren schon gestern abend angekommen und biwakierten nicht weit von uns.

Beim Wegzug von Mukden war es zwischen Dr. Sultanoff und seinen Aerzten zu einer fürchterlichen Auseinandersetzung gekommen. Für die Effekten der vier jüngern Aerzte und des Verwalters mit seinem Gehilfen gibt die Regierung ein besonderes Fuhrwerk her; der Oberarzt jedoch empfängt das Geld für einen eigenen Wagen und zwei Zugpferde. Sultanoff aber kaufte weder Wagen noch Pferde, sondern steckte das Geld einfach in die Tasche und ließ seine Sachen im Wagen der Aerzte unterbringen. Die Aerzte protestierten dagegen und zwangen den Verwalter, die Sachen des Oberarztes wieder abzuladen. Als Sultanoff davon Kenntnis erhielt, geriet er fast außer sich vor Wut, schrie die Aerzte und den Verwalter an wie Offiziersburschen, stampfte mit den Füßen auf, bedrohte alle mit Arrest und befahl, seine Sachen sogleich wieder aufzuladen. Die Aerzte regten sich furchtbar auf und wollten über den Oberarzt einen Rapport einreichen. Aber in wessen Hände kommt dieser Rapport? Zuerst — zum Divisionskommandeur,

einem nachgiebigen Alten, der sich nicht gerne mit den Großen herumzankt, und dann — zum Korpskommandeur, dem Gönner Sultanoffs. Und, wie alle Russen, begnügten sich die Aerzte damit, unter sich zu schimpfen und zu wettern.

Ueberhaupt hatte sich Sultanoff sehr verändert. Auf der Fahrt war er immer liebenswürdig, witzig und lustig gewesen; jetzt, im Feldzuge, war er übelgelaunt und grimmig. Er saß, ärgerlich um sich blickend, auf seinem Pferde, und niemand wagte es, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. So ging es bis zum Abend. Am Ziele angekommen, wurde als erste Pflicht für den Oberarzt und die Schwestern eine bequeme, saubere Fansa ausgesucht, der Samowar aufgestellt und das Essen zubereitet. Sultanoff aß, trank Tee — und war wieder der liebenswürdige, schöne und witzige Sultanoff.

Immerhin sorgten unser Oberarzt und der Verwalter einigermaßen für unsere Leute. Die Soldaten mußten allerdings die Nacht bei Frost, nur von ihren Sommermänteln bedeckt, zubringen, die kurzen Pelzmäntel waren in der Armee noch nicht ausgeteilt. Aber unsere Leute waren wenigstens gut genährt, und dafür geschah alles mögliche. Im Sultanoffschen Lazarett dagegen bekümmerte sich niemand um die Leute. Das ganze Personal schien nur deswegen da zu sein, um Dr. Sultanoff und die Schwestern zu pflegen und zu hätscheln. Die Leute froren und litten Hunger; die mochten sich durchschlagen, wie sie wollten. Sie murrten, aber Sultanoff verhielt sich demgegenüber mit naiv-zynischer Gutmütigkeit. Eines Tages beschwerte sich der älteste Ordinator, Wasiljew, bei ihm über einen Soldaten seiner Abteilung. Er hatte dem Mann einen Befehl gegeben, aber dieser hatte ihm frech ins Gesicht gesagt:

„Hier kann man auch nichts weiter als nur Befehle geben! Zu essen bekommen wir nichts, und die ganze Nacht können wir vor Frost zittern, aber die Befehle sollen wir ausführen!"

Sultanoff zog verächtlich die Stirne kraus. Die Geschichte trug sich am Abend zu, als er vortrefflich gespeist hatte und sich bei sehr guter Laune befand.

„Ach, lassen Sie sie in Ruhe! Sie haben eigentlich ganz recht. Wir reiten, sie laufen. Wenn wir ankommen, suchen wir uns zuerst eine Fansa aus und lassen uns das Mittagessen kochen und einen Samowar bringen. Aber die Soldaten sind müde und hungrig. — Habe sie da fortgeschickt, um Fleisch zu kaufen, — konnten keines auftreiben, aber für uns fanden sich Beefsteaks. . . . Wenn wir mit ihnen marschieren und wie sie frieren und hungern würden, dann würden sie auch unsere Befehle ausführen . . ."

Ein, zwei, drei Tage vergingen. Es schien uns vollkommen unbegreiflich. Der ganzen Front entlang krachten die Kanonen wie toll, Verwundetentransporte zogen an uns vorüber; aber wir erhielten keinen Befehl, auszupacken; die Zelte, die Instrumente und das Verbandzeug lagen friedlich in den Wagen verpackt. Auf den Ausweichegeleisen der Bahn standen andere Lazarette, die zum größten Teil ebensowenig aufgeschlagen waren wie wir. Was bedeutet das alles? Es waren Gerüchte im Umlauf, daß wir an Toten und Verwundeten schon 20 000 Mann verloren hätten, daß der Fluß Schaho ganz rot fließe vor Blut; und wir Aerzte saßen alle hier, die Hände im Schoß, ohne jede Beschäftigung.

Die Schlacht war in vollem Gange und wütete gar

nicht weit von uns. Das bewies das anhaltende Knattern der Gewehre. Auf den Straßen bewegten sich Infanterie- und Artilleriekolonnen, und staubbedeckte Kosakentruppen flogen hin und her. Es ereignete sich etwas ungeheuer Großes, Allgemeines, etwas, das einen jeden nahe anging; alle waren beschäftigt, beeilten sich, und nur wir allein standen untätig, als ob uns das alles fremd wäre. Wir ritten bis in die Stellung, beobachteten den Kampf aus nächster Nähe und lernten das tiefaufregende Gefühl kennen, das man unter dem Feuer empfindet; aber auch dieses Gefühl hatte einen abstumpfenden, widerlichen Beigeschmack, da es eine Torheit war, sich wegen nichts und wieder nichts der Gefahr auszusetzen.

Unsere Leute wußten nicht, woran sie waren. Gleich uns empfanden auch sie dasselbe demütigende Gefühl erzwungener Untätigkeit. Die Soldaten gingen hinaus, um dem Kampfe zuzuschauen, fragten eifrig die vorbeireitenden Kosaken aus und berichteten uns lebhaft und erregt, was sie über den Gang der Schlacht vernommen hatten.

Eines Tages kamen zum Verwalter drei Soldaten unserer Abteilung und erklärten, daß sie in den Kampf ziehen möchten. Der Oberarzt und der Verwalter waren aufs höchste erstaunt: sie hatten nicht selten den Soldaten, die sich irgendwie verfehlt hatten, gedroht, sie in die Front zu schicken; sie erblickten darin die fürchterlichste Drohung, — und auf einmal bitten die Soldaten selbst darum! . . .

Alle drei waren junge, wackere Burschen. Wie ich schon geschrieben habe, befanden sich in den Regimentern unseres Armeekorps viele ältere Leute, die durch Altersgebrechen und die Sorge um ihre zahlreichen Familien niedergedrückt waren. Unsere Lazarettabteilungen jedoch be-

ſtanden mehr als zur Hälfte aus jungen, kräftigen und mutigen Leuten, welche die verhältnismäßig durchaus nicht ſchweren Pflichten von Stallknechten, Krankenwärtern und Offiziersburſchen erfüllten. Die Einteilung geſchah auf dem Papier; aber auf dem Papier waren eben alle dieſe Iwanoffs, Petroffs und Antonoffs ganz gleichwertig.

Der Verwalter ſuchte ſie zu überreden, von ihrem Vorhaben abzuſtehen; als dies nutzlos war, ſagte er ihnen, daß er ihre Bitte dem Stabe vorlegen werde. Beſonders überraſchte ihr Wunſch unſern Schriftführer, den Militärbeamten Bruk, einen guten und auffallend feigen jungen Mann.

„Ihr habt's hier doch viel ruhiger!" ſtellte er ihnen vor. „Dort aber töten ſie euch, und eure Familien bleiben allein zurück."

„Was iſt dabei? Ich habe nur eine Frau. Wenn ich falle, heiratet ſie einen andern."

Dies ſagte mit vor Erkältung heiſerer Stimme ein ſchlanker Burſche, ein früherer Grenadier. Er ſah ernſt und in ſich gekehrt aus, als ſähe er etwas tief auf dem Grunde ſeiner Seele — etwas Großes und Wichtiges.

„Und wenn du verwundet wirſt? Wenn dir beide Beine weggeſchoſſen werden, ſo daß du zeitlebens ein Krüppel bleibſt?"

„Nun, was! . . . Er ſchwieg ein Weilchen und fügte dann langſam hinzu: „Vielleicht möchte ich gerne leiden."

Bruk ſah ihn kopfſchüttelnd an.

„Die Schlacht — das iſt etwas Heiliges!" bemerkte ein anderer Soldat.

„Aber unſere Aufgabe iſt noch viel heiliger," entgegnete Bruk mit ſanfter Stimme. „Den verwundeten

Brüdern helfen, mit guter Pflege und Liebkosungen ihre fürchterlichen Leiden mildern . . ."

„Aber was machen wir hier? Nichts als faulenzen! Draußen, da schießen sie und schlagen sich herum, und wir . . .? Keiner will uns ansehen. Sogar bei den Besichtigungen, — kommt ein General, oder gar der Zar: ‚Oh, die sind nicht von der Front!' — und geht weiter.

Am 29. September nahm das Knattern der Gewehrsalven in besonderem Maße zu. Unaufhörlich donnerten die Kanonen; es schien, als wälze man sich der ganzen Front entlang unter Krachen und Tosen ungeheure Fässer zu. Die Geschosse flogen sausend davon, es war ein Zischen und Heulen wie bei einem Schneesturm. Unaufhörlich knatterte Kleingewehrfeuer. Es gingen Gerüchte, daß die Japaner unsern rechten Flügel umgangen hätten und im Begriff seien, unser Zentrum zu durchbrechen. Berittene Ordonnanzsoldaten kamen und fragten uns, ob wir nicht wüßten, wo der und der Stab sei. Wir wußten es nicht. Ein Soldat zuckte niedergeschlagen die Achseln und sagte nachdenklich:

„Was soll ich jetzt tun? Ich komme mit dringenden Depeschen vom Kommandeur, bin schon seit dem Morgen unterwegs, und niemand kann mir Bescheid geben."

Und er ritt hoffnungslos weiter, ohne zu wissen, wohin.

Gegen Abend empfingen wir vom Korpsstabe den Befehl, uns mit beiden Lazaretten unverzüglich nach Süden zu begeben und uns bei der Station Schaho einzurichten. Geschwind wurde alles zusammengepackt, und die Pferde wurden angespannt. Die Sonne ging unter. Im Süden, kaum eine Werst von uns entfernt, blitzten in ganzen Schwärmen die Flämmchen der japanischen Schrapnells auf

und immer lauter und lauter wurde das Rollen und Knattern des Gewehrfeuers. Gerade dahin mußten wir gehen.

Sultanoff saß ärgerlich und fassungslos in seiner Fansa und suchte auf der Karte die Station Schaho auf; es war die nächste Station an der Eisenbahnlinie, aber vor Aufregung konnte er sie nicht finden. Er schimpfte wütend auf die Vorgesetzten.

„Der Teufel weiß, was das ist! Den Vorschriften gemäß müssen die beweglichen Feldlazarette acht Werst von der Schlachtlinie entfernt sein, uns aber schickt man direkt ins Feuer!"

Es war in der Tat unbegreiflich, was unsere Lazarette in diesem Höllenpfuhl tun sollten, der da vor uns Rauch und Feuer spie. Wir Aerzte tauschten unsere Familienadressen aus, damit im Falle des Todes die Verwandten benachrichtigt werden konnten.

Die Granaten platzten, und es knatterten die Gewehre. Es wurde uns sonderbar froh und leicht im Herzen, als wären unserer Seele Flügel gewachsen, und auf einmal konnten wir jene Soldaten, die in die Front gestellt sein wollten, voll begreifen. Der »Schwester-Knabe« saß auf seinem Pferde, das statt eines Sattels nur eine Decke trug, und schaute gierig und mit vor Begeisterung leuchtenden Augen nach dem dämmernden Süden, wo die explodierenden Schrapnells immer häufiger aufleuchteten.

Wir wandten uns der Eisenbahn zu und zogen den Geleisen entlang gegen Süden. Ueberall sah man zersplitterte Telegraphenstangen und verkrümmte Drähte herumliegen. Da holte uns ein Kosak ein, der jedem der beiden Oberärzte ein Päckchen überreichte. Es war ein Korpsbefehl,

dahin lautend, daß die beiden Ambulanzen unverzüglich einpacken, die Station Schaho (man nahm an, daß wir schon dort wären) verlassen und nach ihrem früheren Standort bei der Station Sujatun zurückkehren sollten.

Munter und fröhlich traten wir alle den Rückweg an. Nur der »Schwester-Knabe« war bitter enttäuscht und weinte fast vor Wut; die ganze Zeit drehte sie sich um und schaute mit sehnsüchtig brennenden Augen nach der tobenden Schlacht in der Ferne.

Der Kampf raste ohne Pause fort. Während der Nacht brach ein Gewitter aus. Heftig rollte der Donner, und Blitze durchzuckten die Luft; aber die Geschosse schwirrten immer noch hinaus in die dunkle Ferne. Das Krachen der Geschütze vermischte sich mit dem Rollen des Donners; fieberhaft knatterten die Gewehrsalven. Himmel und Erde schienen wahnsinnig krachend und blitzend miteinander verschmolzen zu sein.

Und wieder verging ein Tag, und der zweite, und der dritte. Die Schlacht wütete fort und wir hatten immer noch nicht ausgepackt. Wie? Hat man uns am Ende wohl gar vergessen? Doch nein. Auf der Station Ugolnaja, an den Ausweichstellen, — überall standen unausgepackte Feldlazarette. Die Aerzte gähnten, vergingen fast vor Langeweile und spielten Karten . . .

Es trat Regenwetter ein, und wir siedelten aus den Zelten in eine Fansa über. Hier lebten wir enge und ungemütlich mit den Schwestern zusammen, die sich in einem Winkel eingerichtet hatten und denselben während der Nacht mit einem aus Tüchern improvisierten Schirme abschlossen. Aus dem Sultanofschen Lazarett besuchten uns die Aerzte

und Schwestern, mit Ausnahme von Sultanoffs Nichte, der Schwester Novizkaja: den ganzen Tag verließ sie ihre Fansa nicht. Dafür kam Sinaïda Arkadjewna häufig zu uns gelaufen. Elegant gekleidet und in ihrer schneeweißen Schürze mit dem roten Kreuz kokettierend, erzählte sie, daß dann mal irgendein Divisionskommandeur bei ihnen zu Mittag gegessen, und ein andermal „unser lieber Sergius Pawlowitsch" (der Korpskommandeur) sie mit seinem Besuche beehrt habe. Schwester Sinaïda erinnerte sich dabei an Moskau und seufzte tief auf.

„Oh Gott, wie gerne würde ich jetzt eine Hühnerpastete essen!" sagte sie mit ihrer affektiert schönen, langgezogenen Stimme. „Wie würde ich mich da satt essen!"

Seljukoff erwiderte trübe:

„Nun, einstweilen ist das noch nicht so schrecklich. Aber wenn Sie mal wie verrückt nach bloßem Schwarzbrot verlangen, dann ist's anders!"

„Ja, Pasteten! Pasteten und Champagner!" sagte Schwester Sinaïda schwärmerisch.

In unserem Dorfe und dessen Umgebung wurden schwere Plünderungen begangen. Von den Feldern wurden die Kaoljan- und Tschumisgarben sowie die Butterbohnen weggeschleppt, und die Soldaten raubten alles, was ihnen unter die Hände fiel. Die ganze Zeit kamen die aufgebrachten Chinesen zu uns und baten, sie zu beschützen. Wir taten, was wir konnten; das war aber natürlich nur ein Tropfen Wasser im Meere. Auf keinem lag die Pflicht, die Chinesen zu beschützen; sie waren schutzlos, und der Umstand, daß das Plündern nicht bestraft wurde, berauschte und benebelte die Köpfe.

Als ich eines Morgens erwachte, hörte ich vor

dem Fenster laute russische und chinesische Stimmen.

Ich sprang hinaus. Der Verwalter stand vor der Pforte und rief empört: „Weiß der Teufel! Weiß der Teufel!"

An chinesischen Grabhügeln vorbei galoppierten zwei Kosaken, die während des Jagens ihre Säbel in die Scheiden steckten. Unsere Soldaten hielten einen bleichen Artilleristen an den Armen fest; der Oberarzt stand vor ihm. Neben einem kegelförmigen Grabhügel lag, schwer röchelnd, ein abgemagertes, schwarzes Schwein; hinter seinem linken Schulterblatt floß schwärzliches Blut hervor.

„O du — du — Hundsfott!" rief der Oberarzt wütend. „In Arrest mit ihm!"

„Zu welcher Abteilung gehörst du?" fragte Davidoff streng.

„Zur ** Artillerie-Brigade," antwortete der Arrestant. Sein erschrockenes, blasses Gesicht mit dem rötlichen Schnurrbart war über und über mit Sommersprossen besät, und die Schöße seines Mantels waren mit Blut befleckt. „Euer Hochwohlgeboren, erlauben Sie! Ich war es nicht, ich ging bloß vorbei. . . . Sehen Sie gefälligst!" Er zog den Säbel aus der Scheide. „Sehen Sie, es ist kein Blut daran."

„Aber, wo ist dieser Lehm her? Und wozu hast du den Säbel gezogen?"

„Sie baten mich, ihnen zu helfen."

„Wer sie?"

„Ich kenne sie nicht."

„Nun, dann gehst du allein vor Gericht. . . . Fort mit ihm, in Arrest! Arkadius Nikolajewitsch, nehmen Sie den Fall zu Protokoll!" wandte sich Davidoff an den Verwalter.

„Euer Hochwohlgeboren, erlauben Sie, daß ich gehe. Hauptmann Werewkin erwartet mich."

„Er soll nur warten. Hat er etwa dich hergeschickt, um zu stehlen? Die Schurken! Schlimmer als Räuber! Wißt ihr nicht, daß die Chinesen friedliche Leute sind und daß es verboten ist, zu plündern?"

Alle sahen sich nach dem Arrestanten voll Teilnahme um. Man führte ihn weg. Die Soldaten zerstreuten sich.

„Ganz recht. So muß es sein!" sagte ich absichtlich mit lauter Stimme. „Eine Lehre für die andern!"

„Eine »Lehre«! . . . Aber warum sollen wir denn nicht stehlen!" versetzte ein Pferdeknecht verdrießlich. „Alle unsere Gäule würden zugrunde gehen, und wir hätten nichts, um Feuer anzumachen. Und Sie sehen ja, daß die Pferde Reisstroh fressen, — und das ist alles gestohlen. Die Pferde bekommen per Tag nicht mehr als zwei Gernetz* Hafer, kann denn davon ein Pferd satt werden? Alle würden zugrunde gehen."

„Nun, so mögen sie zugrunde gehen!" sagte ich. „Das geht euch doch nichts an; das ist Sache der Regierung. Ihr habt nur die Pferde zu füttern, aber nicht für die Fourage zu sorgen."

Der Soldat lächelte. „Ja—a! . . . Aber damals, als bei der Furt die Fuhrwerke im Fluß versanken, trieb man uns ins Wasser, um den Pferden zu helfen! Und wie viele haben sich dabei das Fieber geholt! Und warum? Weil die Pferde keine Kraft hatten! . . . Nein, Euer Wohlgeboren, da haben Sie unrecht. Wenn wir nicht stehlen, haben wir nichts zu essen."

„Ja, und soeben hat der Oberarzt dem Artilleristen gedroht, ihn vor Gericht zu stellen," bemerkte ein anderer. „Aber was hat er u n s gesagt? Er hat gesagt: ‚Schleppt

* Getreidemaß = 3,275 Liter.

nur alles weg, Kinder, was ihr wollt, nur laßt euch nicht sehen.' Warum droht er denn uns nicht mit dem Gericht? Er hat einen schönen Profit davon, wenn wir stehlen."

Die Soldaten fingen zu lachen an; ich aber schwieg, denn sie hatten recht.

Unser Wirt, ein junger Chinese mit hübschem, von der Sonne verbranntem Gesicht, dankte dem Oberarzt herzlich für die ihm erteilte Hilfe und schenkte ihm ein Paar kostbar gestickter, chinesischer Pantoffeln. Davidoff klopfte dem Manne lachend auf die Schulter und rief: „Schango!" (gut) — am Abend aber bat er ihn, wie der Schriftführer uns erzählte, seinen Namen unter ein Papier zu setzen; in diesem Papiere stand geschrieben, daß der Unterzeichnete unserm Lazarett so und so viele Pud Kaoljankorn und Reisstroh verkauft, und daß er die volle Summe dafür erhalten habe. Dem Chinesen war dabei nicht wohl zu Mut, und so weigerte er sich.

„Nun, dann schreibe irgendeinen andern Namen darunter, das ist ganz gleich," sagte der Oberarzt.

Damit war der Chinese einverstanden und erhielt einen Rubel als Belohnung; unsere Kanzlei aber war um eine »Belegsquittung« über 617 Rubel und 35 Kopeken reicher, (die Dokumentenfälscher lieben die runden Zahlen nicht).

Von Tag zu Tag nahmen die Plünderungen in unserm Dorfe zu. Die Soldaten und Kosaken nahmen aus den Tempeln die Leuchter und Weihrauchgefäße weg und schlugen die Lehmbilder der Götter in Stücke; denn es hatten sich Gerüchte verbreitet, daß die Herzen der Götzen aus Gold seien. Aus den Fansen und Höfen schleppten sie Rahmen, Kästen, Pflüge und Holz fort, um damit Feuer zu machen. Die Chinesen rangen ohnmächtig die Hände, aber flehten

niemanden mehr um Schutz an und schlossen auch ihre Tore nicht mehr. Wie Bronzestatuen standen sie schweigend vor ihren Türen und schauten die ein- und ausgehenden Plünderer an. —

Von der Front her brachte man drei Chunguſen in unser Dorf. Bei Tagesanbruch schlugen ihnen einige Dragoner hinter dem Gemüsegarten die Köpfe ab. Unser Wirt teilte uns mit, daß diese drei Chinesen keineswegs Chunguſen, sondern Bauern aus einem benachbarten Dorfe und „gewaltig gute" Leute waren. Ihre Hinrichtung machte großen Eindruck auf die Chinesen. Ihre ohnehin maskenartigen Gesichter nahmen einen noch viel gleichgültigeren und unbeweglicheren Ausdruck an, und am folgenden Morgen waren alle Chinesen aus dem Dorfe verschwunden. Auch unser Wirt und seine alte Mutter gingen. Seine Frau und Kinder hatte er schon vor unserer Ankunft nach Mukden geschickt.

Als wir voneinander Abschied nahmen, lächelte er wie immer freundlich und zuvorkommend, horchte aufmerksam und versuchte zu verstehen, was wir zu ihm sagten. Er ging mit der Alten zu Fuß fort und nahm nur die wertvollsten Sachen mit sich. Und noch ehe sie draußen waren, hatten die Soldaten schon den Teil der Fansa, der ihnen zur Wohnung diente, durchwühlt. Auf unsere Vorstellungen hin erwiderte der Verwalter, daß er keineswegs verpflichtet sei, das Eigentum der Fortgezogenen zu schützen, daß sie ihm nichts übergeben hätten, und daß ihm zu ihrem Schutze keine Wache zur Verfügung stände; wogegen durchaus nichts einzuwenden war.

Den ganzen Tag schwärmten die Soldaten in der Fansa herum, plündernd und zerstörend.

Am 1. Oktober erhielten wir den Befehl, sofort auszupacken und uns zur Aufnahme der Verwundeten bereit zu machen. Die Arbeit nahm den ganzen Tag in Anspruch. Wir schlugen drei große Zelte auf, füllten die Matratzen mit Stroh, richteten Operationssaal und Apotheke ein.

Gegen Abend des folgenden Tages langte bei strömendem Regen der erste Transport von Verwundeten an. Durchnäßt, vor Kälte zitternd und mit Blut bedeckt, wurden sie von den holperigen zweirädrigen Karren gehoben und in die Zelte verbracht. Unsere des Müßiggangs überdrüssig gewordenen Soldaten arbeiteten freudig und mit wahrem Feuereifer. Liebevoll-schonend erfaßten sie die Verwundeten, hoben sie auf die Tragbahren und trugen sie in die Zelte.

Es wurde ein durch eine Explosion verwundeter Soldat gebracht. Sein Gesicht war wie eine Maske aus blutigem Fleisch, beide Hände waren zermalmt, und der ganze Körper verbrannt. Die im Bauche Verwundeten stöhnten. Auf dem Stroh lag ein junges Soldätchen, dessen Gesicht noch einen ganz kindlichen Ausdruck trug; ihm war das Schienbein zerschmettert; wenn man ihn anrührte, fing er an, kläglich und launenhaft zu weinen, wie ein kleines Kind. In einem Winkel saß ein von drei Kugeln durchbohrter Unteroffizier, drei Tage lang hatte er sich auf dem Schlachtfelde herumgewälzt und war erst heute aufgehoben worden. Mit glänzenden Augen erzählte der Unteroffizier erregt, wie sein Regiment ein von den Japanern besetztes Dorf erstürmte.

„Aus dem Dorfe war kein Schießen mehr hörbar. Da sagt der Oberst: ‚Nun, Kinder, wir wollen den Japanern die Hosen klopfen und sie zum Dorf hinausjagen. Vorwärts

zum Sturm!' Wir gingen in Schützenketten vor, die Offiziere schimpften: ‚In der Richtung bleiben, ihr Schufte! Nicht vorauslaufen!' Sie lehrten uns exerzieren, schrien und lärmten, daß es uns kalt den Rücken hinunterlief. Aber sie warteten ruhig und ließen uns bis vor die Mündungen der Gewehre kommen, und auf einmal schießen sie drauf los, als ob sie uns braten wollten . . . Ringsum wirbelte der Staub hoch, viele stürzten hin. Der Oberst hob den Kopf hoch und schaute sich durch seine Brille um. Hageldicht sausten die Kugeln in unsere Reihen. ‚Nun, Kinder, zum Sturmanlauf!' schrie er, — aber er selbst riß sein Pferd herum und sprengte davon . . ."

Unsere Leute horchten gierig zu, stöhnten und stießen Ausrufe der Verwunderung aus.

„Alles um mich her rennt, ich stürze . . . Neben mir liegt ein Landsmann. Er versucht aufzustehen, — fällt wieder hin. ‚Bruder!' sagt er, ‚heb' mich auf!' — ‚Wie kann ich denn? Ich kann ja selbst nicht gehen . . .'"

In den Zelten wurde es dämmerig, trübe brannten die Laternen. Ueberall Stöhnen und Aechzen. Die Schwestern reichten den Verwundeten Tee. Wir sahen die blutdurchtränkten Verbände nach und legten, wo es nötig war, neue an. Die Binden gingen aus. Ich schickte einen Wärter zur Apotheke, um welche zu holen. Er kam zurück und sagte, daß der Apotheker ohne Verlangschein keine Binden hergebe. Ich bat eine Schwester, zum Apotheker zu laufen, und ihm zu sagen, daß ich den Schein später ausschreiben werde, er möchte doch aber die Binden sofort hergeben. Auch die Schwester kam wieder und berichtete, voll Erstaunen die Schultern zuckend, daß der Apotheker sich weigere, die Binden ohne Verlangschein zu verabfolgen.

Was soll das heißen? . . . Unser Apotheker war ein Mensch von äußerst geringer Intelligenz und ein Trunkenbold, machte aber den Eindruck eines sehr liebenswürdigen und gutmütigen Burschen. Was war ihm denn eingefallen? . . . Späterhin lernten wir ihn näher kennen: die Apotheke war für ihn wie der Zentralmechanismus der Welt, in ihrem geheiligten Gange durfte nichts auch nur um ein Haar breit geändert werden. Gewöhnlich friedlich und dienstfertig, berauschte sich Michael Michaelowitsch in der Apotheke an der Höhe seiner Stellung; wenn er aber berauscht war, — gleichviel ob vom Branntwein oder vom Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Apotheke, — dann wurde er anmaßend und hochmütig. Ich ging selbst zu ihm.

„Michael Michaelowitsch, mein Täubchen, warum sind Sie denn so rebellisch? Bitte, geben Sie die Binden so rasch als möglich heraus, sonst verbluten sich die Verwundeten noch!"

„Schreiben Sie gefälligst einen Verlangschein!" antwortete er trocken, die Lippen zusammenpressend.

„Aber das kann Ihnen doch ganz gleich sein, ob der Schein sogleich oder später geschrieben wird. Schon zum drittenmal muß man sich wegen derselben Sache an Sie wenden!"

„Ich weiß von nichts. Ich darf aus meiner Apotheke nichts abgeben, außer gegen einen Verlangschein." Und aus seiner Stimme klang die kalte Schadenfreude des russischen Beamten, der das Recht in sich fühlt, eine Gemeinheit zu begehen.

„Pfui Teufel! Dann geben Sie mir rasch einen Fetzen Papier, damit ich Ihnen den Schein gleich schreiben kann."

„Ich habe kein überflüssiges Papier; das bekommen

Sie beim älteſten Ordinator. Ich ſelbſt erhalte das Papier nur gegen einen Schein und muß darüber Rechnung führen ... Jawohl, jetzt hat das Spaßen ein Ende!" ...

Und es mußte die Hilfe des Oberarztes in Anſpruch genommen werden, um die allzu großen Bedenken des Apothekers zu zerſtreuen. —

Bis ſpät in die Nacht hinein hatten wir mit den Verwundeten zu tun. Wir machten zwei Amputationen. Bei einem Artilleriſten entfernten wir aus der Kreuzbeingegend die Diſtanzröhre eines Schrapnells, einen breiten Kupferkegel, welcher das Kreuzbein durchſchlagen und den Maſtdarm zerriſſen hatte. — In der Nacht kam ein neuer Transport von Verwundeten an. In der Ferne rollte Kanonendonner, und am dunklen Himmel ſah man wie Wetterleuchten den Widerſchein explodierender Geſchoſſe. Ueberall um uns her ſtöhnten die mit Blut bedeckten, halberfrorenen Leute. Ein Soldat, dem eine Kugel die Backen und den Kiefer durchbohrt hatte, ſaß mit vom Blute ſchwarzgefärbtem Barte da und huſtete in anhaltenden Stößen blutigen Speichel aus. Ueber dem Kopfe des ſich niederbeugenden Arztes krampften ſich gleichmäßig die von Schmerz zitternden Finger zuſammen, und man hörte langgezogenes Schluchzen.

„Oh, meine Eltern!" ...

In der Ferne aber blitzte der Feuerſchein der donnernden Geſchütze immer fort, und es war ſeltſam, ſich daran zu erinnern, wie ſich die Seele früher zu der furchtbaren Schönheit einer Schlacht konnte hingezogen fühlen. Nein, es lag keine Schönheit darin, alles war abſcheulich, blutigſchmutzig und frevelhaft.

Am Morgen kam der Befehl, alle Verwundeten unverzüglich in die Sanitätszüge zu evakuieren. Wozu? Wir

begriffen es nicht. Viele waren im Bauch, am Kopf verwundet, und für sie war das Allerwichtigste und Allernotwendigste: Ruhe. Und jetzt mußten sie hochgenommen, auf die polternden und rüttelnden Karren geladen, eine halbe Werst weit zum Bahnhofe gefahren, und dort wieder herausgenommen und in die Sanitätszüge geschafft werden. . . .

Unsere Lazarette hatten ihre Tätigkeit begonnen. Und diese Tätigkeit war jetzt noch sinnloser, als es vorher unsere Untätigkeit gewesen war.

Von den Verbandplätzen her führte man uns die Verwundeten zu. Wir brachten sie in den Zelten unter, besserten die blutdurchtränkten Verbände aus; je nach der Tageszeit reichten wir ihnen entweder das Mittagessen oder gaben ihnen Tee zu trinken; und gegen Abend wurden alle wieder auf die Wagen geladen und zur Station gefahren. Wozu nur eine halbe Werst vom Bahnhof entfernt dieser Aufenthalt für die Verwundeten, die schon fünf bis sechs Werst im Fuhrwerke zurückgelegt hatten? Oft untersuchten wir die angekommenen Verwundeten nur auf ihren Karren und beförderten sie auf unsere eigene Verantwortung hin auf denselben Wagen zur Station weiter. Der Oberarzt machte keine Einwendungen dagegen, allein er bestand darauf, daß die durchtransportierten Verwundeten in unsere Bücher eingetragen und mit unsern Billetten weiterbefördert werden sollten.

Auf dem Bahnhof luden wir die Verwundeten auf die Sanitätszüge. Da fährt ein in kaiserlicher Pracht schimmernder Zug ein. Lange helle Wagen mit Spiegelscheiben; das Innere heiter, sauber und bequem. Die Verwundeten liegen in schneeweißen Hemden auf weichen Federmatratzen; über-

all Aerzte und Schwestern; in besondern Wagen befinden sich der Operationssaal, die Küche, die Waschanstalt ... Der Zug fuhr weiter, sich geräuschlos auf weichen Federn wiegend, und an seine Stelle fuhr mit lautem Gerassel ein anderer, bloß aus einfachen Güterwagen zusammengesetzter Zug herein. Die Türen wurden ausgehängt, die Kranken mühevoll in die hohen, mit keinen Treppen versehenen Waggons gehoben und auf den eben erst vom Pferdemist gereinigten Boden gelegt. Weder Oefen, noch Abtritte waren vorhanden. In den Waggons war es kalt und es verbreitete sich ein ekelhafter Gestank. Die Schwerkranken besorgten ihre Notdurft, wo sie gerade lagen; wer Kraft genug hatte, kroch aus dem Wagen und schleppte sich nach dem Abtritt der Station. Die Lokomotive pfiff und setzte sich, mit einem starken Ruck die Waggons anziehend, in Bewegung. Die am Boden liegenden Verwundeten wurden hin- und hergerüttelt und gestoßen, krümmten sich vor Schmerzen, stöhnten und fluchten. Die Waggons waren nicht miteinander verbunden, so daß man nicht von einem in den andern gehen konnte; wenn eine Blutung eintrat konnte sich der Verwundete verbluten, bevor bei einem Aufenthalte ein Arzt zu ihm gelangen konnte *.

Um uns herum, — auf den Stationen und Ausweichegeleisen, — standen überall Feldlazarette. Einige davon hatten den Befehl, sich einzurichten, immer noch nicht erhalten. Andere dagegen, wie wir, waren etabliert. Schon von weitem konnte man die großen, weißen Segeltuchzelte

* Nach den angestellten Berechnungen wurden während der Schlacht am Schaho auf den Sanitätszügen ungefähr 3000 Verwundete befördert, in den Güterzügen jedoch ungefähr 30 000!

mit ihren hellgrünen Rändern und die lebhaft im Winde flatternden Fahnen mit dem roten Kreuze erkennen.

„Was machen Sie eigentlich?" fragte ich die Aerzte der anderen Lazarette.

„Was wir machen? Wir verzeichnen die Namen aller Verwundeten, die auf ihrem Transport hier durchkommen," antworteten sie lächelnd. „Jeden Augenblick kommt nun eine Depesche: ‚Sogleich alle evakuieren!' — ‚und wir „evakuieren" diese Passanten, die sich gar nicht bei uns aufgehalten haben. Die Verwalter setzen aber für jeden die Beköstigung in Rechnung, und da diese für die niederen Grade 60 Kopeken, und für Offiziere 1 Rubel 20 Kopeken beträgt, so reiben sie sich vergnügt die Hände.

So arbeiteten die Lazarette bei uns. In den Steinbaracken bei Mukden jedoch, die wir den Lazaretten einer andern Division unseres Korps abgetreten hatten, trug sich gerade zu dieser Zeit folgendes zu:

In die Baracken strömten unaufhörlich neue Verwundete, als wäre irgendwo eine Schleuse durchbrochen. Immer und immer kamen wieder neue. Viele kamen zu Fuß, auch solche, die im Leibe verwundet waren. Durch alle Türen strömten Leute mit blutigen Verbänden. In einer Baracke waren 300 Plätze, in einer andern 180. Jetzt waren in jede mehr als tausend Verwundete gepfercht. Man hatte nicht nur viel zu wenig Betten, — auch Stroh und Matten waren nicht genug da, sogar unter den Betten war kein Platz mehr. Die Verwundeten lagen auf dem Boden zwischen den Betten, lagen in den Gängen und auf dem Flur und füllten die neben den Baracken aufgeschlagenen Lazarettzelte an. Und trotzdem war nicht genug Platz für alle. Sie lagen unter freiem Himmel, im Regen

und kalten Wind, mit Blut bedeckt, zitternd und durchnäßt und stöhnten laut auf vor Kälte.

In den Küchen mangelte es an Kesseln. In allen, die vorhanden waren, wurde Suppe gekocht im Glauben, daß die ausgehungerten Verwundeten zu essen verlangten. Aber die meisten wollten etwas zu trinken und nichts zu essen haben; ihnen ekelte vor der warmen, gesalzenen Suppe, und sie verlangten Wasser. Aber es war keines da: nirgends konnte man welches kochen, und ungekochtes Wasser durfte man nicht geben, weil überall Ruhr und Unterleibstyphus herrschten.

Und was machten nun die Mukdener Baracken?

Auch sie evakuierten und evakuierten. Und das war noch kurioser als bei uns. Sie evakuierten nicht nur die Verwundeten, welche unmittelbar aus der Schlacht hergebracht wurden. Die aus dem Süden kommenden Sanitätszüge machten in Mukden halt, die Verwundeten wurden ausgeladen und in die Baracken hinübergetragen; aber am andern Tag schleppte man sie wieder auf den Bahnhof und verlud sie in die Züge, die sie weiter gegen Norden brachten. Es war, als ob ein böser Geist die Hand im Spiele hätte und absichtlich all das so einrichte, um sich über die maßlosen Qualen der armen Leute zu amüsieren. Aber nein, der Geist war nicht böse und wollte sich auch gar nicht belustigen; er hatte nur eine trockene, gleichgültige Papierseele, mit kaltem Geschäftsblick und großem Arbeitsdrang, und bildete sich ein, alles aufs beste zu verrichten.

Und so wurden die Schwerverwundeten, die vor allem Ruhe nötig hatten, ganze Tage lang ausgeladen, eingeladen, von Ort zu Ort geschleppt, und in den zweirädrigen Karren

und in den Zügen beständig durchgerüttelt und geschüttelt.

Alle Verwundeten sprachen sich einstimmig dahin aus, daß die Wunden viel weniger schrecklich gewesen seien als der Transport in diesen höllischen zweirädrigen Karren und Güterzügen. Die schwerer Verwundeten gingen darin zugrunde wie die Fliegen. Glücklich war jener Verwundete, der schwer im Bauche verletzt, drei bis vier Tage lang auf dem Schlachtfelde liegen blieb, ohne aufgehoben zu werden: er lag dort zwar hilflos und verlassen, litt an Durst und Kälte, und jede Minute konnte er von einem Rudel hungriger Hunde zerrissen werden, — aber er hatte wenigstens die ihm so notwendige Ruhe; als man ihn aufhob, hatten sich die Bauchwunden schon bis zu einem gewissen Grade geschlossen, und er war außer Gefahr.

Den ausdrücklichen Befehlen der Vorgesetzten zuwiderhandelnd, reservierten die Aerzte der Mukdener Lazarette einen Teil einer Baracke für die Schwerverletzten und evakuierten diese nicht. Das Resultat war zum Erstaunen: sie alle, im ganzen 24 Mann, wurden gesund; nur einer bekam eine begrenzte Peritonitis, ein anderer eine eitrige Pleuritis, aber beide wurden hergestellt.

Nach der Schlacht besuchte der Statthalter die Baracken und überreichte den Verwundeten das Georgskreuz. Als er fortging, lachte alles zusammen und seine Adjutanten breiteten bestürzt und beschämt die Arme auseinander und bekannten, daß alle diese Georgskreuze den Leuten eigentlich wieder abgenommen werden müßten.

Der Statthalter geht umher, ihm folgt seine ganze Suite. Auf einem Bette liegt ein bleicher Soldat; über seinem Leibe wölbt sich ein großer Reif; auf seinem Bauche liegt ein Eisbeutel.

„Wie wurdest du verwundet?"

„Ich gehe so hin, Exzellenz, da trifft es mich plötzlich, gerade in den Bauch! Ich erinnere mich nicht, wie, erinnere mich nicht, daß . . ."

Der Statthalter heftet ihm das Georgskreuz an. Aber was war das »es«? Ein Schrapnell? Oh nein, ein Munitionswagen. Er stürzte an einem Abhange um und begrub einen Soldaten, einen Stallknecht, unter sich. Der Mann hatte noch nie auch nur Pulver gerochen. —

Das Georgskreuz erhielten Soldaten, die im Rücken und am Hinterteil während der Flucht verwundet worden waren. Die meisten Kreuze bekamen die, welche am Durchgang vor aller Augen lagen; die weiter weg, an den Wänden, lagen, blieben unbelohnt.

Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als auch den früher gehörten Erzählungen über die Verteilung der Orden seitens des Statthalters Glauben zu schenken. So erhielt das Georgskreuz ein Soldat, welcher in betrunkenem Zustande unter einen Zug fiel und beide Beine dabei verlor; und ein anderer, dem sein Kamerad bei einer Rauferei mit einer Flasche ein Loch in den Kopf geschlagen hatte. Und noch viele derartige Fälle kamen vor.

Während der Schlacht arbeiteten in jeder der beiden Baracken nur vier aktive Aerzte. Als der Kampf beendigt war, und der ungeheure Andrang der Verwundeten nachgelassen hatte, — wurden aus Charbin fünfzehn Aerzte der Reserve zur Aushilfe herbeordert. Jetzt fand sich natürlich keine Arbeit mehr vor.

Die Vorgesetzten, die während der Schlacht nicht einmal einen Blick in unsere Baracke geworfen hatten, stellten sich nun häufig ein. Wieder hörte man Scheltworte,

Arreſtandrohungen und ſinnloſe, ſich widerſprechende Befehle erteilen. Ein Beiſpiel. Gorbazewitſch erſcheint:

„Was ſoll das heißen, daß die Mäntel der Kranken auf den Betten herumfahren?!"

„Wir haben kein Zeughaus, Euer Hochwohlgeboren."

„Dann ſchlagen Sie über jedem Bette einen Nagel ein und hängen die Mäntel daran auf."

Es geſchah. Trepoff erſcheint.

„Was iſt das für ein Zeughaus da? Wozu haben Sie die Mäntel hier aufgehängt? Die verdecken ja alles Licht und fangen nur Staub und Miasmen auf!"

„Der Herr Feldmedizinalinſpektor hat es ſo befohlen."

„Sogleich fort damit!"

Mit Lazarettinſpektor Eſerski geſchah auch etwas. Eines Tages hatte ein junger, eben erſt aus der Reſerve eingezogener Arzt Dienſt. Er ſaß im Aufnahmezimmer an einem Tiſche und las die Zeitung. Eſerski kam herein und ging einmal und noch einmal durch die Säle. Der Arzt blickt nach ihm hin und lieſt dann ruhig weiter. Da tritt Eſerski auf ihn zu und fragt:

„Wieviel Kranke haben Sie?"

„Kranke? Ich kann ja gleich mal nachſchauen," antwortet der Arzt großmütig und ſtreckt die Hand nach dem Krankenregiſter aus.

„Sagen Sie mal, bitte! Sie ſehen doch, daß ein ganz fremder Menſch durch die Säle geht. Und Sie beachten das nicht einmal und leſen ruhig weiter? Aber vielleicht bin ich aus dem Narrenhauſe?"

Der Arzt hob die Augenbrauen in die Höhe, ſchaute den General von oben bis unten an und zuckte kaum merk-

lich mit den Achseln, als ob er sagen wollte: „Man sieht es ihm eigentlich nicht an".

Der General brauste auf und fing an zu schreien. Dem Arzt tauchte nun eine Ahnung auf, daß irgendein höherer Vorgesetzter vor ihm stünde, erhob sich und nahm Stellung an.

„Auf acht Tage in Arrest!"

Da kam ein anderer Arzt herein und sagte, die Hand an die Mütze legend, zum General:

„Verzeihen Sie, Exzellenz, daran sind wir schuld. Der Kamerad ist eben erst aus der Reserve gekommen; er kennt das Dienstreglement noch nicht, und wir haben ihn darüber noch nicht belehrt."

„Was? Sie wollen ihn in Schutz nehmen? Gehen Sie selbst drei Tage in Arrest!"

In Mukden herrschte der gleiche unbeschreibliche Wirrwarr weiter. Aber wir in unserem Dorfe beschäftigten uns in aller Ruhe mit dem Empfange und der Weitersendung der Verwundetentransporte. Es war ein Glück für die Verwundeten, daß die Transporte immer seltener zu uns gebracht wurden. Wieder waren wir ohne Beschäftigung und vergingen fast vor Langeweile. Im Süden donnerten immer noch die Kanonen, nicht selten hörte man auch das Knattern der Gewehre bis zu uns herüber. Einige Male krepierten sogar japanische Geschosse in unmittelbarer Nähe unseres Dorfes.

Bei uns erkrankte eine der etatmäßigen Schwestern, bald nach ihr eine der überzähligen, die Offiziersgattin. Im Sultanoffschen Lazarett wurde die schöne Wera Nikolajewna krank. Alle drei litten an Unterleibstyphus, womit

sie in Mukden während der Krankenpflege angesteckt wurden. Die erkrankten Schwestern wurden in einem Sanitätszug nach Charbin evakuiert.

In unserem Dorfe befand sich auch der Stab einer Infanterie-Division. Von den Gefechtsstellungen her eskortierte man oft zu diesem Stabe Chinesen, die mit ihren Zöpfen aneinandergebunden waren, und schlug ihnen in nächster Umgebung des Dorfes die Köpfe ab. Von überall her verbreiteten sich unklare, aufregende Gerüchte von der Verräterei der Chinesen. Man erzählte, daß sie zwischen den Positionen herumschleichen, den Japanern von Dächern, Bäumen und Hügeln herab Signale geben und unsere Verwundetentransporte und die sich zurückziehenden Truppen beschießen; von unsichtbaren und unergreifbaren Händen wurden auch unsere Telegraphen- und Telephonleitungen gerade an ihren wichtigsten Punkten durchschnitten.

An diesen Erzählungen war viel Wahres: die chinesischen Signalgeber wurden nicht selten auf frischer Tat ertappt; unter dem chinesischen Kostüm eines umherziehenden Gauklers entdeckte man nicht selten einen japanischen Spion mit falschem Zopfe. Die Japaner kannten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit die Stellungen und Bewegungen aller unserer Truppen. Es entwickelte sich allmählich das Gefühl einer still und heimtückisch umherschleichenden, geheimen allgemeinen Verräterei, und jeder Chinese fing an, Verdacht hervorzurufen. Aber daraus erwuchs etwas Ungeheuerliches, das man hätte lächerlich nennen können, wenn es nicht so schrecklich gewesen wäre.

In einem benachbarten Dorfe kletterte ein Chinese mit einer Garbe Kaoljanstroh auf das Dach seiner Fansa, um ein Loch darin zu flicken. Die Garbe flimmerte in der

Luft. Dies bemerkte ein Kosak, — und der Chinese purzelte, von einer Kugel durchbohrt, vom Dach herab. Ungefähr drei Werst vor uns lag, hinter einem Wäldchen versteckt, eine Mörserbatterie. Den Japanern gelang es nicht, sie aufzuspüren, da sie keine Ahnung hatten, daß sie so nahe bei ihnen stehen könne. Zufällig kamen an der Batterie einige Chinesen vorbei, die von Mukden in ihr Dorf gehen wollten, um dort Proviant zu holen. Sie wurden alle festgenommen und getötet. In unser Lazarett wurden auch verwundete, in russischen Diensten stehende chinesische Taglöhner gebracht; bei ihrer Entlassung verlangten sie: „Schreibe-Schreibe (Bescheinigung) von uns, sonst sagen die Soldaten, daß wir Chunguse sind, und machen uns »Kantrami«*." Und wirklich waren am Schaho und bei Ljaojang eine ganze Anzahl Chinesen, die von den Russen zum Transporte von Verwundeten angestellt worden waren, von russischen Soldaten als Spione erschlagen worden.

Mehr als ein Chinese wurde das Opfer des — Heliographen. Die meisten unserer Soldaten wußten absolut nichts von diesem Apparate und dessen Anwendung in der russischen Armee. In der Ferne, wo sich die verschleierten blauen Berge hinziehen, flammt plötzlich auf einem kleinen Hügel ein helles und geheimnisvolles Licht auf. Es leuchtet zwei, drei Minuten lang und erlischt. Da blitzt im benachbarten Dorfe über den Dächern und zwischen den Bäumen plötzlich ebenfalls ein blendendes, flackerndes Licht auf, und wieder flimmert als Antwort das unheilverkündende Flämm-

* Kantrami oder Kantami heißt soviel als: „Kopf herunter". Dies ist aber kein chinesisches Wort. Im Verkehr mit den Chinesen gebrauchten wir eine ganze Reihe von Wörtern, bezüglich welcher es zu sehr sonderbaren Mißverständnissen kam. Wir glaubten, es wären chinesische Wörter, während die Chinesen sie für — russische hielten. Solche Wörter sind: Kantrami (chin. Khannoude), schango (gut, chin. — chao) usw.

chen auf dem fernen blauen Hügel. Und alle packt ein aufregendes Gefühl von einem Geheimnis und von Verrat, und es stellt sich das Verlangen ein, etwas zu unternehmen, zuvorzukommen. . . .

Ich machte einmal mit einem mir bekannten Offizier einen Ritt. Auf dem Dache einer chinesischen Fansa arbeiteten zwei Sappeure der Heliographenabteilung. Wir machten halt, um zuzuschauen. Plötzlich flogen von einem danebenstehenden Baume abgebrochene Zweige herunter, Kugeln sausten durch die Luft, und die Sappeure polterten Hals über Kopf vom Dache. In voller Karriere sprengten Kosaken ins Dorf.

„Soeben haben zwei Chinesen auf einem Dache mit Spiegeln Signale gegeben. Den einen haben wir heruntergeschossen, der andere ist heruntergesprungen und davongelaufen. Haben Sie nicht gesehen, wohin er geflohen ist?"

„Ihr Schufte! Ihr Teufelskinder! Habt ihr denn keine Augen? So, ihr habt also auf uns geschossen!" schrien die Sappeure die verblüfften Kosaken an.

Sappeur-Offiziere erzählten mir, daß die Chinesen der Dörfer, in welchen der Heliograph arbeitete, von den Soldaten und Kosaken mehr als einmal aufs grausamste behandelt worden seien.

Und überall kamen aus den verschiedensten Ursachen schwere Irrtümer vor, die man nicht wieder gutmachen konnte. Einst fuhr unser Korpskommandeur durch ein chinesisches Dorf. Da knallten von der Ecke einer Umfassungsmauer her hintereinander zwei Schüsse. Die Kosaken der Eskorte stürzten nach dieser Ecke, hieben mit ihren Säbeln zwei Chinesen nieder und nahmen fünf andere gefangen. Einige Tage darauf wurden diese dann hingerichtet und

am Ufer eines Baches verscharrt. Lange nachher aber teilte mir ein Stabsoffizier unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit folgendes mit:

Gleich nach der Hinrichtung der Chinesen hatte sich herausgestellt, daß auf den General überhaupt kein Schuß abgegeben worden war. Zwei Kosaken kamen in das Dorf geritten und machten Jagd auf ein chinesisches Schwein. Es floh über die Straße, die Kosaken schossen nach ihm und bemerkten die gerade um die Ecke biegende Kalesche des Generals in der Eile nicht; sie sahen, daß sie sich eine böse Geschichte zugezogen hatten und galoppierten davon; die chinesischen Dorfbewohner aber mußten für sie büßen. Später erzählten die beiden Kosaken selbst den ganzen Hergang dem Führer der Eskorte; und der General gab allen den strengsten Befehl, über den ganzen Vorfall tiefstes Schweigen zu bewahren.

Wenn ringsum alles dunkel ist, wenn in der Seele der Verdacht die Ohren spitzt und auf der Lauer liegt, dann sind Irrtümer so leicht möglich! Schwere, schreckliche Irrtümer! Und diesen Irrtümern gegenüber zeigten alle die größte Gleichgültigkeit: was sollte man dabei machen! Wer sollte die Sache untersuchen! Hatte man denn Zeit, sich damit abzugeben! . . . Unter den Menschen mit kurzgeschorenen Köpfen und hellen Gesichtern waren auch welche mit gelbem Teint und langen Zöpfen. Und das Leben dieser Leute fing an, weniger zu gelten als eine bloße Handbewegung. Niemand wurde wegen Ermordung eines gelben Menschen zur Verantwortung gezogen. Man konnte ihm aus reinem Mißverständnis das Leben nehmen, oder aus Bequemlichkeit, um irgend etwas nicht untersuchen zu müssen, oder einfach, weil es einen gelüstete, den Säbel zu schwingen. . . . Ein

blutiger Nebel erhob sich, umhüllte und berauschte die Seelen, die Schutzlosigkeit machte sich breit und erregte, wie ein nacktes Weib mit gefesselten Händen, wilde Begierden. Vor dir steht ein Mensch, etwas Kostbares und Unverletzliches; aber da fällt dich die Lust an, — du schlägst ihm eins mit dem Säbel über den Kopf, oder jagst ihm eine Kugel in den Leib. . . .

Auf unserer rechten Flanke ritt einmal eine Tscherkessenabteilung in ein chinesisches Dorf. Die Chinesen drängten sich um sie herum und betrachteten die für sie so seltsamen Uniformen. Plötzlich zogen die Tscherkessen ihre Säbel und hieben in die Menge ein — Männer, Frauen, Kinder. Weshalb? Sie erklärten ganz einfach:

„Sie hindern uns am Durchreiten."

Kosaken erhielten oft den Auftrag, die in der Gefechtslinie aufgegriffenen Chinesen nach dem Stabsquartier zu bringen. Wenn man ihnen hierfür Papiere mitgab, verbrachten sie die Leute an Ort und Stelle. Gab man ihnen aber keine Papiere mit, so verfuhren sie weit einfacher: Sie führen die Chinesen in ein Kaoljanfeld, hauen sie mit den Säbeln nieder und bedecken ihre Leichen mit Kaoljan.

Während eines Ausrittes sah ich im Straßengraben zwei soeben umgebrachte Chinesen liegen; beide waren mit Blut bedeckt, der eine atmete noch, aber schwer und röchelnd. Die Vorbeiziehenden hielten an, betrachteten sie einen Augenblick und ritten gleichmütig weiter. Die Pferde spitzten die Ohren, schnaubten heftig und warfen sich zur Seite. Aber die Leute standen neugierig gaffend da und zeigten keine Spur von Gefühl, Bestürzung oder Entsetzen ob der Vernichtung eines Lebens: sie hatten schon

aufgehört, in langzöpfigen, gelben Menschen etwas wie Leben zu spüren.

In unserem Dorfe machte die Zerstörung von Tag zu Tag immer größere Fortschritte. Die Fansen standen ohne Türen und Fensterrahmen; von vielen waren schon die Dächer abgerissen; nur die Lehmwände erhoben sich noch inmitten der verwüsteten Höfe, die mit den Scherben des zerschlagenen Geschirrs besät waren. Im Dorfe wohnten keine Chinesen mehr. Auch die Hunde hatten die Höfe verlassen, in denen jetzt fremde Menschen lebten, und zogen in großen Scharen, hungrig und verwildert, auf den Feldern umher.

In einem benachbarten Dorfe lag in einer armseligen Lehmhütte eine kranke alte Chinesin; sie wurde von ihrem Sohne gepflegt. Er konnte sie nicht fortbringen, da die Kosaken alle ihre Maulesel weggetrieben hatten. Die Fenster hatte man zerschlagen, um damit Feuer zu machen; die Türen waren herausgenommen, die Möbel verbrannt, der ganze Mundvorrat gestohlen. Hungrig und frierend blieben Mutter und Sohn in der zerstörten Fansa. Und plötzlich kam eine fürchterliche Nachricht: der Sohn hatte mit eigenen Händen seine kranke Mutter erstochen und war aus dem Dorfe verschwunden. —

Aus Mukden kehrte einmal unser Hauswirt zurück. Als er seine zerstörte Fansa sah, ächzte er laut und wiegte den Kopf hin und her. Mit seinem entsetzlich höflichen und liebenswürdigen Lächeln ging er nach dem Kellereingang, an dem die Türe weggerissen war, stieg hinunter, sah sich darin um und kletterte wieder hinauf. Sein unbewegliches Gesicht war vollständig ausdruckslos.

Des Abends saß er mit dem Feldscher auf dem Stamme

eines Baumes, den unsere Leute in seinem Gemüsegarten gefällt hatten. Mit neugierig-interessiertem Ton in der Stimme fragte er den Feldscher:

„Freund, hast du eine Madama?"

„Ja," antwortete der Feldscher.

„Auch Kleine?" fragte der Chinese weiter und hielt die Hand einen halben Meter hoch über den Boden.

„Ja, auch Kinder."

Der Feldscher seufzte und verlor sich in Gedanken. Aber der Chinese erzählte mit sanfter, leidenschaftsloser Stimme, daß auch er eine »Madama« und drei Kinder habe, und daß alle in Mukden lebten. „Aber in Mukden wimmelt es gleich Fliegen von Chinesen, die aus den von den Russen besetzten Dörfern geflohen und dorthin übergesiedelt sind. Alles hat sich in hohem Grade verteuert; für einen Winkel in einer Fansa verlangt man 10 Rubel pro Monat, eine »Stange« Zwiebeln kostet eine Kopeke, ein Pud Kaoljan einundeinhalb Rubel. Und Geld ist nirgends aufzutreiben."

Er ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und saß abgemagert da, mit seinem schönen, jugendlichen, gleichmäßig dunkel gefärbten Gesicht. Der Feldscher gab ihm ein Stück Schwarzbrot. Der Chinese steckte es gierig zwischen seine schiefen Zähne.

Vom Brunnen her kam unser Koch, einen viereckigen schwarzen Eimer in den Händen tragend.

„Ah, Freund! Guten Tag!" rief er fröhlich dem Chinesen zu.

Der Chinese nickte als Antwort höflich mit dem Kopfe.

„Dliast!" Und mit liebenswürdigem Lächeln wies er mit der Hand auf den Eimer.

„Wie? Ist das dein Eimer?"

„Mein!" lächelte der Chinese.

„Aber was hat dich, Freund, hier ins Dorf verschlagen?" fragte der Feldscher. „Alle Chinesen hier sind ausgewandert. Und wenn du zurückkehrst und fällst den Kosaken in die Hände, — dann machen sie dir Kantrami."

„Ich nicht fürchte!" antwortete gleichmütig der Chinese.

In der Abenddämmerung verließ er das Dorf, und wir sahen ihn nicht mehr wieder.

Nach dem Nachtessen fing der Oberarzt seufzend folgendermaßen zu reden an:

„Ja! Wenn wir in jener Welt braten müssen, so muß ich in eine sehr heiße Bratpfanne geworfen werden. Kam da heute unser Hauswirt. Er wollte scheints drei Säcke Reis holen, die er im Keller vergraben hatte; aber von unseren Leuten waren sie schon früher ausgegraben worden. Er hatte vielleicht nichts anderes mehr zum Leben und glaubte, daß er, solange er sie besäße, nicht Hungers sterben würde; aber unsere Soldaten hatten den Reis schon gegessen."

„Aber erlauben Sie! Sie haben das gewußt, — wie konnten Sie das dulden?" fragten wir.

Der Oberarzt ließ seine Augen unruhig umherwandern.

„Ich habe es selbst erst jetzt erfahren."

„Sie allein sind an all dem schuld," sagte Seljukoff gereizt. „Sie wissen, nicht weit von uns befindet sich ein Divisionslazarett: der Verwalter hat die Leute versammelt und ihnen erklärt, daß er gleich den ersten, der beim Plündern ertappt werde, sofort dem Gericht übergebe. Und es kam kein Plündern vor. Aber natürlich, er kauft auch für die Soldaten sowohl Proviant als Holz."

Es entstand ein ungemütliches Schweigen. Die Offi-

ziersburschen standen mit unbeweglichen Gesichtern an der Tür, aber ihre Augen lachten.

„Ueberhaupt, es gibt nichts Schändlicheres und Häßlicheres als den Krieg!“ seufzte der Oberarzt.

Alle schwiegen.

Nach dem Abendbrot erzählten uns die Burschen spöttisch-lachend, daß der Oberarzt von den Reissäcken schon von Anfang an Kenntnis gehabt hätte. Den Soldaten, die den Reis ausgegraben hatten, gab er 20 Kopeken pro Kopf, und ernährt jetzt mit diesem Reise seine ganze Abteilung. —

Jenes Divisionslazarett, das Seljukoff erwähnt hatte, bildete eine bewunderungswürdige, helle Oase inmitten der herzlos-schwarzen Wüste unserer Wirtschaft in der Mandschurei. Und die Ursache dieser außergewöhnlichen Erscheinung lag einfach darin, daß der Chef und der Verwalter dieses Lazaretts wenigstens einen Begriff von Ehrlichkeit hatten und sich nicht auf Kosten der Chinesen bereichern wollten. Ich war einmal in dem Dorfe, in welchem dies Lazarett stand. Das Dorf machte einen ungewohnten, unglaubwürdigen Eindruck: die Fansen und Höfe standen unberührt, mit vollständigen Türen und Fenstern, und große Getreidehaufen lagen in der Tenne; auf den Straßen tollten chinesische Kinder herum, furchtlos gingen die Frauen umher und die Männer zeigten heitere, fröhliche Gesichter. Zum Schutze der Tempel waren Schildwachen aufgestellt. Auf den Straßen zogen Tag und Nacht Patrouillen umher und arretierten schonungslos, zur großen Verwunderung der fremden Soldaten und Kosaken, die sich in das Dorf eingeschlichen hatten, jeden, der beim Plündern erwischt wurde.

Und wie waren dort dafür die Beziehungen der Chi-

nesen zu den Russen! Während wir uns oft tagelang von dem Allernotwendigsten entblößt sahen, — war dort Ueberfluß an allem: die Chinesen verschafften den Russen, als zauberten sie es aus dem Boden heraus, alles, was diese nur wollten. Dort fürchtete niemand die Chunguſen und in finsterer Nacht ging jedermann unbewaffnet im Dorfe umher.

Oh, diese Chunguſen, Spione und Signalgeber! Wie verschwindend klein würde ihre Zahl gewesen sein, und wie leicht hätte man sich mit ihnen verständigen können, wenn die russische Armee nur in entferntem Maße das äußerlich und in moralischer Beziehung so wohldisziplinierte Heer gewesen wäre, als welches es von den lügnerischen Korrespondentenpatrioten in den Zeitungen dargestellt wurde.

Die Wut des Kampfes legte sich allmählich und kaum bemerkbar. Zwei ungeheure Wogen rollten aufeinander los, stürzten zusammen und flossen jetzt allmählich wieder auseinander. Beide Armeen behielten mit geringen Veränderungen ihre Stellungen. Immer seltener und dumpfer wurde der Kanonendonner, und immer weniger Verwundete kamen an. Russen und Japaner saßen einander in den von Regengüssen angefüllten Schanzgräben gegenüber, und standen, hinter den Brustwehren zusammengekauert, bis an die Knie im Wasser. Wer unvorsichtig hinausschaute, erhielt sogleich eine Kugel in den Kopf. Die Lazarette waren jetzt voll von Kranken, die an Bronchitis, Rheumatismus und Fieber litten.

Sinaïda Arkadjewna kam in aller Eile und aufgeregt zu uns gelaufen mit der Nachricht, daß wir den Japanern

16 Geschütze weggenommen und einen mit Wald besetzten, befestigten Hügel erobert hätten, was zu einem großartigen Siege und zu bevorstehenden Friedensverhandlungen aufgebauscht wurde. Dieses Gerücht verbreitete sich immer mehr. Einige Offiziere bemerkten zurückhaltend:

„Dies ist der günstigste Augenblick für den Frieden. Wir haben unsere Stellungen behauptet und werden nicht wie Besiegte zu den Friedensverhandlungen schreiten."

Andere widersprachen empört.

„Wie? Es ist ja vollkommen klar, daß im Kriege jetzt eine Wendung eintritt. Bisher haben wir uns immer zurückgezogen, diesmal behaupteten wir uns in unsern Stellungen. In der nächsten Schlacht werden wir die »Japanzer« schlagen. Aber wenn wir sie nur einmal besiegen, — dann laufen sie auch bis ans Meer davon. Und dann werden die Kosaken die Hauptarbeit haben. . . . Die Japaner haben keine Soldaten mehr, wir aber bekommen immer wieder frische Truppen. . . . Der Winter steht bevor; die Japaner sind jedoch nur an ein warmes Klima gewöhnt. Sie werden sehen, meine Herren, wie sie im Winter hier vor uns winseln werden."

Die meisten Offiziere waren in bezug auf den Winter der gleichen Ansicht, im übrigen aber verhielten sie sich schweigend.

Von denjenigen, die von Anfang an am Kriege teilgenommen hatten, hörte ich späterhin mehr als einmal sagen, daß der allgemeine Vertrauensdusel zur Zeit der Schlacht am Liaojang aufs höchste gestiegen war. Damals glaubten alle fest an den Sieg, ohne sich selbst zu betrügen; damals stürzten sich auch diejenigen Offiziere in den Kampf, die später mehrere Monate hindurch bei den ersten Gerüchten

von einer bevorstehenden Schlacht in ganzen Scharen den Lazaretten zuströmten. Diesen Höhepunkt der Begeisterung traf ich schon nicht mehr an. Ich sah nur die ganze Zeit, von Monat zu Monat die allgemeine Stimmung langsam und ununterbrochen sinken. Die Leute klammerten sich an jeden Strohhalm, um den Rest ihres Vertrauens aufrecht zu erhalten.

Zuerst hieß es, die Japaner seien — geborne Seeleute, und daß wir sie auf dem Lande schlagen würden; dann, die Japaner seien an die Berge gewohnt, und wir würden sie auf der Ebene schlagen. Jetzt sagte man, die Japaner seien nur an den Sommer gewohnt, und wir würden sie im Winter schlagen. Und alle gaben sich Mühe, an den Winter zu glauben.

Fünftes Kapitel.

In der Stellung bei Mukden.

I. Von Oktober bis November.

Weiberregiment. — Man plündert systematisch und im Großen. — Kuropatkins wirkungslose Befehle zur Einschränkung des Raubens. — Bei den Japanern wird nicht geplündert. — Unser Oberarzt und seine unsauberen Geschäftchen. — Beispiele von Unterschlagungen. — Man läßt Kranke im Dienst. — Neue Hin- und Hermärsche. — Vertreibung der Chinesen. — Schändung ihrer Gräber. — Unser Oberarzt zahlt Schweigegelder. — Ueberall unheilvolle Mißwirtschaft. — Das Sanitätskorps besteht größtenteils aus Nichtärzten. — Blüten der Bureaukratie. — Kranke Soldaten werden als Simulanten behandelt.

Eines Abends erhielten unsere beiden Lazarette vom Korpsstab den Befehl: . . . unverzüglich aus dem Dorfe Liao-Kii-Schinpu nach Westen, in das Dorf Beitaizsein

zu gehen. Bei Eintreffen dieses Befehls zeigte Sultanoffs Nichte, Schwester Novizkaja, eine außerordentliche Freude. Bei ihnen saß der Adjutant unseres Korpsstabes; als sie ihn hinausbegleitete, strahlte sie förmlich und bat ihn, dem Kommandeur ihren „großen, großen Dank" auszudrücken.

Das Dorf Beitaizsein befand sich nur ungefähr zwei Werst von unserm Dorfe entfernt. Früh morgens brach unser Lazarett auf. Im Sultanoffschen Lazarett fing man eben erst an, einzupacken; Sultanoff trank im Bette seinen Kaffee.

Unser Oberarzt nahm aus der Fansa alles mit, was er auf die Fuhrwerke laden konnte, — zwei Tische, Taburette, vier kunstvoll gearbeitete, schöne Schränkchen, und ließ aus dem Herd einen großen Kessel herausbrechen. Auf unsere Einwendungen versetzte er:

„Es ist ja gleich, da hier ja doch alles geplündert wird. Ich werde es ihnen später wieder zurückerstatten."

Wir kamen in Beitaizsein an. Es war ein großes Dorf mit zwei langen Straßen, aber gänzlich verlassen. Die Fansen standen ohne Dächer, in den Lehmwänden gähnten schwarze viereckige Oeffnungen: die Fenster und Türen waren mit den Aexten herausgeschlagen. Nur in einer der beiden Straßen befand sich eine lange Reihe großer, reicher steinerner Fansen, die vollkommen unversehrt geblieben waren. An der Pforte einer jeden Fansa stand eine Schildwache.

„Sind diese Fansen von jemand bezogen?" fragte der Oberarzt einen der Posten.

„Jawohl."

„Von wem?"

„Der Korpsstab lag darin. Gestern abend ist er in jenes Dorf dort verlegt werden, um dem ** beweglichen Feldlazarett (Sultanoff) Platz zu machen."

„Aber wer hat denn diese Wachen aufgestellt?"

„Der Korpsstab."

So . . . Die Sache fing an sich aufzuklären. Wir durchstöberten das ganze Dorf. Nach langem Suchen fand endlich der Gehilfe des Verwalters in einem Hofe neben den Sultanoffschen Fansen zwei ärmliche, enge und schmutzige Hütten. Eine bessere Wohnung war nicht aufzutreiben. Die Soldaten bezogen auf den Gemüsebeeten Biwak, unsere Burschen reinigten und fegten die Hütten aus und verklebten die zertrümmerten Fensterscheiben mit Papier.

Wir gingen hin, um die für Sultanoff reservierten Fansen anzusehen. Die Wohnungen waren sauber, geräumig und mit viel Komfort ausgestattet. Die Posten erzählten uns, daß vor dem Einzuge des Korpskommandeurs eine ganze Kompanie Sappeure drei Tage lang diese Wohnungen in Stand gesetzt hatten. Jetzt war es begreiflich, warum sich Schwester Novizkaja so sehr über den erhaltenen Befehl gefreut, und warum sie dem Korpskommandeur ihren großen Dank hatte zukommen lassen; und nun war auch die sinnlose Verlegung der Lazarette um ganze zwei Werst verständlich. Im andern Dorfe hatte sich das ganze Personal des Sultanoffschen Lazaretts, wie auch wir in einer einzigen Fansa herumgedrückt, und das hatte selbstverständlich Schwester Novizkaja nicht gefallen. Es drängte sich die kaum glaubliche Frage auf, — ist es möglich, daß Hunderte von Personen so leicht durch den bloßen Wink des weißen, kleinen Fingerchens der Schwester Novizkaja von einem Orte zum andern hin- und hergeworfen werden können?

Späterhin hatten wir noch mehr als einmal Gelegenheit, uns zu überzeugen, was für eine ungeheure Zauberkraft in diesem kleinen Fingerchen steckte. —

Unsere Burschen brachten ein Fuhrwerk mit unserm Gepäck in den Hof und machten sich daran, es in den von ihnen gereinigten Fansen unterzubringen. Da langten bei den benachbarten Fansen die Sultanoffschen Wagen an. Und an der Pforte unseres Hofes erschien auf weißem Pferde Sultanoffs stattliche Gestalt.

„Hören Sie, wessen Sachen sind das, Ihre?" schrie er Doktor Gretschichin zu.

„Ja."

„So lassen Sie gefälligst alles wieder hinausschaffen. Das sind alles unsere Fansen."

„Das dort sind Ihre Fansen! Es hat uns niemand gesagt, daß diese da besetzt seien."

„Nun, aber ich sage es Ihnen . . . He! Ihr! Nichts mehr hineintragen!" herrschte Sultanoff unsere Burschen an.

Ich stand mit Schanzer am Tore. Da kamen eilig Schwester Novizkaja und Sinaïda Arkadjewna herbeigelaufen.

Novizkaja fuhr erzürnt und fast außer Fassung Schanzer an.

„Dies sind unsere Fansen, Sie haben kein Recht, Sie zu besetzen; der General hat sie uns überlassen, und hier stand unsere Wache. . . . Weil Sie früher gekommen sind, glaubten Sie wohl, Sie könnten sich einfach alles aneignen! . . ."

Die Worte fielen hageldicht aus ihrem Munde; man konnte nichts verstehen als ein rasches, bissiges: „Te—te—te—te—te!" Und auf einmal verschwand ihr ganzes

elegantes, langsames Wesen, und vor unsern Augen fauchte und tanzte nur ein widerliches, vulgäres Geschöpf mit kleinem Köpfchen und vor Zorn hochrotem Gesicht.

„Warum wenden Sie sich denn an mich? Ich habe mit all dem nicht das geringste zu schaffen," antwortete Schanzer, verächtlich mit den Achseln zuckend.

„Das ist wahr, meine Liebe, damit hat doch Moses Grigorewitsch nichts zu tun," bemerkte Sinaïda Arkadjewna zurückhaltend.

Schwester Novizkaja schwieg, und beide eilten in ihre Fanse.

Unser Oberarzt kam und befahl den Burschen, mit dem Unterbringen des Gepäcks in der Fansa fortzufahren. Sultanoff wandte sich mit seiner trägen, nachlässigen Stimme an ihn:

„Das weitaus beste ist, wir teilen das Dorf in zwei Hälften. Wir nehmen diese Straße da, Sie jene . . ."

„Ich danke Ihnen untertänigst! Nicht lieber umgekehrt?" erwiderte Davidoff, kaum imstande, seinen Unwillen zu unterdrücken. „In diesen Fansen da würde ich wenigstens mich schämen, einen Hund unterzubringen!"

Endlich schien man sich geeinigt zu haben. Wir bezogen unsere Fansa und packten aus. Da erschien plötzlich in unserem Hofe Sinaïda Arkadjewna mit dem wachhabenden Unteroffizier. Sie ging unruhig im Hofe umher und betrachtete alles.

„War hier nicht der Feldtelegraph? Dann gehört auch diese Fansa uns. Warum hast du ihnen das nicht gesagt?"

„Mir, Fräulein, wurde befohlen, nur jene Fansen zu bewachen."

„Nein, auch diese da, rede dich nur nicht heraus, bitte! Der General hat es mir selbst gesagt und mir selbst alles gezeigt. . . . Wie tust du denn deine Pflicht? Ich werde mich beim Korpskommandeur über dich beklagen!"

Sie ging mit ihm zur Gartentür hinaus nach ihren Fanſen. Eine Minute darauf trat der Unteroffizier, die Hand an die Mütze legend, vor Davidoff hin, der das Aufſchlagen der Lazarettzelte überwachte.

„Wollen Euer Hochwohlgeboren befehlen, daß Ihre Fanſen geräumt werden," ſagte er in ehrerbietigem Tone. „Sonſt muß ich mich vor Seiner Exzellenz verantworten."

Dem Oberarzt ſchoß das Blut ins Geſicht.

„Sage deiner Exzellenz," ſtieß er ſchneidend und abgeriſſen hervor, „daß ich dieſe Fanſen mit Gewalt beſetzt habe. Pack dich!"

Da ſchickte Sultanoff einen andern Mann mit der Nachricht her, daß es ein Mißverſtändnis geweſen ſei, daß er ſich mit ſeinen Fanſen begnüge. Schanzer war ganz entzückt über die Antwort unſeres Oberarztes.

„Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!" wiederholte er. „Für dieſe Antwort kann man ihm vieles verzeihen!"

Bei Sultanoff richtete man ſich mit dem größten Komfort ein. Sultanoff ſelbſt, die Schweſtern Novizkaja und Sinaïda nahmen jedes eine beſondere geräumige Wohnung in Beſchlag; eine beſondere Wohnung erhielten auch die vier jüngern Aerzte, und ſelbſt das Wirtſchaftsperſonal erhielt eine für ſich. Wir anderen alle mußten uns jedoch damit begnügen, auf den irdenen Ofenbänken unſerer engen, ſchmutzigen Fanſen zu ſchlafen.

Am Abend ſtanden vor dem Tore der Sultanoffſchen Fanſa die Kaleſche des Korpskommandeurs und der Cha-

raban seines Adjutanten, der Sultanoff eine Einladung zum Nachtessen beim Korpskommandeur überbrachte. Sultanoff trat heraus, und nach ihm, aufgeputzt und parfümiert, Novizkaja und Sinaïda Arkadjewna; sie bestiegen die Kalesche und fuhren ins benachbarte Dorf.

Auf dem Hofe aber stand als Posten vor Gewehr ein Soldat, Sultanoffs Koch, der ihm zum Mittagstisch die Pastetchen verpfuscht hatte.

Zur Unterkunft der Kranken schlugen wir Zelte auf. Nachts war es jedoch schon sehr kalt. Der Oberarzt suchte einige Fansen aus, die weniger beschädigt waren, als die übrigen, und ließ sie für die Kranken einrichten. Drei Tage lang arbeiteten die Zimmerleute und Gipser unserer Abteilung an diesen Fansen.

Als die Wohnräume fertig waren und wir die Kranken gerade aus den Zelten hinüberschaffen wollten, kam plötzlich ein neuer Befehl: alle Kranken unverzüglich auf einen Sanitätszug evakuieren, das Lazarett abbrechen und das unsrige im Dorf Sujatun, das Sultanoffsche Lazarett aber in einem anderen Dorf einrichten. Wir atmeten alle erleichtert auf: Gott sei Dank! daß wir von Sultanoff getrennt werden!

Bei Morgengrauen setzten wir uns in Bewegung. Unser ganzes Armeekorps marschierte von dem rechten Flügel nach dem Zentrum. Auf den Straßen zogen in dichten Massen Infanteriekolonnen, Gepäckwagen, Artillerie und Trains dahin. Allenthalben gab es Stockungen.

Während eines solchen Aufenthaltes holte uns eine Schar von Chinesen ein, die alle mit den Zöpfen aneinandergebunden waren. Sie waren rings von mit Gewehren be-

waffneten Soldaten in weißrandigen Mützen umgeben. Sie setzten sich auf einen Erdhaufen, um auszuruhen.

„Was ist mit diesen Chinesen?" fragten wir die Eskorte.

„Sehen Sie nicht? Chunguſen sind's!"

Die Chinesen saßen schweigend da; wenn sie sich bewegten, wurden ihre Zöpfe straff angespannt. Einer, ein ganz junger Bursche, sah sich neugierig nach allen Seiten um; ein anderer ließ die Unterlippe schwermütig herunterhängen; ein dritter saß mit gleichgültiger, verschlossener Miene da.

Zwei Artilleristen kamen.

„Ah, ein alter Bekannter!" riefen sie, einem grauhaarigen Chinesen zunickend.

Der Alte trug ein dünnes Zöpfchen und einen spärlichen, grauen, keilförmigen Kinnbart. Seine trüben Augen mit den roten Lidern tränten, und seine Nase floß. Er saß niedergekauert da, fletschte mit den Zähnen und blinzelte in der Sonne; es sah aus, als lächelte er.

„Kennt ihr ihn?" fragte ich die Artilleristen.

„Ja, gewiß. Er ist aus dem gleichen Dorfe, in dem wir standen. Allen Chinesen war befohlen worden, auszuwandern, aber dem da war eben seine Alte gestorben. So kam er heimlich mit zwei Söhnen zurück, um sie zu beerdigen. Wir haben ihnen so manches Mal Brot gegeben."

„Sie haben ihn und seine Söhne erwischt, und noch sechs andere dazu," seufzte einer aus der Eskorte. „Der Hauptmann befahl, wir sollten sie zum Divisionsstab bringen; aber wo ist der jetzt zu finden? Niemand weiß es."

Wir kamen im Dorfe Sujatun an. Es lag ungefähr eine Viertelwerst östlich vom Bahnhof und war, wie gewöhnlich, halb zerstört, nur hatten sie die Chinesen noch

nicht hinausgejagt. Ueber den niedern Lehmmauern sah man überall mit schwarzen Zöpfen umwickelte Köpfe und flache Dreschflegel, die durch die Luft schwirrten: die Chinesen droschen in aller Eile Kaoljan und Tschumis.

Uns jüngern Aerzten gelang es, eine kleine verlassene Fansa zu finden, wo wir uns, jeder für sich, einrichteten. Dies war für uns eine wahre Erlösung, — so mußten wir den Oberarzt und Verwalter nicht beständig vor Augen haben.

Gegen Abend marschierte von Osten her eine mit den Zöpfen zusammengebundene Schar von Chinesen in unser Dorf; sie waren von Soldaten mit Gewehren und weißberänderten Mützen eskortiert.

„Euer Wohlgeboren, wissen Sie nicht, wo der ** Divisionsstab ist?"

„Weiß nicht . . . Haben wir uns nicht heute früh schon an der Eisenbahnlinie gesprochen?"

Die Soldaten erkannten mich.

„Ja, gewiß!"

„Und seither seid ihr immer herumgelaufen?!"

„Schon seit fünf Uhr früh . . . Wir mögen fragen, wen wir wollen, niemand weiß Bescheid."

Die Soldaten sahen hungrig, erschöpft und erbittert aus. Die Chinesen blickten gleichgültig und ausdruckslos; die eng zusammengebundenen Zöpfe hinderten sie, den Kopf zu drehen; um es etwas bequemer zu haben, hielten sie ihre Nacken so nahe als möglich zusammen.

Wir gaben ihnen allen Brot und Tee, und in der Abenddämmerung zogen sie weiter, ohne zu wissen, wohin.

Mit Beginn der Nacht fing es an zu regnen, und wurde sehr kalt.

Bei uns saß ein verirrter Offizier eines Schützenregiments, der von der Nacht und dem Unwetter überrascht worden war. Während er Tee mit Rhum trank, erzählte er, daß sich die Gerüchte vom bevorstehenden Frieden als falsch erwiesen hätten, und daß man entschlossen sei, den Krieg weiter zu führen. Aber jetzt komme der strenge Winter und die Halbpelze seien noch nicht hergesandt. Seine Schützen seien schon allein darüber froh, daß sie kürzlich die Mäntel zurückerhalten hätten, die man ihnen während des Sommers wegen ihrer Schwere und wegen der anhaltenden Hitze abgenommen hatte. In der Armee fehle es sowohl an Munition als an Proviant. Das Depot in Charbin sei ganz erschöpft, und man könne nur noch auf die Zufuhr aus Rußland rechnen; das ganze Land sei verwüstet, die Fansen zerstört; in ein paar Monaten werde es weder Wohnungen, noch Brennholz, noch Futter mehr geben. Das Jahr 1812 würde sich wiederholen, nur würden wir dann die Rolle der Franzosen spielen.

Die Chinesen arbeiteten hartnäckig und unentwegt auf ihren verödeten Höfen weiter. Sie suchten uns mit ihren Reden zu schmeicheln, sagten, daß „russisch Kapitan gewaltig gut", aber „russisch Soldat Chunguja (Räuber) seien", zeigten uns ihre geplünderten Fansen und machten sich wieder an die Arbeit, droschen und worfelten. Und die ganze Nacht hindurch hörte man die Schläge ihrer flachen Flegel.

Ringsum auf der ganzen weiten Ebene von Mukden, auf den Feldern und in den Dörfern herrschte ein großartiges wohlorganisiertes, gleichgültig-herzloses Räuberwesen. Ueberall auf den Feldern sah man ganze Reihen von Wagen, mit Kaoljan- und Tschumisgarben beladen, stehen, und auf

den Straßen fuhren lange Züge voll Beute dahin. Auf den Intendanturen lagen ungeheure, viele Meter dicke Berge von Kaoljan-, Tschumis- und Reisstroh aufgeschichtet. Ich erkundigte mich bei den das Furagieren überwachenden Offizieren und Beamten, ob für das zusammengeraffte Futter auch bezahlt werde.

Die einen antworteten ausweichend, daß sie es selbstverständlich bezahlten, wenn sich der Eigentümer finden ließe; nur sei ein großer Teil der Chinesen schon geflüchtet, und außerdem seien sie berüchtigte Schurken: für jede Garbe und für jeden Baum würden sich gleich ein Dutzend Eigentümer melden und ganz unverschämt hohe Preise verlangen.

Andere aufrichtigere Beamte und Offiziere lachten listig auf meine Frage und antworteten:

„Ja, wir bezahlen nach dem Marktpreise. . . ."

„Nach dem Marktpreise," — das war der in der Armee allgemein gebräuchlich gewordene Ausdruck zur Bezeichnung unentgeltlicher Erwerbung.

In unserm Dorfe schwärmten wie gewöhnlich Soldaten aller möglichen Waffengattungen um die Fansen herum und schleppten alles weg, was ihnen gefiel. Sie gingen zu den bei der Arbeit befindlichen Chinesen, füllten vor ihren Augen das gedroschene und geworfelte Korn in Eimer und trugen es fort. Die Chinesen heulten, rangen die Hände und liefen zu den vorübergehenden oder reitenden »Kapitanen«, um sich bei ihnen zu beklagen. Einige »Kapitane« zeigten sich entrüstet, nahmen den Soldaten das Korn weg und bedrohten sie mit dem Kriegsgericht. Andere aber rieten den plündernden Soldaten, träge lächelnd:

„Gebt ihnen eins auf die Schnauze, Brüder, dann beruhigen sie sich."

Aber nach einer halben Stunde sah man hinter den niedrigen Lehmmauern wieder die platten Flegel durch die Luft schwirren und die gelben Köpfe mit den um sie herumgeschlungenen schwarzen Zöpfen sich in gleichmäßigem Tempo auf- und niederbewegen. Und es war geradezu aufreizend-unverständlich, weshalb sie überhaupt fortfuhren und nicht alles an den Nagel hingen.

Aber es war doch unmöglich, daß die Höchstkommandierenden von all diesen Vorgängen nichts erfuhren und keinerlei Maßnahmen dagegen trafen. Oh, doch. Sie trafen sehr bestimmte und entschiedene Maßnahmen. In unserem Dorfe z. B. prangte auf einer Lehmwand in großen Buchstaben eine Bekanntmachung folgenden Inhalts:

Befehl

an die Truppen der Mandschurischen Armee,

vom 17. Oktober 1904, Nr. 34.

Das Zerstören von Gebäuden und Fortschleppen von Geräten ist streng verboten. Diejenigen, welche sich einer Zuwiderhandlung diesem Befehl gegenüber schuldig machen, werden arretiert und der gesetzlichen Verantwortlichkeit unterworfen werden.

Die Soldaten, die mit geraubten Gegenständen vorbeigingen, hielten sich gerne bei dieser Ankündigung auf und gaben sich zwecks Uebung im Lesen viele Mühe, sie zu entziffern.

Kuropatkin selbst suchte mit allen Kräften die tolle Plünderungssucht zu unterdrücken und erließ eifrig ein Papierchen nach dem andern. Uebrigens beschuldigte er immer nur die niederen Grade.

Im Tagesbefehl vom 22. September 1904, Nr. 614, wird vorgeschrieben, den Einwohnern unverzüglich den durch Beschädigung ihrer Felder und Gebäude erlittenen Verlust in bar zu vergüten und im Falle der Abwesenheit der Eigentümer ein Protokoll über die Größe des verursachten Schadens aufzunehmen.

Ein Befehl vom 8. Oktober 1904, Nr. 640, lautet:

Dem Höchstkommandierenden der Armee ist zur Kenntnis gebracht worden, daß Etappen, Furiere, Proviantverwalter und einzelne Truppenabteilungen im Vorbeimarsche von den Einwohnern Futter und Lebensmittel erheben, für die sie entweder gar nichts oder nur einen durchaus ungenügenden Preis bezahlen, wobei die niederen Grade, um nicht erkannt zu werden, ihre Achselschnüre entfernen. — Der Höchstkommandierende hat daher neuerdings befohlen, den Vorgesetzten aller Grade einzuschärfen, daß sie zur Ueberwachung der Leute und zur Aufrechterhaltung der strengsten inneren Disziplin bei allen Truppenteilen die allerenergischsten und wirksamsten Maßregeln ergreifen sollen.

Aber die Vorgesetzten beeilten sich mit dem Ergreifen der „allerenergischsten und wirksamsten Maßregeln" nicht. Am 2. Februar 1905 schrieb der Höchstkommandierende an General A. A. Bilderling, den zeitweiligen Kommandeur der dritten Armee, Nr. 1441:

Mehr als einmal habe ich in meinen Befehlen und besonderen Vorschriften die Aufmerksamkeit der den Oberbefehl führenden Personen auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Truppen streng-gesetzliche Beziehungen zur lokalen Bevölkerung und ihrem Besitztum anzugewöhnen. Die guten Beziehungen der Truppen zu der hiesigen Bevölkerung, die während der ersten Zeit des Feldzuges be-

standen, haben sich zu meinem Bedauern sehr verändert. An Stelle korrekten Furagierens mit pünktlicher Rechnungsführung über die Requisitionen zum Zwecke der unverzüglichen Abfindung entweder mit den Einwohnern oder im Falle ihrer Abwesenheit mit den chinesischen Behörden verfahren die Truppen in räuberischer Weise mit dem Eigentum der Bevölkerung, indem sie ganz willkürlich, ohne Wissen des nächsten Vorgesetzten, zum Furagieren ausziehen und ohne irgendwelche Kontrolle Produkte wegnehmen. Viele der zusammengerafften Sachen werden, weil unverwendbar, vernichtet, man nimmt alles, was einem gerade zu einer gegebenen Minute in die Hände fällt, und die Dörfer selbst verwandeln sich in wenigen Tagen in Ruinen. Abgesehen davon, daß unter solchen Bedingungen das von uns besetzte Land uns nur einen nichtigen Teil dessen gibt, was es uns geben könnte, wenn seine Ausnützung auf einer regelrechten Grundlage aufgebaut wäre, müssen auch die Beziehungen der örtlichen Bevölkerung uns gegenüber immer schlechter und schlechter werden.

Wir haben gesehen, was an Ort und Stelle geschah und was Kuropatkin schrieb. Die Zeitungskorrespondenten jedoch brachten dem russischen Publikum folgendes zur Kenntnis:

Aus Mukden telegraphiert man der Zeitung »Rus«: Die russischen Oberbefehlshaber entschädigen pünktlich alle Verluste, die den Chinesen durch unsere Truppen verursacht werden. Die Regierung vergütet den Chinesen durchaus jeden Schaden, indem sie ungefähr 45 Rubel für die Dessätine * verwüsteten Ackerlandes bezahlt. Wir leisten auch Entschädigung für zerstörte Fansen und andere Gebäude. (»Rußkja Wjedomosti« 1904, Nr. 288.)

Hier lachte bei solchen Nachrichten alles laut auf, und

* 1 Dessätine = 1,09 Ar

ich als schriftstellernder Kollege mußte vor der Unverschämtheit der russischen Presse erröten.

Es interessierte mich in hohem Grade, wie es sich in dieser Beziehung zwischen den Japanern und Chinesen verhielte. Es war schwierig, sich darüber zu informieren, da nur wenige von uns Gelegenheit hatten, sich an Orten aufzuhalten, die von den Japanern besetzt gewesen waren. Diejenigen aber, die dort waren, wie z. B. die Teilnehmer an den von General Mischtschenko unternommenen Ueberfällen, erzählten folgendes: die Japaner verfuhren mit den Chinesen, welche ihren Verordnungen zuwiderhandelten, schonungslos; sie nahmen ihnen auf dem Requisitionswege Proviant und Furage weg und bezahlten dafür die zu Friedenszeiten üblichen Durchschnittspreise. Es herrschten grausame Gesetze, — aber es waren doch Gesetze. Die Dörfer (selbstverständlich nicht die auf den Gefechtsfeldern) standen unversehrt, die Tempel unberührt; die Fansen blieben ungeplündert und wurden nicht zerstört, die Chinesen lebten auf ihren Wohnsitzen. Bei den Japanern herrschten grausame Gesetze, bei uns aber — eine lockere Anarchie, welche alle, vom General bis zum gemeinen Soldat herunter, sittlich verdarb. Während des Rückzuges von Mukden sagte ein intelligenter Chinese zu mir:

„Warum ihr immer geschlagen werdet? Weil ihr hierhergekommen seid, nicht um zu kämpfen, sondern um zu rauben."

Unser Oberarzt, der Verwalter mit seinem Gehilfen und der Schriftführer saßen jetzt ganze Tage lang auf der Kanzlei. Sie zählten Geld, klapperten auf dem Rechenbrett, schrieben und unterschrieben. In der Bilanz war

etwas faul, die Resultate stimmten nicht miteinander überein.

Manchmal kamen der Gehilfe des Verwalters, David Solomonowitsch Bruk, und der Schriftführer, Iwan Alexandrowitsch Bruk, zu uns gelaufen. Sie waren leibliche Brüder, Hebräer, und beide niedere Beamte. Der jüngere, Iwan, ein sehr hübscher und außerordentlich furchtsamer Jüngling, war getauft. Er legte sich stets mit seinem Revolver schlafen, hatte eine fürchterliche Angst vor den Chunguſen, aber am allermeisten fürchtete er, in die Front geschickt zu werden.

„Das heißt, verstehen Sie wohl! Es herrscht ja hier bei uns der regelrechteste Raub!" erzählte er uns aufgeregt. „Falsche Berechnungen, Diebstahl, erlogene Berichte. . . . Und denken Sie sich, man will mich von allem fernhalten! Mich, — den Geschäftsführer. Und zur Abfassung des Rechenschaftsberichts über die Furage lädt der Oberarzt den Geschäftsführer des benachbarten Regimentes ein! . . .

„Aber sie sollen es nur versuchen! Ich habe ein Dokument gegen sie in Händen. Davidoff hat einem Chinesen drei Rubel gegeben, damit er eine Rechnung über 180 Rubel quittierte; aber der schrieb auf Chinesisch hin: drei Rubel empfangen. Ein anderer Chinese hat mir dies übersetzt. . . . Sie sollen es nur versuchen! Aber Sie wissen ja, was für Schufte das sind! Sie werden mich sogleich in die Front stecken! Und sie wissen wohl, daß ich mich davor fürchte . . ."

Aus der Gefechtslinie kam ein Infanterieregiment, das den Krieg schon lange mitgemacht hatte, in unser Dorf, um Standquartiere zu beziehen. Der Oberarzt lud den Geschäftsführer desselben zu sich zum Nachtessen ein. Es war dies ein dicker, vierschrötiger Beamter, als wäre er

aus einer Eiche gehauen; er hatte sich vom einfachen Schreiber bis zum Range eines Titular-Rates emporgearbeitet. Unser sonst immer äußerst geiziger Oberarzt knauserte bei dieser Gelegenheit nicht mit seinem Gelde und bewirtete seinen Gast reichlich mit Wein und Likören. Als dieser sich schon einen kleinen Rausch angetrunken hatte, erzählte er, wie bei ihnen im Regiment gewirtschaftet werde, — erzählte alles ganz offenherzig mit dem herablassenden Stolze eines erfahrenen Meisters.

„Zweiundzwanzig der allerbesten Lastpferde verkauften wir und meldeten, daß fünf davongelaufen und siebzehn infolge des ungewohnten Futters umgekommen seien. Wir machten die Bemerkung: ‚ein Protokoll wurde nicht aufgenommen'. Der Regimentskommandeur unterschrieb. . . . Und augenblicklich stehen in unseren Verpflegungslisten achtzehn Ochsen, die überhaupt nicht vorhanden sind."

Der Oberarzt schielte den Verwalter gehässig an.

„Da sieht man's!" sagte er gereizt. „Und unsere drei vorhandenen Ochsen stehen nicht auf den Verpflegungslisten!"

Der Geschäftsführer wurde immer redseliger. Der Oberarzt und der Verwalter hörten ihm gierig, mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie Schüler den hinreißenden Vortrag eines talentvollen Lehrers anhören. Nach dem Nachtessen befahl der Oberarzt den beiden Bruk, zu gehen. Er und der Verwalter blieben mit dem Gaste allein.

Der jüngere Bruk kam zu uns, vor Neid und Zorn grün-grau im Gesicht.

Zwei Stunden darauf gingen der Oberarzt, der Verwalter und ihr Gast aus der Fansa des ersteren hinüber in die Wohnung des Wirtschaftspersonals, um dort Tee zu trinken. Dieses lag in derselben Fansa, in der wir

Aerzte wohnten, und war nur durch den Flur von uns getrennt. Beim Tee wurde schon über allgemeine Dinge gesprochen. Man hörte die laute, volle Stimme des Verwalters; die des Oberarztes klang heiser und wie halberstickt.

„Port Arthur wird sich auf jeden Fall noch ein halbes Jahr lang halten. Bald trifft das sechzehnte Armeekorps ein, und dann wird, so Gott will, die Mandschurische Armee zum Angriff übergehen."

Wir horchten lachend zu. Schanzer war empört. „Was liegt denn ihnen, diesen Dieben, am Vormarsch der Mandschurischen Armee?! Wie können sie davon sprechen, und sich dabei in die Augen sehen? . . . Und das begreife ich nicht: schickt da Davidoff seiner Frau jeden Monat 1500 bis 2000 Rubel; aber sie weiß, daß seine Besoldung nur 500 Rubel per Monat beträgt. Was wird er ihr sagen, wenn sie ihn fragt, woher dieses Geld komme? Was wird er tun, wenn seine Kinder es zufällig erfahren?"

„Sie sind ein naiver Mensch!" sagte Seljukoff tief Atem schöpfend und fing an sich auszukleiden.

Von der Front her hörte man wieder die Kanonen donnern. Es geschahen Teilangriffe, nächtliche Attacken, und zuweilen verbreitete sich die Nachricht, daß eine neue Schlacht beginne. Die Soldaten froren in den Schanzgräben. Während der Nacht sank das Thermometer auf acht bis neun Grad, die Pfützen froren zu. Halbpelze gab es immer noch nicht, obwohl sie dem Befehl des Höchstkommandierenden zufolge bis 1. Oktober schon hätten hier sein müssen. Die Mannschaften zogen chinesische, wattierte Chalate * von hellgrauer Farbe über die Mäntel an; sie nahmen sich recht

* Eine Art Schlafrock.

komisch und sonderbar darin aus, und die Japaner verspotteten sie von ihren Schanzgräben aus. Die Offiziere erzählten voll Neid, was für schöne Halbpelze und Wamse die Japaner hätten und wie warm und praktisch die eingebrachten Gefangenen gekleidet wären.

Ende Oktober langten die Halbpelze endlich an. Die Intendanten waren sehr stolz darauf, daß sie nur einen Monat verspätet eingetroffen waren: im russisch-türkischen Kriege kamen die Halbpelze erst im Monat Mai bei der Armee an *.

Fünf Tage nach unserer Ankunft in Sujatun erhielten wir den Befehl, auszupacken. Wir schlugen drei unserer Lazarettzelte auf; aber es war darin so kalt wie in einem Eiskeller, die Kranken und Verwundeten froren. Wieder machten wir uns daran, einige Fansen herzurichten.

Man führte uns nur wenig Verwundete, dagegen meistens Kranke zu. Gewöhnlich litten sie an stark vernachlässigtem Rheumatismus, an Bronchitis und Ruhr; infolge des langen und unbeweglichen Sitzens in den Schanzgräben hatten alle geschwollene Beine. Die Kranken wurden höchst ungerne in die Lazarette gebracht; die Leute erzählten, daß alle durchgehends an Durchfall, Gelenkschmerzen, und unaufhörlichem Husten litten; wenn sich ein Mann krank meldet, sagt der Regimentsarzt: „Oh, du verstellst dich, möchtest dich von der Front wegstehlen.“ Und man verbrachte sie erst

* Uebrigens war, wie es sich späterhin zeigte, durchaus kein Grund vorhanden, stolz zu sein: Die Mehrzahl der Halbpelze langten bei der Armee nicht einmal im Mai, sondern ein Jahr nach dem Friedensschlusse an! Die Zeitung „Nowoe Wremja“ schrieb im November 1906: In Charbin sind in der letzten Zeit beständig sowohl einzelne Wagen als auch ganze Züge von Sendungen der Intendantur angekommen, die in der Hauptsache aus warmen Kleidungsstücken bestehen. Diese Ladungen wurden von Rußland aus an die aktive Armee gesandt, als sie noch am Schaho stand, und sind seither irgendwo herumgeirrt.

dann ins Lazarett, wenn sie schon auf den Tragbahren hergetragen werden mußten.

Eines Abends rückte von den Stellungen her ein Infanterieregiment zur Rast in unser Dorf ein. Die Sonne war untergegangen, der westliche Himmel leuchtete hellorangefarben, und auf der feuchten Erde lag schon dunkle Nacht. Reihen von schwarzen Gestalten in zottigen Pelzmützen, mit emporragenden Bajonettspitzen, erschienen auf einer niederen Anhöhe, hoben sich scharf vom Abendrot ab, stiegen hernieder und versanken in der Dunkelheit; am schwarzen Horizonte bewegten sich nur noch die dunkeln Pelzmützen und ein Wald von Bajonettspitzen dahin. Die Soldaten marschierten mit sonderbarem, taumelndem Schritte und ein unaufhörliches Husten kreiste im Regiment herum. Es war ein massiges, abgerissenes, trocken-stoßendes Geräusch, wie ich noch nie etwas Aehnliches gehört hatte. Und es wurde mir klar: alle diese Soldaten, alle ohne Ausnahme, müßten ins Lazarett gebracht werden; und wenn man die Erkrankten fortschaffte, so würden vom ganzen Regimente nur ein paar Leute übrigbleiben. So aber heißt es: hier sitze krank, durchfroren, durchnäßt in den Schanzgräben, solange du Kraft dazu hast, und dann geh für den Rest deines Lebens als Krüppel umher. Und es lag eine bittere, aber eiserne Logik darin: wenn man die Menschen in den Wirbel der umhersausenden Kanonenkugeln und der den Körper in Stücke zerreißenden Granaten wirft, weshalb dann da vor einer unwiderruflich vernichtenden Krankheit haltmachen? Es gibt nur ein Maß, — ist der Mann noch zu seinem Dienst tauglich? Alles weitere ist ganz einerlei.

Auch beim Arzte entwickelte sich allmählich ein ganz

eigentümliches Verhältnis zu seinem Kranken. Der Arzt verschmolz mit dem Ganzen, hörte auf, Arzt zu sein, und fing an, den Kranken vom Gesichtspunkte seiner weiteren Tauglichkeit zum „Dienste" aus zu betrachten. Ein schlüpfriger Weg. Und auf diesem Wege versank das ärztliche Gewissen in den Abgrund des nacktesten kriegspolizeilichen Ausspürungsdienstes und erstaunlichster Herzlosigkeit.

Die Armee wurde mit den aus den Spitälern entlassenen, durchaus dienstuntauglichen Soldaten überflutet. Es kehrten Leute zur Front zurück, die nach überstandenem Typhus kaum zu gehen imstande waren; es kehrten Lahme, Schweratmige und solche mit durchschossener Brust zurück, die nur mit Mühe den von der Verwundung in Mitleidenschaft gezogenen Arm bis zur Höhe der Schultern zu heben vermochten. Endlich richteten sogar die Höchstkommandierenden ihre Aufmerksamkeit darauf. Im Dezember hielt es die Kriegsmedizinalbehörde für zweckmäßig, ein Zirkular (Nr. 9060) folgenden Inhaltes auszugeben: „Der Höchstkommandierende geruhte zu bemerken, daß aus den Spitälern in großer Menge Leute niederer Grade zu ihren Truppenabteilungen zurückkehren, die entweder zum Dienste vollkommen untauglich oder von ihrer Krankheit noch nicht hergestellt sind." In dieser Hinsicht wurde den ärztlichen Anstalten empfohlen, in Zukunft bei der Entlassung der Kranken vorsichtiger zu sein.

Der Höchstkommandierende geruhte zu bemerken . . . Aber warum „geruhte" denn die Kriegsmedizinalbehörde nicht, es zu bemerken? Weshalb „geruhten" die Aerzte selbst nicht? Die Generale mußten die Aerzte aufmerksame Behandlung der Kranken lehren!

In unserer Kanzlei waren die Leute vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein unter der Leitung des Regimentsgeschäftsführers mit ihrer dunkeln Arbeit beschäftigt. Man machte Inventur, Bilanzen, fabrizierte Rechnungen. Wenn man zum Quittieren einer Rechnung keinen Chinesen fand, so übertrug man die Sache dem ältesten Schreiber; dieser kopierte einige chinesische Buchstaben von den langen, roten Streifen, die so reichlich die Wände einer jeden chinesischen Fansa schmückten.

Der Verwalter war ganz nervös und in tiefes Nachdenken versunken; während des Gespräches verlor er oft den Faden; er bemühte sich zu zeigen, daß er nur selten die Kanzlei besuche.

„Eine Gemütsverfassung, wie die eines eben gefallenen Mädchens," bemerkte Seljukoff. „Einerseits ist es ihr angenehm; sie geht auch am folgenden Tage wieder zum Stelldichein; andererseits ist's ihr doch nicht so leicht ums Herz, und sie denkt mit Schrecken an die Folgen."

Der jüngere Bruk war niedergeschlagen, mißmutig, böse und maulte mit dem Oberarzt und dem Verwalter. Er suchte ihnen auf jede Weise zu zeigen, daß er ihre „Streiche" kenne. Wenn er eine gefälschte Rechnung buchte, meldete er plötzlich:

„Aber diese Rechnung da trägt die Unterschrift unseres ältesten Schreibers!"

Der Oberarzt nahm die Rechnung gleichgültig zur Hand und betrachtete sie.

„So—o? . . . Wie geschickt sie unterschrieben ist — ganz wie von einem Chinesen!"

Ende Oktober erhielten wir den Befehl, einzupacken und

uns ungefähr acht Werst östlich nach dem Dorfe Misantun zu begeben. Wir verließen also die für die Kranken hergerichteten Fansen und die von den Soldaten für sich erbauten Erdhütten und zogen nach Misantun. Jetzt war durchaus nicht mehr daran zu denken, die Kranken in Zelten unterzubringen: Es war Spätherbst und sehr kalt. Wir machten uns an die Einrichtung der Fansen, und die Soldaten bauten sich wieder Erdhütten. Plötzlich ein neuer Befehl — ins Dorf West-Tschengous, vier Werst gegen Nordwesten gelegen, überzusiedeln. Wieder mußten wir alles im Stich lassen, und gingen. Die Soldaten waren wütend und sagten gereizt:

„Keine Hand wird sich mehr zur Arbeit rühren!"

Vorher hatten sie friedlich und fröhlich gearbeitet; jetzt trödelten sie herum, waren matt, schläfrig und von der Sinnlosigkeit ihrer Arbeit vollständig überzeugt.

Jede Division erhält im Kriegsfalle zwei bewegliche Feldlazarette. Sie müssen ihre Division bedienen und ihr überallhin folgen. Unsere Armee stand bei Mukden von August bis Februar immer auf dem gleichen Flecke, aber die einzelnen Truppenabteilungen machten dann und wann eine Bewegung und veränderten ihre Stellungen. Und ihnen folgten auch die Lazarette. Wir zogen um, stellten wieder und wieder Fansen für die Kranken her, waren endlich eingerichtet: ein neuer Befehl — und wieder packen wir ein und folgen unserer Truppenabteilung. Wir hatten kein bewegliches Feldlazarett, sondern wie die Aerzte witzig bemerkten, nur etwas »Feldbewegliches«. Das Lazarett war ohne Zweifel für das Feld berechnet und ohne Zweifel auch beweglich, — nur zu sehr beweglich! — aber ein Lazarett war es nicht. Ohne jeden Nutzen und Sinn

trottete es der Division nach, indem es seine niemanden etwas nützende papierene Bestimmung erfüllte.

Die Armee stand die ganze Zeit auf demselben Fleck. Warum bewegten sich aber zahllose Feldlazarette beständig hinter der Front hin und her, indem sie ihren Truppenabteilungen folgten? Was hinderte ihre unbewegliche Aufstellung an den Orten, wo sie nötig waren? War es denn nicht ganz gleichgültig, ob ein kranker Soldat der einzigen russischen Armee in das Spital seiner eigenen oder einer fremden Division gebracht wurde? Und konnte bei beständigem Aufenthalt am gleichen Platze das Spital nicht zahlreiche, geräumige und warme Wohnungen für die Kranken erbauen, mit Isolationssälen für die Ansteckenden, mit Bädern und bequemer Küche?

In diesem so komplizierten und gewaltigen Werk, das alles ringsum beschäftigte, waren vor allem eine große Elastizität der Organisation und das Verständnis und der Wunsch, die gegebenen Formen jedem Inhalte anzupassen, dringend notwendig; aber ein mächtiges, papierenes Ungeheuer umklammerte mit seinen verknöcherten Riesenarmen die ganze Armee, die Leute wanden sich vorsichtig und zaghaft auf Zickzackwegen inmitten dieser Arme herum und dachten nicht an die allgemeine Sache, sondern nur daran, wie sie es anfassen sollten, um nicht von diesen Fangarmen erfaßt zu werden.

Wir kamen in West-Tschengous an. Im Dorfe waren die Chinesen, wie gewöhnlich, geplündert worden. Hier befanden sich zwei Artillerieparke. Zwischen dem Lazarette und den Parken kam es zu eigentümlichen Zusammenstößen. Artilleristen tragen das Dach einer Fansa ab; auf

dem Hofe ragen aus einem Haufen Stroh Pfähle und Balken hervor. Unser Oberarzt oder der Verwalter erscheint.

„Was macht ihr da, wie? Fansen zerstören? Kennt ihr den Befehl des Höchstkommandierenden nicht? Ich werde euch sogleich vors Kriegsgericht bringen! . . ."

Die Artilleristen verschwinden; unsere Soldaten aber erhalten den Befehl, die Pfähle und Balken ins Spital zu schleppen. Auf die gleiche Weise verfuhren auch die Artillerieoffiziere mit unseren Soldaten.

Die Kälte nahm immer zu; von Zeit zu Zeit fiel Schnee. In Mukden kostete der Kubikklafter Holz 70 bis 80 Rubel, und rasch stieg der Preis bis auf 100 Rubel. Die Zerstörung der Fansen wurde immer großartiger betrieben. Ganze Dörfer bestanden nur noch aus Haufen halbzerstörter Lehmwände. Jeder dachte nur an sich selbst. Wenn eine Truppenabteilung in einem Dorfe zehn Fansen besetzt hatte, so verwendete sie alle übrigen als Brennmaterial.

Beim Wegzuge aus dem Dorfe zerstörten sie auch die letzten Fansen und führten die hölzernen Bestandteile derselben mit sich. Vor uns aber stand noch der strenge mandschurische Winter.

Die Bäume auf den Friedhöfen wurden gefällt. Jede chinesische Familie besitzt mitten in ihrem Felde einen eigenen, unveräußerlichen Familienfriedhof: auf einem kleinen, viereckigen Grundstücke neigen sich die herabhängenden Aeste der Weiden auf ein Häufchen sich eng aneinanderschmiegender kegelförmiger Grabhügel. Es ist dies das größte Heiligtum eines jeden Chinesen, das unantastbare, stille »gesegnete Feld«. In den Büchern über China lesen wir: „Der Chinese, durch dessen Schuld es Fremden er-

möglicht wird, in die geheiligte Umzäunung dieses Feldes einzudringen, wird als Gotteslästerer und Kirchenschänder betrachtet. Das Glied einer Familie, durch dessen Schuld diese dies gesegnete Grundstück verliert, verfällt dem Fluche und sein Name wird aus dem Familienbuche gestrichen."

Mit seiner ganzen Seele hängt der Chinese an diesem seinem größten Heiligtume, das inmitten seiner Flur, auf dem »Felde der Ahnen«, liegt. Während wir uns in Misantun befanden, erging an alle Chinesen der Befehl, das Dorf zu verlassen. Die Ausweisung wurde mit der gewohnten Brutalität und Herzlosigkeit vollzogen. Zum Verlassen des Dorfes wurde ihnen eine Frist von — zwei Stunden gegeben! Kosaken, mit der Nagaika in der Hand, trieben sie zum raschen Einpacken an; die Chinesen stopften schnell alles in ihre Körbe, was gerade in ihre Hände fiel.

„Nun genug! Marsch!" Und die Kosaken stießen die Chinesen zur Fansa hinaus.

Alle wurden fortgetrieben; doch sogleich kehrten ein paar alte Leute zurück. Man trieb sie wieder fort. Sie kamen wieder zurück. Und sie alle starben auf den Gräbern ihrer Ahnen. Offiziere sahen, wie ein Alter sich noch lange auf seinem Friedhofe herumtrieb. Man zuckte die Achseln dazu. Er lebte auf dem Felde in einer elenden Hütte aus Kaoljanstroh, ernährte sich von Bohnen und trank das Wasser aus den Pfützen. Nach einem starken Nachtfroste fand man ihn erfroren auf einem Grabhügel.

Auf diesen stillen »gesegneten Feldern« hörte man jetzt überall die Schläge der russischen Aexte, und die hohen Bäume fielen krachend auf die Gräber. Die ganze große, vor uns liegende Ebene von Mukden wurde ihres Baum-

schmuckes beraubt, und verwandelte sich in eine öde Wüste. Als wir hierherkamen, war es noch das blühendste Land: zahlreiche, heitere Ortschaften lagen im Grünen versteckt, und überall ragten die dunkeln Friedhofhaine empor. Jetzt waren die Bäume verschwunden, und nur ihre Stümpfe ragten noch aus dem Boden hervor. Traurig und finster erschienen die grauen Ruinen der Dörfer. Auf den Feldern trieben sich große Scharen obdachloser, vom Hunger toll gewordener Hunde umher, vor denen sich die während der Nacht vorübergehenden Soldaten mit ihren Gewehren schützen mußten. Die Hunde bissen und zerfleischten sich gegenseitig und verschlangen einander. Auf den Schlachtfeldern fraßen sie die Leichen an und fielen über die liegengebliebenen Verwundeten her.

Die Chinesen versenken die Särge nicht in die Erde; sie legen sie nur auf den Boden und schütten in Form eines konischen Hügels Erde darauf. Die Särge sind groß und stark und aus sehr dicken Brettern zusammengefügt. Die Soldaten wühlten die Gräber auf, rissen die Deckel und Wände der Särge als Brennmaterial auseinander und ließen die Skelette unbedeckt liegen, so daß die Hunde sie benagten. Aus den geöffneten Gräbern grinsten gelbliche augenlose Schädel, deren Zöpfe sich ablösten, und gekrümmte, dunkle Finger streckten sich aus den vermodernden, weiten, blauen Aermeln hervor.

Ja, das christliche Rußland hatte alles getan, um den Wohlstand dieser ruhigen und friedlichen Landleute zu zerstören und sie selbst bis auf den Grund ihrer Seele zu zertreten. Die Götterbilder wurden entweiht, die Gräber geschändet, und in allen Beziehungen verfuhr man gleichgültig und herzlos. Es war, als ob sich über die mand-

schurische Ebene langsam ein fauler, alles vergiftender Nebel ausgebreitet habe, der mit einer entsetzenerregenden Vernachlässigung der elementarsten Pflichten gegen den Nächsten und stumpf-tierischer Roheit geschwängert war. Dort im fernen Rußland sang man den für Christus und gegen das Heidentum kämpfenden Kriegern Lobeshymnen; hier entsetzten sich die intelligenten Chinesen vor ihren Taten, die ihnen vollständig unfaßbar waren, und sagten:

„Wir begreifen, Krieg ist Krieg; aber wir können nicht begreifen, warum ihr für notwendig findet, die Gräber unserer Vorfahren zu entweihen und unsere Götter zu beschimpfen."

In unser Lazarett kam der Korpskontrolleur mit seinen Gehilfen, um die Revision vorzunehmen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saßen sie mit dem Oberarzt und dem Verwalter in der Kanzlei. Die Rechenbretter klapperten, man hörte die Worte: »Aus der Vorschußsumme«, »auf Rechnung der Wirtschaftsgelder«, »Furagierliste«, »Extraverpflegung«. Man verglich Schriftstücke, rechnete hin und her, prüfte alles so genau, daß es bis auf die Kopeke stimmte. Der Oberarzt und der Verwalter machten eifrig erklärende Bemerkungen. Die ganze Rechnungsführung wurde der Wahrheit entsprechend pünktlich und exakt befunden.

Alles im Heer wußte sehr wohl, daß die Furage, das Holz und vieles andere von den Truppenabteilungen an Ort und Stelle unentgeltlich beschafft werden, und daß in Mukden Chinesen in ihren Buden ganz offen gefälschte chinesische Quittungen über beliebige Summen verkaufen. Allein die Kontrolleure prüften gewissenhaft jede chinesische Rechnung

und überzeugten sich, ob die ausgeworfenen Summen mit denen der falschen Quittungen übereinstimmten. Der Zweck einer solchen Kontrolle konnte nur der sein, die Armee pünktlich und genau betrügen zu lehren. Und stundenlang saßen die Leute mit geschäftiger, ernster Miene da und durchstöberten die Rechnungen, während über ihnen mit raschelndem Flügelschlage der seelenlose papierne Gott schwebte und ihnen als Mitschuldiger mit freundlicher Miene zunickte.

Die Kontrolleure fuhren weg. Der Oberarzt und der Verwalter waren zufrieden und fröhlich. Der junge Bruk aber krümmte sich vor Neid, magerte ab und ging grübelnd umher.

Er zeigte uns alle gefälschten Dokumente und erzählte uns von den Spitzbubenstreichen des Oberarztes.

„Da hat Davidoff kürzlich aus Mukden dies Dokumentchen bezogen. Sehen Sie mal!"

Auf dünnem chinesischen Papier stand geschrieben: „Für einen verkauften Ochsen den Betrag von 85 Rubeln vollständig erhalten," — und es folgte eine chinesische Unterschrift.

„Wie, 85 Rubel! Das ist billig," bemerkte ich.

Bruks Augen leuchteten belustigt und listig auf.

„Ja, aber wir haben keinen einzigen Ochsen gekauft! Dies ist derselbe Ochse, der schon früher gekauft worden war. Anfänglich figurierte er unter den Vorschüssen (für die Verpflegung), jetzt aber führen wir ihn auf der Liste für den Tagesbedarf (der Krankenverpflegung) . . ."

Bruk strahlte förmlich vor Vergnügen, plötzlich aber wurden seine Augen trübe und nahmen einen bösen Ausdruck an.

„Und Sie verstehen, was das für Schufte sind! Ich kenne alle ihre Schliche, und doch geben Sie mir nichts! Sie erinnern sich, in Sujatun pflegte ein Regimentsgeschäftsführer zu uns zu kommen. Diesem bezahlt der Chef des Wirtschaftswesens 100 Rubel Schweigegeld im Monat, ja, und es gibt noch andere Einkünfte . . ."

„Genug, Wanja *," sagte unwillig sein Bruder David.

„Aber ich werde schon zu meinem Teil kommen, darauf können sie sich verlassen. Ich werde dem Oberarzt zu verstehen geben, daß mir seine Umtriebe bekannt sind. Ich pumpte absichtlich fünfzig Rubel von ihm, werde sie ihm aber nicht bezahlen, und habe ihm schon verschiedene Male angedeutet, daß ich mich nicht für seinen Schuldner halte."

In seinem Kopfe schien allmählich ein Plan zu reifen.

„Wissen Sie, ich glaube, der Oberarzt geniert sich, er weiß nicht, wie er mir einen Vorschlag machen soll," mutmaßte er. „Dieser Tage werde ich mich mal mit ihm auseinandersetzen."

Endlich war der Plan gereift. Eines Abends schickte Bruk einen Schreiber zum Oberarzte mit einem Briefe folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Gregorius Jakowlewitsch! Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß Sie sich in nicht geringem Maße dank meiner Mithilfe Geld erwerben, und ich würde Ihnen sehr erkenntlich sein, wenn Sie mir auch einen Teil des Gewinnes zukommen ließen."

In den Umschlag legte Bruk außer dem Briefe vorsichtigerweise noch ein unbeschriebenes Kuvert, — „vielleicht hat Davidoff gerade kein Kuvert bei der Hand." Der

* Iwan.

Soldat überbrachte den Brief dem Oberarzt; dieser sagte ihm, daß er auf keine Antwort zu warten habe.

Nachdem Bruk zwei Stunden lang auf der Kanzlei gewartet hatte, ging er zu Davidoff. Bei diesem befanden sich die Schwestern und der Verwalter. Der Oberarzt unterhielt sich scherzend und lachend mit den Schwestern, ohne Bruk irgendwie zu beachten. Der in kleine Fetzen zerrissene Brief lag auf dem Boden. Bruk bückte sich, las die Fetzen zusammen und verschwand.

Bald darauf kehrte Iwan erst spät abends zurück.

„Weißt du, ich habe unterwegs mit dem Oberarzt gesprochen," sagte er zu seinem Bruder.

David rang entsetzt die Hände.

„Dummkopf! Du Dummkopf!"

„Was Dummkopf!" erwiderte Iwan ruhig. „Beruhige dich, ich kenne ihn besser. An Weihnachten bekomme ich ein Geschenk und jeden Monat für anstrengende Kanzleiarbeiten eine Zulage von 25 Rubel, und außerdem gab er mir zu verstehen, daß er auf die 50 Rubel, die ich ihm schuldete, verzichte."

Auf der Fahrt nach der Mandschurei und in der Mandschurei selbst setzte ein Umstand uns alle in die größte Verwunderung. Die Armee hatte großen Mangel an Offizieren; kaum waren die verwundeten Offiziere halbwegs geheilt, so kehrten sie schon wieder zur Front zurück; die Evakuierungskommission wurde auf höhern Befehl von Monat zu Monat immer strenger, und man hatte die größten Schwierigkeiten, Offiziere zu evakuieren. Oft suchten hier Offiziere von der Front ärztlichen Rat bei uns, — kränkliche, oft auch vollständig erkrankte Leute. Unter denen,

die schon seit Anfang des Krieges hier waren, waren viele in einem solchen Grade erschöpft und übermüdet, daß sie auf Verwundung oder Tod wie auf ein glückliches Ereignis warteten.

Aber neben diesen hatte eine Masse gesunder, blühender Offiziere im Rücken der Armee ruhige und gefahrlose Obliegenheiten. Und was besonders erstaunlich war, — die im Rücken der Armee dienenden Offiziere erhielten einen viel höheren Sold als diejenigen, welche in der Front kämpften. Die Offiziere füllten die Intendanturen an, waren Spital- und Lazarettverwalter, Kommandanten von Stationen, Etappen, Sanitätszügen, leiteten alle möglichen Depots, Transporte, Fuhren, Brotbäckereien usw. Hier, wo ebensowohl Beamte diesen Dienst hätten besorgen können, hielt man die Gegenwart von Offizieren für unumgänglich notwendig; aber in den Schlachten wurden ganze Kompanien von einfachen Fähnrichen, also von Unteroffizieren befehligt, die erst während des Krieges zu Offizieren befördert wurden; für die Schlacht wurden die speziell für den Krieg erworbenen Kenntnisse der Offiziere sozusagen nicht für wichtig erachtet. Die Kompanien gingen gegen einen wohlzivilisierten, gebildeten Feind unter Führung von Unteroffizieren ins Feuer, während von Gesundheit strotzende Offiziere, die speziell für den Krieg geschult waren, Spital-Chalate zählten und in den Wagen der ökonomischen Offiziersgesellschaften Handel mit Konfekt und Teegebäck trieben.

Eines Tages erhielt unser Lazarett den Besuch des Divisionskommandeurs.

„Hören Sie, Leutnant!" wandte sich der General an den Verwalter. „Sie werden zur Front versetzt. Der

Höchstkommandierende hat befohlen, daß die ruhigen Posten im Rücken der Armee von Frontoffizieren besetzt werden sollen, die sich von ihren Verwundungen noch erholen müssen, und daß sich die gesunden Offiziere in die Front zu begeben haben. Ich überlasse Ihnen die Wahl, in welches unserer Regimenter sie eintreten wollen."

Der Verwalter wurde kreideweiß, seine Knie zitterten; und er knickte auf einmal ganz zusammen.

„Zu Befehl!" antwortete er mit schwacher Stimme.

„Exzellenz! Was soll er denn in der Front?" mischte sich der Oberarzt jetzt ein. „Als Offizier taugt er absolut nichts, den Dienst in der Front hat er gänzlich vergessen und ist überdies ein verzweifelter Feigling. Als Verwalter macht er sich aber prächtig . . . Ich versichere Sie, in der Front wird er nur schaden."

Der General warf durch seine Brille hindurch einen flüchtigen Blick auf den Verwalter und in seinen Augen blitzte ein spöttisches Lächeln auf: Der Verwalter saß zusammengekrümmt, mit starrem Blick da und fühlte sich offenbar durch den Vorwurf der Feigheit nicht im geringsten beleidigt.

„Ein Offizier kann nicht feige sein," sagte der General schneidend. „Und ich darf dem Befehl des Höchstkommandierenden nicht zuwiderhandeln. Ueberlegen Sie sich's und melden Sie dem Stab, welches Regiment Sie wählen."

„Zu Befehl," antwortete der Verwalter nochmals.

Der General ging.

Der Verwalter veränderte sich in auffallendster Weise. Vorher selbstzufrieden, keck und fröhlich, saß er jetzt einsilbig und in Gedanken versunken da. Als der Feldwebel zur

Entgegennahme seiner Befehle erschien, winkte ihm der Verwalter mit der Hand ab und antwortete:

„Machen Sie, was Sie wollen!"

Er ging jetzt mit gebeugtem Körper und schleppte wie ein paralytischer Greis seine dicken, in Filzstiefeln steckenden Füße am Boden hin.

Der Befehl des Höchstkommandierenden wurde auch allen andern Anstalten mitgeteilt, und überall verbreitete sich Unruhe und Mutlosigkeit.

Der Oberarzt verbrachte ganze Tage auf Reisen und verwendete sich außerordentlich für den Verwalter. Früher hatte sich Davidoff stets unzufrieden über die Trägheit und den Mangel an Anordnungssinn des Verwalters geäußert und auch jetzt sagte er: „Warum braucht man diesen Faulenzer in der Front? Und auch als Verwalter taugt er nichts!" Dennoch plagte er sich ganze Tage hindurch wegen ihm ab. „Aus Herzensgüte. Der Mann tut mir leid," erklärte Davidoff selbst. Aber alles ringsum kannte wohl die Ursache dieser Güte. Der Verwalter war müßig und faul; dem flinken, tüchtigen Oberarzt war dies nur von Vorteil, denn so konnte er den ganzen wirtschaftlichen Teil in seine eigenen Hände nehmen. Andererseits war der Verwalter auch offenbar ein „ehrlicher" Mann, d. h. er steckte nichts in seine eigene Tasche und tat so, als bemerke er die Diebereien des Oberarztes nicht. Mit ihm mußte er also nicht teilen. Er war daher ein sehr nützlicher Mensch.

Die Tage verstrichen. Die Versetzung des Verwalters in das Regiment verzögerte sich irgendwie, es stellten sich allerhand Hindernisse ein, und es zeigte sich, daß man ihn erst in einem Monat versetzen könne; nach Ablauf des

Monats aber dachte man nicht mehr daran. Der Verwalter blieb im Spital, und ein verwundeter Offizier, der an seine Stelle ernannt wurde, ging wieder zur Front ab.

Und ebenso unmerklich, ganz und gar zufällig, infolge unabwendbaren Zusammentreffens von Umständen, gestalteten sich die Dinge hier und überall. Alle blieben an ihren Plätzen. Für jeden ergab sich die Möglichkeit, eine Ausnahme von der Regel zu machen. In die Front wurde nur der Verwalter des Sultanoffschen Lazaretts versetzt. Für Sultanoff wäre es selbstverständlich ein leichtes gewesen, ihn zu behalten, aber er hatte nicht die Gewohnheit, sich für andere zu bemühen, und seine Verbindungen waren so mächtig und einflußreich, daß kein Verwalter ihm hätte gefährlich oder unbequem werden können.

Und wieder fielen, wie früher, auf den Etappen und Stationen, in den Lazaretten und Trains, überall jene von Gesundheit strotzenden, wohlgenährten Gesichter der Offiziere in die Augen. Der Befehl des Höchstkommandierenden flatterte, wie auch seine übrigen Befehle, einige Zeit als kraftloses Papier, die Einfältigen erschreckend, in der Luft herum, — und verschwand dann geschwind unter dem Tisch.

In unser Spital kamen Kranke und nur selten Verwundete. Sollten wir sie an Ort und Stelle behandeln oder nach rückwärts evakuieren? Es war dies eine außerordentlich schwierige Frage, über die sich die Oberleitung durchaus nicht schlüssig machen konnte. Kam der Korpsarzt und vernahm, daß wir die Kranken evakuierten, platzte er fast vor Wut. „Sie haben ein Spital und machen so was wie einen Etappenpunkt daraus! Weshalb haben Sie denn Aerzte, Schwestern, eine Apotheke?!" Kam der Chef

des Sanitätswesens, General Trepoff und vernahm, daß die Kranken bei uns fünf bis sechs Tage liegen bleiben, platzte er fast vor Wut. „Warum liegen die Kranken so lange bei Ihnen, warum evakuieren Sie sie nicht?" Er war auf die Evakuation förmlich versessen.

General Trepoff war der oberste Chef des Sanitätswesens der ganzen Armee. Mit welchen Fähigkeiten und Kenntnissen er für seinen verantwortungsvollen Posten ausgerüstet war, wußte schwerlich jemand zu sagen. Er war entweder Senator oder Gouverneur gewesen, ehe ihm die Leitung des Sanitätswesens übertragen wurde, und zeichnete sich nur durch seinen erstaunlichen Mangel an Organisationssinn aus und war auf dem Gebiete der Medizin völlig ungebildet. Nichtsdestoweniger mischte er sich stets in rein medizinische Fragen und gab den Aerzten reichlich Verweise in Dingen, in denen er durchaus nicht kompetent war.

Als er einst unser Spital besuchte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf einen Kranken, der in der Abteilung der Chronischen lag.

„Woran leidet er?"

„An Syphilis."

„Wa . . . as? . . . Sie legen einen Syphiliskranken in eine allgemeine Abteilung?!"

„Exzellenz, er befindet sich im dritten Stadium, das nicht mehr ansteckend ist. Und eine besondere Abteilung für Syphilitische haben wir nicht. Er wurde erst heute hierhergebracht, morgen werden wir ihn evakuieren."

„Ganz gleich, ganz gleich! Einen Syphilitiker mit andern Kranken zusammenlegen! Daß mir das nicht mehr vorkommt!"

Ein andermal sah Trepoff ebenfalls im Saale der Chronischen einen Soldaten mit chronischem Ekzem im Gesicht. Der Anblick des Kranken war erschreckend: ein rotes, aufgedunsenes Gesicht, dessen mit gelblichen Krusten überzogene Haut sich abschälte. Der General wurde unwillig und fragte den Oberarzt vorwurfsvoll, warum ein solcher Kranker nicht isoliert werde. Der Oberarzt erklärte untertänigst, daß diese Krankheit nicht ansteckend sei. Der General schwieg und ging weiter. Als er das Spital verließ, dankte er dem Oberarzt für die gute Ordnung darin.

Nach jedem Besuche von seiten eines höchsten Befehlshabers war der Vorsteher der besuchten Abteilung verpflichtet, seinen unmittelbaren Vorgesetzten von dem stattgefundenen Besuche in Kenntnis zu setzen und ihm alle jene Bemerkungen, belobende Zustimmungen und Mißbilligungen mitzuteilen, die der inspizierende Befehlshaber ausgedrückt hatte. Unser Oberarzt telegraphierte dem Korpsarzt, daß der Chef des Sanitätswesens das Spital besucht und es in befriedigender Ordnung befunden habe. Am folgenden Tage sprengte der Korpsarzt her und fuhr Davidoff heftig an:

„Sie haben mir telegraphiert, daß Trepoff alles in Ordnung befunden habe, aber der General war selbst bei mir und teilte mir mit, daß er Ihnen einen Verweis gegeben habe, weil Sie ansteckende Kranke mit den andern im gleichen Saale unterbringen!"

Der Oberarzt hob unwillig die Hand hoch, erklärte dem Korpsarzt den Sachverhalt und bemerkte, daß er Trepoff nicht für kompetent halte, den Aerzten in rein medizinischen Angelegenheiten Verweise zu erteilen; er habe wegen des erhaltenen Tadels aus Anstandsgefühl nichts telegraphiert,

da er den Leiter des Sanitätswesens auf amtlichen Papieren nicht habe lächerlich machen wollen. Der Korpsarzt fand daher für gut, das Gespräch auf etwas anderes zu lenken.

Sogar von einem Feldscher oder einer barmherzigen Schwester verlangt man, damit sie nur die ärztlichen Anordnungen richtig ausführen können, spezielle Kenntnisse. Für die Ausübung jedoch der wichtigsten und verantwortungsvollsten Funktionen in der 500 000 Mann starken russischen Armee wurden keinerlei speziellen Kenntnisse verlangt; zu diesem Zwecke genügte es, einen entsprechenden Rang zu besitzen. Das folgende Dokument, das, wie ich den Leser in allem Ernste versichere, nicht etwa einem Witzblatte entnommen ist, war eine Beilage zum Befehl des Höchstkommandierenden vom 18. November 1904, Nr. 130:

Aktueller Personal-Etat des Chefs des Sanitätswesens beim Oberkommando der Armee.

Oberster Chef des Sanitätswesens (Generalleutnant) — 1. General für Aufträge (Generalmajor) — 1. Bestand der Verwaltung: Chef der Spitalabteilung (kann Arzt sein) — 1. Chef der Evakuationsabteilung (kann Arzt sein) — 1. Für Aufträge: Stabsoffiziere — 2. Aerzte — 3.

Sanitäts-statistisches Bureau: Chef des Bureaus, Oberst, kann Generalmajor sein (kann Arzt sein) — 1. Gehilfen: Aerzte — 2.

Verwaltung des obersten Kriegsmedizinalinspektors: Oberster Kriegsmedizinalinspektor — 1. Oberfeldchirurg — 1. Kanzleidirektor (Arzt) — 1. Für Aufträge: Aerzte

der 3. mediz. Klasse — 2, der 4. Klasse — 2. Oberste Feldevakuierungskommission der Armee: Vorsitzender der Kommission, Generalmajor (kann Oberst sein) — 1. Gehilfen des Vorsitzenden — 2. Oberarzt der Kommission — 1. Für Aufträge: Offiziere — 6, Aerzte — 10.

Bei den Japanern standen an der Spitze der ärztlich-sanitären Behörden berühmte Professoren der Medizin. Bei uns war, wie aus vorstehendem Dokument ersichtlich ist, außer dem Posten des Kriegsmedizinalinspektors nicht ein einziger noch so verantwortungsvoller Posten mit einem Arzte besetzt. Man sehe sich den ersten Teil des Dokumentes an, wo der Bestand der Zentralsanitätsverwaltung der ganzen Armee verzeichnet ist: Generalleutnant, Generalmajor. . . . Die Posten zweiten Ranges können mit Aerzten, aber auch mit Obersten besetzt sein. Obligatorisch müssen nur drei Stellen mit Aerzten besetzt sein — für Aufträge! . . .

Und im ganzen Dokumente macht sich ein eigener Stil bemerkbar. Hie und da ist bei den Posten, deren Verantwortlichkeit und Wichtigkeit verhältnismäßig zweiten Ranges ist, hinzugefügt: „Kann Arzt sein", wie überhaupt den Aerzten die niedrigsten, rein ausführenden Posten überlassen sind, — Kanzleidirektor „für Aufträge" usw. Und nur eine einzige Ausnahme unterbricht diesen ganzen Stil: in bezug auf den Oberfeldchirurgen ist nicht hinzugesetzt, ob er nur Arzt sein kann. Weshalb? Wenn der Chef des Sanitätswesens ein ehemaliger Gouverneur, und der Lazarettinspektor — ehemaliger Polizeimeister gewesen sein konnte, warum konnte dann der Oberfeldchirurg nicht z. B. — ehemaliger Polizeireviermeister gewesen sein?

Aber das ist alles viel zu traurig, als daß man dar-

über lachen könnte. — Und wenn dann doch wenigstens neben diesen so ungebildeten Generalen und Obersten deren Gehilfen talentvolle und kenntnisreiche Aerzte gewesen wären! Aber das war nicht der Fall. In der Armeeverwaltung fanden wir keinen einzigen Arzt, der nur einigermaßen in wissenschaftlicher oder moralischer Beziehung eine Autorität gewesen wäre. Ueberall saßen unbegabte Arztbeamte mit papierenen Seelen, die den Weg der Militärdressur bis zur völligen Aufgabe ihrer Individualität durchlaufen hatten. Von ihnen Talente, selbständiges Arbeiten, feurige Liebe zu ihrem Berufe erwarten, — wäre dasselbe gewesen, wie in einem Ries Kanzleipapier warmes Blut und lebendige Nerven zu suchen.

Die Folgen einer derartigen Zusammensetzung der höchsten ärztlichen Behörden hatte vor allem die vielgeprüfte russische Armee zu tragen. In der ersten Schlacht bei Turentschen krochen und schleppten sich die Verwundeten ohne jegliche Hilfe Dutzende von Werst weit, während zur selben Zeit Hunderte von Aerzten und Dutzende von Lazaretten untätig waren. Und das gleiche wiederholte sich in sämtlichen folgenden Schlachten, die große Schlacht von Mukden inbegriffen. Der ungeheure Vorrat an ärztlichen Kräften zeigte sich mit verhängnisvoller Regelmäßigkeit jedesmal vollständig unausgenutzt, und die Pflege der Verwundeten war derart, als wären in der ganzen Armee nur einige Dutzende Aerzte vorhanden gewesen.

Unsere ärztlichen Vorgesetzten machten auf einen frischen Geist einen äußerst niederschlagenden Eindruck. Ich möchte es nicht unternehmen, sie in belletristischer Weise zu schildern. Wenn ich auch die Wirklichkeit noch so mildern und

mich bemühen würde, die Farben nicht zu dunkel aufzutragen, so würde doch jeder Leser sagen: das ist ein boshafter Ausfall, eine übertriebene Karikatur, solche Leute kann es in der gegenwärtigen Zeit gar nicht geben!

Und wir selbst, wir Aerzte von der Reserve, glaubten, daß solche Leute vor allem unter den Aerzten schon längst nicht mehr existierten. Mit Erstaunen betrachteten wir die über uns schaltenden und waltenden ärztlichen Vorgesetzten, »die älteren Kollegen« . . . Es war, als erhöben sich aus dem grauen Altertum verzerrte, schreckliche Schattenbilder mit hochmütig-ausdruckslosen Gesichtern, die Gänsefeder hinter dem Ohr, mit tintenartigen Gedanken und papierenem Herzen.

Sogar in rein medizinischen Fragen durften die untergebenen Aerzte keine eigene Ansicht haben. Es war unmöglich gegen eine von einem Vorgesetzten gestellte Diagnose Einspruch zu erheben, so leichtfertig und absichtlich falsch diese auch sein mochte. Vor meinen Augen machte einst der Feldmedizinalinspektor der dritten Armee die Runde durch das Spital. Er nahm den Schein eines Kranken und las die Diagnose: »Typhus«. Dann ging er zu dem Kranken hin, fuhr mit der Hand unter dessen Chalat, betastete den linken untern Rippenbogen, und erklärte:

„Das ist kein Typhus, sondern Influenza," und befahl, die Diagnose unverzüglich zu ändern. Wenn der Feldmedizinalinspektor der rückwärts liegenden Truppen beim Besuch der unter seiner Aufsicht stehenden Spitäler einen Arzt die Diagnose »Typhus« aussprechen hörte, zog er verdrießlich die Stirn kraus und fragte:

„Welche Typhussymptome kennen Sie denn?"

Einer der Aerzte antwortete:

„Exzellenz, ich habe mein Examen schon bestanden und bin nicht verpflichtet, es vor Ihnen nochmals abzulegen."

Für diese kühne Antwort wurde der Arzt in ein Regiment versetzt. Nicht als Anekdote sondern als durchaus glaubwürdige Tatsache, die aus dem innersten Wesen der bestehenden Verhältnisse entsprang, erscheint ein Fall, den Dr. M. L. Heisin in der Zeitschrift »Mir Boschi« (Gotteswelt), 1906, Nr. 6 erzählt:

Inspektor W. fragte auf einem Gange durchs Spital einen Arzt:

„Hat sich die Milz beim Kranken vergrößert?"

„Ganz wie Euer Exzellenz befehlen!" antwortete der »findige« Arzt.

Die Grobheit und Unbildung der höheren Militärärzte überschritt jedes Maß. Es ist traurig, aber wahr: Die im Felde befehligenden Generale waren im Umgang mit ihren Untergebenen meistens grob und unkultiviert; aber im Vergleich zu den ärztlichen Generälen konnten sie als Muster von Gentlemen gelten. Ich habe schon erzählt, wie in Mukden Dr. Gorbazewitsch die Aerzte anschrie: „Sie, hören Sie!" — Bei einem Gange durch unser Spital fragt der Inspektor unserer Armee den Arzt vom Dienst:

„Wann wurde dieser Kranke zu Bett gelegt?"

„Heute."

„Wann hat man dich hierhergelegt?" wendet er sich dann an den Kranken selbst.

„Heute."

Und solche »Kontrollen«, die sich ein anderer schämen würde, seinem Lakaien gegenüber anzuwenden, praktizierte man hier so ungeniert im Verkehr mit den Aerzten!

Neben diesem sich an Rang und Stellung berauschenden Hochmut herrschte eine unglaubliche Gefühllosigkeit im Benehmen gegen die untergebenen Aerzte. Die Evakuationskommission, wegen ihrer Strenge und Schikaniersucht die »drakonische« benannt, bestimmt zur Evakuation einen Arzt, der einen sehr schweren Typhus durchgemacht hat. Dr. Gorbazewitsch stößt, ohne den kranken Kollegen zu untersuchen, ja ohne ihn auch nur gesehen zu haben, den Entscheid der Kommission um, und der durch die Krankheit erschöpfte Arzt muß seinen früheren Dienst wieder übernehmen. Das Verfahren Dr. Gorbazewitschs gegen die, während unseres Aufenthaltes in Mukden zu uns kommandierten Aerzte, wiederholte sich mehr als einmal. Ich befand mich Mitte November in Mukden; wieder liefen hier dreißig Aerzte herum und wußten nicht, wo sie ein Unterkommen finden sollten. Gorbazewitsch hatte sie für den Fall einer Schlacht aus Charbin herbeordert und ihnen angekündigt, sie sollten nichts von ihren Sachen mitnehmen. Und jetzt übernachteten sie auf der Kanzlei des Inspektors, auf bloßem Boden, auf Matten.

Nur ein einziges heftiges und alles umfassendes Gefühl konnte man in den herzlosen Seelen der ärztlichen Vorgesetzten wahrnehmen: eine in Ehrfurcht erzitternde Liebe zum Papier. Das Papier war alles, im Papiere lag Leben, Wahrheit, Tat . . . Vor mir steht leibhaftig die hagere kahlköpfige Gestalt eines Divisionsarztes mit verdrießlichem, fleischlosem Gesicht. Die Geschichte trug sich in Sipingan nach der Zerstörung Mukdens zu.

„Haben Sie etwas von Ihrem Gepäck verloren!“ erkundigte sich der Chef des Sanitätswesens unserer Armee.

„Alles verloren, Exzellenz!“ antwortete der Divisionsarzt niedergeschlagen.

„Alles? Auch die Zelte, das Verbandzeug, die Instrumente?“

„Nein, das ist alles gerettet . . . Aber die Kanzlei ist gänzlich verloren.“

Der General wandte sich verächtlich ab.

Während desselben Rückzuges aus Mukden ersuchte ein Offizier, der Führer eines Zugs, welcher einem Feldlazarett zum Schutze beigegeben war, den Oberarzt, seine Soldaten zu verpflegen.

„Kann nicht, Leutnant, kann nicht!“ erwiderte der Oberarzt.

„Warum nicht? Sie verpflegen ja ohnehin 100 Mann Ihrer Abteilung.“

„Ihre Leute kann ich nicht verpflegen! Das Gepäck ist noch nicht alles beisammen und noch keine Kanzlei da.“

Der Offizier konnte sich nicht mehr beherrschen:

„Verzeihen Sie, Doktor, Sie glauben vielleicht, daß sich meine Soldaten von Papier ernähren? Nein, Papier essen sie nicht.“ —

Unser Divisionsarzt tadelte die Regimentsärzte, weil sie nicht alle Rubriken der Verzeichnisse ausgefüllt hatten.

„Ja, aber für diese Rubriken haben wir keine Daten.“

„Nun . . . nun . . . Einerlei, dann schreiben Sie einfach fingierte Ziffern hinein, aber die Rubriken müssen alle ausgefüllt sein!“

In einem unserer Regimenter war der Unterleibstyphus ausgebrochen. Der Korpsarzt fragte den Regimentsarzt:

„Haben Sie die Desinfektion vorgenommen?“

„Desinfektion? Wir haben gar keine Desinfektionsmittel."

„Haben Sie die Desinfektion vorgenommen?" wiederholte der Korpsarzt nachdrücklich.

„Ich sage Ihnen ja . . ."

„Ich hoffe, Sie haben die Desinfektion vorgenommen?"

„Ja—a . . . Aber . . ."

„Schon gut! Bitte, machen Sie mir Rapport, daß die Desinfektion vorgenommen worden ist."

Als Anfangs November die Halbpelze endlich bei der Armee angekommen waren, wurden die Soldaten durch sie mit der sibirischen Pest angesteckt. Auch in unserer Abteilung kamen Fälle von Ansteckung vor. Die papierene Maschine war in vollem Gange, nach allen Seiten ließen wir Telegramme fliegen, und als Antwort flogen uns Depeschen zu mit strengen Befehlen: „Isolieren!", „der sorgfältigsten Desinfektion unterwerfen", „über die getroffenen Maßnahmen Bericht erstatten". . . . Wir führten alles aus und machten Rapport. Da der Divisionsarzt nicht zu Hause war, nahm sein Gehilfe, mit dem wir befreundet waren, den Rapport in Empfang. Ernst und geschäftig nahm er den Rapport entgegen, trug ihn ein, machte irgendeinen Vermerk und schickte ihn fort. Dann setzten wir uns, um Tee zu trinken. Nach dem Tee fragte er uns plötzlich, listig lächelnd:

„Unter uns! Hand aufs Herz! Haben Sie eigentlich die Desinfektion vorgenommen oder nicht?"

Diese freundschaftliche Frage leuchtete auf wie ein Blitz, und enthüllte uns in ihrer ganzen Nacktheit den Kern der Dinge. Man schreibt lügenstrotzende Berichte, der Vorgesetzte liest sie und tut, als ob er sie für wahr halte, weil über jedem

Befehlshaber noch ein höherer Befehlshaber steht, welcher, wie alle hoffen, den Berichten nun vollen Glauben schenkt.

In einem unserer Regimenter trat heftiger Unterleibstyphus auf. Das ganze Revier war voll Typhuskranker. Die jüngeren Aerzte machten den ältesten Arzt, einen aktiven Regimentsarzt, darauf aufmerksam.

„Oh nein, was denken Sie? Das ist kein Typhus. Warum wollen Sie die Leute ins Lazarett schicken? Die werden auch hier gesund!"

Sie zeigten ihm die Roseolaflecken, — „undeutlich"; vergrößerte Milz, — „undeutlich" . . . Die Kranken aber füllten das ganze Revier an. Die Typhuskranken, die zur Besorgung ihrer Bedürfnisse die Fansen verließen, fielen in Ohnmacht. Die jüngeren Aerzte zeigten sich äußerst beunruhigt und bedrängten den Regimentsarzt. Dieser besann sich endlich eines andern und begab sich zum Regimentskommandeur. Der Oberst geriet in große Aufregung:

„Nein, nein! Man braucht sie nicht ins Spital zu schicken. Warum denn? Es kommt ja doch vor, daß sich der Typhus auf die Beine wirft; diese Krankheit ist gar nicht so gefährlich! . . . Und ist es überhaupt Typhus?"

Es kamen jedoch immer mehr Kranke; es war kein Platz mehr vorhanden. Notgedrungen mußten wir etwa zehn der am schwersten Kranken in unser Spital aufnehmen. Sie wurden ohne Diagnose zu uns geschickt. Vor der Türe des Spitals fiel einer der Kranken, als er aus dem Wagen stieg, vor den Augen des bei uns gerade anwesenden Korpsarztes in Ohnmacht. Dieser untersuchte die Leute, geriet in große Aufregung, galoppierte zum Regiment, — und endlich wurden die Typhösen alle ins Lazarett gebracht.

Bei einem andern Regimente unserer Division gebrauchte der älteste Arzt im Verkehr mit den kranken Soldaten nur zwei Ausdrücke: „den Taugenichts spielen" und „uns zum Narren halten". In jedem Soldaten sah er einen Simulanten. Ich habe von diesem Arzte schon im ersten Kapitel meiner »Erinnerungen« erzählt, wie er zwei Soldaten als Simulanten bezeichnete, die sich später bei der Untersuchung durch einen jüngern Arzt als vollkommen dienstuntauglich erwiesen. Dieser Arzt hatte die Gewohnheit, in den Krankenrapporten grundsätzlich nicht mehr als 20 ambulatorische Kranke pro Tag aufzuführen. In Wirklichkeit waren es gewöhnlich 70 bis 80. Aber das wäre ja ein schöner Gesundheitszustand des Regiments gewesen!

Als ich mal gerade Dienst hatte, brachte man mehrere kranke Soldaten zu uns. Einer von ihnen fiel mir wegen seines Gesichtes ganz besonders auf: ein junger Bursche mit niedriger, zurückfliehender Stirne, in den Augen ein stumpfer, innere Leiden verratender Ausdruck, und die Mundwinkel stark herabgezogen.

„Was fehlt dir?"

„Euer Wohlgeboren, er ist taub, er hört nichts!" bemerkte der Regimentsfeldscher.

Ich schrie dem Kranken meine Fragen ins Ohr. Wie aus tiefem Nachsinnen erwachend, wiederholt er meine Frage und beantwortet sie.

In den Oktoberkämpfen war ihm durch eine Kugel die Hüfte durchbohrt worden, und vor kurzem hatte man ihn aus dem Spitale von Charbin in die Front zurückgeschickt. Auf dem rechten Beine hinkte er merklich.

Ich fragte ihn, ob er schon lange taub wäre. Er er-

zählte, daß er vor drei Jahren noch vor dem Dienste, als er mit seinem Bruder die Korngarben vom Felde heimgeführt habe, vom Wagen gefallen sei und dabei den Kopf auf den Boden aufgeschlagen habe. Von diesem Augenblicke an habe er immer ein Rauschen in den Ohren gehört, an Schwindel gelitten und sei allmählich taub geworden.

„Man hat mich in den Dienst genommen, weil man nicht glauben wollte, daß ich schlecht höre," erzählte er apathisch. „Bei der Kompanie haben sie mich oft heftig auf den Kopf geschlagen, der Feldwebel und die andern. Jetzt bin ich ganz taub. Aus Furcht habe ich mich nicht beklagt: sonst schlagen sie mich noch ganz tot. Als ich ins Krankenrevier ging, sagte der Doktor: ‚du verstellst dich! Ich werde dich vor Gericht stellen lassen!' . . . Da gab ich's auf, ins Krankenrevier zu gehen . . ."

Den ganzen Abend stand das Gesicht dieses Burschen vor meinen Augen, und es lag mir bitter und schwer auf der Seele.

Ich setzte den Oberarzt von diesem Falle in Kenntnis.

„Zieh deinen Chalat an!" sagte der Oberarzt mit seiner gewöhnlichen Stimme, indem er den Kranken mit verstohlenen Blicken betrachtete.

Dieser rührte sich nicht. Der Oberarzt schrie lauter, und der Soldat erhob sich rasch und zog seinen Chalat an.

Man brachte die Instrumente. Schanzer, als Spezialist für Ohrenkrankheiten, machte sich daran, den Kranken mit dem Spekulum zu untersuchen. Der hintere Teil eines der beiden Trommelfelle zeigte sich verdickt. Schanzer zuckte hilflos die Achseln.

„Es ist sehr schwer, hier etwas zu konstatieren," sagte

er. „Die Wissenschaft gibt uns keine Mittel an die Hand, um festzustellen, ob ein Kranker auf beiden Ohren taub ist, simuliert oder nicht."

„Macht nichts, untersuchen Sie nur weiter! Ich werde es schon herausbringen," flüsterte der Oberarzt listig lächelnd.

Er sprach sorglos mit dem Soldaten und beobachtete ihn verstohlen mit scharfem Blick. Bald sprach er lauter, bald leiser, stellte unerwartete Fragen, griff ihn von allen Seiten an, — aufs vorsichtigste und mit verräterisch blickenden Augen. Mir drängte sich plötzlich die Frage auf: Wo bin ich eigentlich? Im Krankensaal, bei den Aerzten, — oder in einem Untersuchungszimmer zwischen Polizisten und Spionen?

„Simuliert!" erklärte resolut und triumphierend der Oberarzt. — „Geben Sie acht! Auf die Fragen Dr. Schanzers antwortet er unverzüglich, bei meinen aber stellt er sich so, als ob er gar nichts höre."

„Das ist ganz begreiflich," erwiderte ich. „Schanzer hat eine helle, laute Stimme, Sie aber haben eine tiefe und dumpfe."

„Nein, nein; streiten Sie nur nicht darüber. Ich habe in dieser Beziehung eine feine Nase. Ich sehe sofort, wer simuliert . . . Aus welchem Gouvernement bist du?"

Der Kranke horchte aufmerksam.

„Gouvernement? . . . Permsches!" rief er laut..

„Permsches?" rief der Oberarzt in vielsagendem, langgezogenem Tone. „Nun, da sehen Sie! Das ist eine wichtige Bestätigung: nach der Statistik stehen die Bewohner des Gouvernements Perm in bezug auf Vorschützung von Ohrenleiden, um sich vom Kriegsdienste zu befreien, an erster Stelle."

„Ich weiß nicht, aber nach seinen Angaben zu schließen ist er ohne Zweifel kein Simulant," erwiderte Schanzer. „War Ausfluß vorhanden? Nein. Und die Taubheit entwickelte sich nicht sogleich nach dem Sturze, sondern erst nach und nach, anfänglich war nur ein Geräusch in den Ohren. So gut könnte nur ein Spezialist für Ohrenkrankheiten simulieren, aber kein Bauer."

„Nein, nein, nein! Er ist unzweifelhaft Simulant!" entschied der Oberarzt. „Die Zivilärzte kennen die Verhältnisse des Kriegsdienstes nicht, Sie sind natürlich daran gewohnt, jedem Kranken Glauben zu schenken. Aber diese mißbrauchen Ihre Leichtgläubigkeit. Der Humanitätsdusel ist da nicht am Platze."

Wir blieben ihm die Antwort nicht schuldig. Die Taubheit des Kranken stand außer Zweifel, aber auch zugegeben, daß sie nur in gewissem Grade wahrscheinlich war, — was für ein Verbrechen nimmt da der Oberarzt auf sein Gewissen, indem er einen möglicherweise tauben und dazu noch lahmen Soldaten in den Felddienst schickt! Aber je mehr wir unsere Ueberzeugung geltend zu machen suchten, um so hartnäckiger bestand der Oberarzt auf der seinigen: er hatte die „innere Ueberzeugung", die unerschütterliche, keines Beweises bedürfende, sich nur auf seinen Spürsinn stützende „innere Ueberzeugung", worin die Leute der Detektivpolizei ja so groß sind.

Der Soldat wurde zu seinem Regiment zurückgeschickt.

Je genauer ich mir die »Eigentümlichkeiten des Feldmedizinaldienstes« ansah, um so deutlicher erkannte ich, daß diese Eigentümlichkeiten, teils auf dem Wege der Auslese, teils auf dem Wege der Veränderung der menschlichen

Seele, wirklich einen ganz besonderen Typus von Aerzten hervorbringen mußten.

Der auf gewaltsame Weise zum Militär Ausgehobene, der durch keine Interessen mit dem Krieg verknüpft ist, wird natürlich gerne den Kranken spielen. Und da kommt der Arzt zum Kranken nicht mit dem Gedanken, wie er ihm helfen soll, sondern mit der Frage, ob er nicht simuliere. Schon die Notwendigkeit dieses beständigen Nachspürens verändert nach und nach den Charakter des Arztes, entwickelt in ihm Argwohn und den Wunsch, den Kranken zu »fangen«, ihn zu ertappen. So wird jedem kranken Soldaten gegenüber ein tiefes, feindseliges Mißtrauen großgezogen. »Faulpelz« — das ist das stereotype Wort im Lexikon des Militärarztes; für ihn ist der Patient vor allem ein »Faulpelz«; das Gegenteil muß erst bewiesen werden. Dr. Heisin teilt in einem Artikel folgendes von einem Militärarzt mit: dieser Mann gab den sich krank meldenden Soldaten seine »Mischung«, die aus einer solchen Dosis eines Brechmittels bestand, daß sie kein Erbrechen, sondern nur eine langandauernde, entsetzliche Uebelkeit hervorrief. Wenn der Kranke ein »Faulpelz« ist, so wird er kein zweitesmal wieder kommen und auch die andern warnen! Ich habe bereits erzählt, wie es in unserer Armee von aus den Spitälern entlassenen Soldaten wimmelte, die dem Zeugnisse des Höchstkommandierenden zufolge „entweder zum Dienste ganz untauglich oder von ihrer Krankheit noch nicht hergestellt waren." Sogar Laien sahen, daß sich vor ihnen kranke Leute befanden, aber für die Aerzte, deren Urteilskraft sich durch die geisttötende »Erfahrung« verdunkelt hatte, waren alle diese Kranken nur Faulpelze und Faulpelze.

Sechstes Kapitel.

In der Stellung bei Mukden.

II. Von Dezember bis Februar.

Günstlings- und Maitressen-Wirtschaft. — Nächtliche Schlacht mit einer Schweineherde. — Geistige Minderwertigkeit der Soldaten und ihre Folgen. — Friedenssehnsucht. — Feigheit und Gewissenlosigkeit der Offiziere. — Unterschlagung von Liebesgaben. — Abermals eine Maitresse als „Schwester". — Man läßt die Verwundeten erfrieren. — Das leuchtende Vorbild der Japaner. — Folgen der Bureaukratie. — Eine Bahnfahrt.

Ende November erhielten wir einen neuen Befehl: zwei Werst gegen Süden in das Dorf M . . . n vorzurücken, wo sich schon fast zwei Monate in aller Ruhe und ungestört das Sultanoffsche Spital befand. Wir evakuierten wieder unsere sämtlichen Kranken, packten ein und begaben uns nach M . . . n.

Kurz vor unserer Ankunft hatte sich im Sultanoffschen Spital ein Ereignis zugetragen.

Sultanoff war noch nicht lange im Dienst und hatte noch keinen Orden erhalten. Für seine Dienste während der Schlacht am Schaho wurde ihm die erste Auszeichnung zuteil: der Stanislausorden dritten Grades, welchen jeder, selbst der kleinste Beamte, besitzt. Der Korpskommandeur wünschte jedoch sehr, Sultanoff vorwärts zu bringen und vor den andern auszuzeichnen. Er schob daher das Sultanoffsche Spital immer weiter vor als die übrigen, damit es im Falle einer Schlacht gleichsam in den »Vorhutstellungen« wäre und Sultanoff für den Wladimirorden in Vorschlag gebracht werden könne. Das Spital war in einem reichen,

nicht von Truppen besetzten Dorf errichtet; in den zahlreichen geräumigen Fansen war es leicht, sich selbst bequem einzurichten und auch für die Kranken geeignete Säle herzustellen. Es entstand ein schönes, sauberes Spital, wie ein Spielzeug, und es war komisch, andere Spitäler mit ihm zu vergleichen, die sich in einem Paar elender, schmutziger Fansen eingenistet hatten.

Als alles fertig war, wußte es der Korpskommandeur einzurichten, daß der Höchstkommandierende den Wunsch äußerte, das Sultanoffsche Spital zu besehen. In Erwartung Kuropatkins wurde jeden Tag darin geputzt, gewaschen und gefegt; beim Eingange in den Krankensaal stellten Novizkaja und Sinaïda Arkadjewna zwei große Sträuße aus Fichtenzweigen auf.

Kuropatkin kam angefahren, jedoch nicht von derjenigen Seite her, von der man ihn erwartete. Wütend stieg er aus seiner Kalesche und nahm den Rapport des Oberarztes gar nicht an.

„Sagen Sie gefälligst, was haben Sie denn da für einen Weg zu Ihrem Spital! Ich wäre eben beinahe den Abhang hinuntergerollt. Wie kann man denn auf einem solchen Wege Verwundete zu Ihnen transportieren?"

Er trat in den Krankensaal, ohne die Buketts eines Blicks zu würdigen, ging zu dem glänzenden Waschbecken, hob den Deckel ab, — im Innern des Waschbeckens war Schmutz. Dann befahl er, den Ofen zu heizen, — der Ofen rauchte. Nachdem er alle Säle angesehen hatte, fragte er Sultanoff:

„Wie viele Plätze haben Sie hier?"

„Hundertundzwanzig, Exzellenz!"

„Hundertundzwanzig? Aber wie viele etatmäßige Plätze sollen in einem beweglichen Spitale sein?"

„Hm . . . Zweihundert, Exzellenz!" antwortete Sultanoff erblassend.

„So . . . Machen Sie sechshundert Plätze bereit und wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Zufahrtsstraßen, die Oefen und Waschbecken."

Von seinem Besuch nur sehr wenig entzückt, fuhr Kuropatkin fort. Sultanoff rieb sich träge die Hände und sagte mit seiner nachlässigen, spöttisch klingenden Stimme:

„Es ist ein wahres Elend mit diesen Vorgesetzten! Wozu ist er überhaupt zu uns gekommen? Seine Exzellenz wollte sich nach dem Mittagessen etwas Bewegung machen, und wir müssen darunter leiden!"

Zwei Tage später erschienen ein unbekannter Oberst und ein Arzt und wollten Sultanoff sprechen. Er ging hinaus.

„Wir kommen vom Höchstkommandierenden," erklärte der Arzt höflich. „Haben Sie seine Befehle ausgeführt?"

Sultanoff geriet in Verwirrung.

„Wann hatte ich denn Zeit dazu?"

„Wie meinen Sie? Wie ist das?" fragte der Arzt verwundert. „Der Höchstkommandierende hat mich schon gestern abend abgeschickt, aber es war mir unmöglich, zu kommen. Sie haben doch aber wenigstens mit den Arbeiten begonnen?"

„J . . . a . . . Wir haben an den Divisionsstab geschrieben."

„Lassen Sie gut sein, das ist keine Arbeit, sondern nur Papierverschmierung. Aber haben Sie irgend etwas *getan*?"

„Was kann ich denn tun? Es fehlen mir die Mittel dazu."

Der Arzt zwirbelte nachdenklich seinen Bart.

„Nun, also das soll ich Seiner Exzellenz melden? . . ."

Sie fuhren weg.

Kuropatkin benachrichtigte den Korpskommandeur durch ein Telegramm, daß er das Spital im vollständigsten Chaos gefunden habe; dies sei ganz und gar dem Mangel an Direktive von seiten der Oberleitung zuzuschreiben und er befehle, zur Herstellung der Ordnung im Spitale die allerenergischsten Maßregeln zu ergreifen.

Sultanoff tat, als mache er sich nichts daraus, lachte und sagte:

„Was liegt mir daran! Wenn Sie mich nur nicht hängen, auf alles andere pfeife ich. Wir alle sind ja doch hierhergekommen, um Unannehmlichkeiten zu erfahren. Aber eine mehr oder weniger, — ist das nicht ganz egal?"

Es wurde im Dorfe jetzt sehr lebhaft gearbeitet. Der Korpskommandeur hatte eine Kompanie Sappeure geschickt, um die Straßen auszubessern und die Fansen einzurichten. Es wurde beschlossen, das Dorf in ein ganzes Spitalstädtchen zu verwandeln; auch unser Spital und das Divisionslazarett wurden dahin verlegt. Der Korpskommandeur verschaffte sich für die Erstellung und Restauration der Spitäler 3000 Rubel und beauftragte Sultanoff mit der Leitung der Arbeiten.

Während wir auf die Fertigstellung einer Fansa für unser Spital warteten, saßen wir lange müßig da. Die Arbeiten daran wurden sehr bald lässig und langsam geführt. Dagegen boten die Wohnungen Sultanoffs und Novizkajas bald einen wunderbar schönen Anblick. Ein Genieoffizier, der die Arbeiten leitete, saß ganze Tage

lang bei Sultanoff, aß bei ihm zu Mittag und küßte Fräulein Novizkaja die Hand.

Im Sultanoffschen Spitale feierte man ununterbrochen Feste. Sehr oft kam der Korpskommandeur auf Besuch gefahren; bisweilen kamen auch verschiedene Generäle und Stabsoffiziere. Ebensooft fuhr Sultanoff mit den Schwestern Novizkaja und Sinaïda zum Korpskommandeur zum Mittagessen.

Fräulein Novizkaja schaltete und waltete im Spitale, wie es ihr beliebte. Sie schrie die Soldaten an und ließ sie durch Vermittlung des Oberarztes Strafwache stehen. Die Soldaten ihrer Abteilung waren verpflichtet, vor ihr Front zu machen. Den Aerzten kam allein schon der Gedanke lächerlich vor, daß Novizkaja ihre Befehle ausführen würde: sie ignorierte sie vollkommen. Sehr oft kam es zu unangenehmen Auseinandersetzungen.

Novizkaja war die älteste Schwester des Spitals; sie pflegte die Kranken nicht, sondern leitete nur die Wirtschaft. Die Portionen für die Kranken wurden gewöhnlich am Abend vorher verschrieben. Dies vergaß eines Abends ein Arzt, und so ging am folgenden Morgen eine Krankenschwester zu Novizkaja, um Eier und Milch zu holen.

„Man hat bei Ihnen nichts verschrieben, ich werde nichts geben!"

Der Arzt fertigte den Verlangzettel an, und die Schwester ging damit nochmals zu Novizkaja.

„Sagen Sie Ihrem Doktor, daß er weder Milch noch Eier bekommen wird! Er soll zur rechten Zeit schreiben!" erklärte Novizkaja.

Die Schwester kehrte in den Krankensaal zurück und meldete es dem Arzte. Dieser schüttelte den Kopf: das war

ihm nicht verständlich. Da trat der älteste Arzt, Dr. Wassiljew, in den Saal. Der andere Arzt machte ihm Mitteilung von der soeben erfolgten „allerhöchsten Verweigerung“: was sollte jetzt werden? Die Kranken sollten also hungern? In diesem Augenblicke kam Novizkaja ins Zimmer.

„Da ist ja die Schwester!“ sagte Wassiljew. „Bemühen Sie sich gefälligst, für die Kranken sogleich Milch und Eier herzugeben!“

„Ich habe schon gesagt, Sie bekommen nichts! In Zukunft werden Sie die Portionen schon am Abend verschreiben!“

Die kleinen, schwarzen Augen Wassiljews flammten auf und rollten wild in ihren Höhlen.

„Sie, Fräulein, verstehen Sie, was Sie da sagen? Schwester! Ich, der älteste Arzt, befehle Ihnen, für die Kranken sofort Milch und Eier herzugeben!“

„Sie werden weder Milch noch Eier bekommen!“ rief Novizkaja schneidend und ging, die Türe heftig hinter sich zuschlagend.

Die kranken Soldaten sahen sich fragend um. Wassiljew ging zum Oberarzt. Sultanoff trank gerade mit irgend einem Oberst Kaffee.

Er befahl, Milch und Eier zu verabfolgen. —

Das Sultanoffsche Kommando litt Hunger. Unser Oberarzt stahl, soviel er konnte, aber er und der Verwalter sorgten doch wenigstens für ihre Leute und die Pferde. Sultanoff stahl geradeso und fabrizierte auch ebenso falsche Dokumente, aber bekümmerte sich entschieden um niemanden. Die Nahrung der Soldaten war ekelhaft, und sie litten an Kälte. Die Trainpferde waren wie mit Haut überzogene Skelette.

Der Verwaltungsoffizier schlug die Soldaten schonungslos. Sie beklagten sich bei Sultanoff. Der stampfte mit den Füßen auf und schrie die Soldaten an.

„Kennt ihr das Reglement nicht? Ihr müßt mir eure Anliegen durch den Verwalter übermitteln!"

Wenn ich mich über meinen Vorgesetzten beschweren will, so muß ich, der wunderbaren Militärordnung gemäß, meine Beschwerde bei diesem selbst anbringen. Die kühnsten unter den Soldaten begaben sich zum Verwalter, brachten ihm ihre Beschwerden gegen ihn vor und baten ihn, sie weiterzugeben.

„Da habt ihr eure Beschwerden! Und da habt ihr euer „weitergeben"!" antwortete der Verwalter und verprügelte die Klageführenden mit der Nagaika.

Das Sultanoffsche Spital fing an berühmt zu werden, nicht nur bei unserm Korps, sondern auch bei der ganzen Armee. Ueberall sprach man von den Ausschreitungen Sultanoffs und Novizkajas und von ihrer Allmacht. Hinter ihrem Rücken schimpfte man über sie, in ihrer Gegenwart aber war man höflich und zuvorkommend gegen sie. Für Sultanoff gab es weder Gesetze noch Befehle. Aus dem Divisionsstab kamen häufig Befehle in unsere Anstalten, — nach dem Stabsquartier für den Transport von Furage und Brennholz ein Dutzend Fuhrwerke zu schicken, oder dem Stabe aus den Wirtschaftsgeldern einige hundert Rubel zwecks Anschaffung eines Fuhrwerks oder dergleichen zu übersenden. Natürlich führten alle Spitäler unverzüglich diese Befehle aus; Sultanoff aber antwortete nicht einmal darauf.

Das Personal des Divisionslazaretts, das ebenfalls in

unser Dorf verlegt worden war, schuf sich aus einer Fansa eine prächtige Wohnung. Man errichtete einen gut und gleichmäßig erwärmenden Ofen, überklebte die Decken mit weißen Tapeten, schlug die Wände mit goldschimmernden Doppelmatten aus und setzte Scheiben in die Fenster. Sultanoff und Novizkaja gingen hin; sie betrachteten die Fansa mit rätselhafter Aufmerksamkeit, bewunderten sie und waren ganz entzückt. Aber zwei Tage darauf kam plötzlich vom Korps der Befehl, das Divisionslazarett hat von M . . . n ins Dorf Ost-Tschengous überzusiedeln. Die Uebersiedelung war unnütz und sinnlos — im ganzen nur eine Werst gegen Norden. Es war allen klar, daß dies das Werk Sultanoffs und Novizkajas war, welchen die Fansa gefallen hatte.

Einmal erhielt der Divisionsarzt ein Schreiben von Sultanoff, in welchem dieser mitteilte, daß er „auf persönlichen Befehl des Korpskommandeurs" die barmherzigen Schwestern seines Lazaretts für folgende Auszeichnungen vorschlage: die Schwester Novizkaja und Bulanin (Sinaïda Arkadjewna) für die goldene Medaille am Bande des Annaordens „für eifrige und aufopfernde Pflege der Verwundeten in der Schlacht am Schaho"; die beiden anderen Schwestern aber, welche wirklich mit Selbstaufopferung gearbeitet hatten, schlug Sultanoff einfach „für die Pflege der Verwundeten" nur für die silberne Medaille am Bande des Stanislausordens vor.

Diese Vorschläge empörten selbst unsern Divisionsarzt, eine altersschwache, selbstsüchtige Beamtenseele, die stets nur an sich selbst dachte. Er machte auf Sultanoffs Schreiben die Bemerkung, daß seiner Meinung nach Schwester Waleschnikoff (Wera Nikolajewna) auch eine goldene Medaille ver-

dient habe, um so mehr, als sie, währenddem sie die Kranken pflegte, vom Typhus angesteckt worden sei.

Als unser Oberarzt von den Vorschlägen Sultanoffs hörte, beeilte er sich, auch seine Schwestern zu Auszeichnungen vorzuschlagen: die älteste, die für ihren Dienst in Rußland schon eine silberne Medaille hatte, für die goldene, und die übrigen für die silberne Medaille.

Die Vorschläge gingen sehr rasch durch. Eine silberne Medaille erhielt, wie es schien, nur Wera Nikolajewna. Nowizkaja, welche die ganze Zeit in den »höheren Sphären« lebte, ignorierte hochmütig die Meinungen der anderen Schwestern; aber Sinaïda Arkadjewna fühlte sich beunruhigt. Sie lief zu unsern Schwestern und erzählte, daß ihr die goldene Medaille verliehen worden sei. Vor Freude strahlend zeigte sie sich sehr entrüstet darüber, daß unsere Schwestern nur silberne Medaillen bekamen, während wir doch alle in gleicher Weise arbeiteten. Sie erklärte dies damit, daß für die Adeligen die goldenen Medaillen, für die andern aber die silbernen bestimmt seien.

„Es ist ja einfach empörend," rief sie, die Freisinnige spielend. „Aber es ist nun mal nicht zu ändern. Wenn mal ein solches Gesetz existiert, so ist dagegen nichts zu machen. Aber weshalb hat Sultanoff über mich und Nowizkaja einen besseren Bericht eingereicht als über die anderen Schwestern? Wir arbeiteten doch alle gleich. Ich kann solche Ungerechtigkeiten absolut nicht ertragen!" Und sogleich fügte sie, von ihrer Freude ergriffen, hinzu: „Jetzt muß man es unbedingt noch so einrichten, daß man eine Medaille am Bande des Georgsordens bekommt, sonst hätte es sich ja nicht der Mühe gelohnt, hierher zu kommen."

Der Vorabend des Weihnachtsfestes war gekommen. Die Japaner warfen Zettelchen in unsere Schanzgräben, auf denen geschrieben stand, daß die Russen sich ruhig auf ihr Fest vorbereiten könnten; die Japaner würden sie nicht stören oder beunruhigen. Selbstverständlich schenkte niemand den hinterlistigen Asiaten Glauben. Jedermann erwartete einen plötzlichen, nächtlichen Angriff.

Am heiligen Abend erhielten wir den telegraphischen Befehl, daß in Erwartung einer Schlacht die Oberärzte der beiden Spitäler sich sofort ins Divisionslazarett zu begeben und sie je zwei jüngere Aerzte und zwei Schwestern mitzunehmen hätten. Unser Divisionslazarett war schon vor einigen Tagen von Tschengous vier Werst nach Süden, gerade in die Gefechtsstellungen, vorgerückt.

Der Befehl stellte sich als eine himmelschreiende Gesetzlosigkeit dar: der Oberarzt durfte, sobald sein Spital einmal eröffnet war, in keinem Falle mehr aus demselben abkommandiert werden. Unter den gegebenen Bedingungen war diese Abkommandierung der Oberärzte auf die Stellungen geradezu ein Unsinn. Wenn eine große Schlacht bevorstand, so mußte es nicht nur im Divisionslazarett, sondern auch in unsern Spitälern sehr viel Arbeit geben, und wie konnte man dann die Lazarette ohne Oberärzte lassen? Außerdem war noch ganz ungewiß, ob man im Divisionslazarett Hilfsärzte nötig haben, und ob es überhaupt zu einer Schlacht kommen würde.

Die Sache war klar: Sultanoff mußte den Wladimirorden mit Schwertern haben, und Novizkaja und Sinaïda Arkadjewna brauchten eine Medaille am Bande des Georgsordens. Wenn man nur Sultanoff und die beiden Fräulein abkommandiert hätte, so wäre das zu sehr in die Augen

gefallen. Und so wurde die Hälfte des ärztlichen Personals beider Spitäler in die »Stellungen« geschickt.

Da es schon seit langem dunkel war, wurden die Wagenlaternen angezündet. Es war eine stille, finstere, frühlingsmäßig warme Nacht. Es lag kein Schnee. Wir kamen beim Divisionslazarett an und setzten uns zum Tee. Alle lachten und machten über diese phantastische Abkommandierung Witze. Da kam Sultanoff mit seinen beiden Aerzten an, aber ohne die Schwestern.

„Aber wo sind Ihre Schwestern?"

„Die sind zum Korpskommandeur gefahren. Er hat heute einen Weihnachtsbaum," erwiderte Sultanoff.

Novizkaja und Sinaïda waren natürlich hingefahren, doch warum hatte Sultanoff die beiden andern Schwestern nicht mitgenommen? Aber es fiel niemandem ein, diese Frage zu stellen; denn alle wußten ja, daß, wenn überhaupt Schwestern aus Sultanoffs Spital hierherkämen, dies nur Novizkaja und Sinaïda sein würden. . . . Der Befehl hatte aber ganz bestimmt gelautet, daß zwei Schwestern mitzubringen seien.

Ungefähr um neun Uhr knallte ein Schuß, ein zweiter, und bald knatterte auf unseren Stellungen ein rasendes Gewehrfeuer. Dumpf donnerten die Kanonen. Alle schwiegen. Es lag etwas Fürchterliches in der Luft. Das Schützenfeuer breitete sich immer weiter aus, die Kugeln sausten und die Granaten flogen zischend und heulend dahin.

Wir machten uns zur Aufnahme der Verwundeten bereit. Es wurden jedoch keine gebracht. Aber die Gewehre knatterten toll und fieberhaft, und in der Dunkelheit jagten aufgeregte Ordonnanzen vorüber. Auf den japanischen Stellungen leuchtete ein Scheinwerfer auf.

Verwundete kamen immer noch nicht. Gegen Mitternacht verstummte das Knattern der Gewehre. Wir legten uns schlafen und kehrten am folgenden Morgen nach Hause zurück. Die außergewöhnliche Mobilisierung des Spitalpersonales auf die »Stellungen« hatte sich als durchaus überflüssig erwiesen.

Ich will beiläufig erzählen, was es mit diesem Geschieße für eine Bewandtnis hatte.

Es spielte sich hier eine der allerlächerlichsten Episoden dieses an Humoristik so reichen Krieges ab. Jedermann war fest überzeugt, daß die Japaner auf diese Nacht etwas vorbereiteten, und die Nerven aller waren aufs äußerste gespannt. Die Jäger eines unserer Regimenter hörten in der Dunkelheit von den Stellungen der Japaner her sich schnell näherndes, ausgedehntes, leichtes und dichtes Getrappel. Die Jäger eröffneten das Feuer. Es wird versichert, daß es nur eine Herde chinesischer Schweine war, die aus irgendeiner Umzäunung ausgebrochen war und nun über die Felder hinlief. Das Feuer der Jäger wurde von den in den Schanzgräben sitzenden Bataillonen aufgenommen, von da ging es auf die benachbarten Truppenteile über, die Batterien wurden benachrichtigt, — und die Kanonade war im Gang.

Der Kommandeur des Bataillons, welches den nächtlichen Angriff der Schweine entdeckt hatte, telegraphierte dem Regimentskommandeur: ‚Kann mich nicht länger halten, schicken Sie Verstärkung.‘ (Viele Offiziere versicherten mir auf Ehrenwort, daß dies eine Tatsache sei.) Man fing an, Flatterminen in die Luft zu sprengen. Eine wurde angezündet, eine andere ging von selbst los. . . .

Und jetzt vergingen alle fast vor Schmach und Schande:

das Feuer der Explosionen beleuchtete ringsum die vollkommenste Leere. Nirgends auch nur ein einziger Feind. Inzwischen hatten endlich auch die Japaner aus ihren Schanzgräben zu feuern angefangen, ihr Scheinwerfer blitzte auf und beleuchtete unsere Stellungen, aus denen wie toll die Schüsse hervorkrachten.

In einer untertänigsten Depesche Kuropatkins wurde das Ereignis auf folgende Weise dargestellt:

> In der Nacht auf den 25. Dezember fingen die Japaner an, uns auf der Front des Zentrums unserer Schlachtstellung zu beunruhigen. Rechtzeitig von unseren Wachposten bemerkt, wurden sie mit Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen und zogen sich nach einigem Geplänkel zurück. Wir hatten 3 Tote und 18 Verwundete, darunter ein Fähnrich.

Kuropatkin hatte nur nicht beigefügt, daß diese durch russische Kugeln getötet und verwundet worden waren: diese Leute hatten sich vor den Schanzgräben, auf Patrouille und an geheimen Plätzen befunden, und sie hatte der ganze Kugelregen überschüttet.

Uebrigens hatten, wie mir ein Offizier, ein bekannter Spaßmacher, versicherte, auch die Japaner in dieser denkwürdigen Nacht Verluste erlitten: Patrouillen fanden nämlich in den feindlichen Schanzgräben die Leichen einiger Japaner, die vor Lachen geplatzt waren.

Einst brachte man aus dem benachbarten Dorf einige gräßlich verwundete Soldaten in unser Lazarett.

Ein Soldat hatte auf dem Gefechtsfeld ein nicht geplatztes japanisches Schrapnell aufgehoben und mit sich genommen. Die Soldaten drängten sich auf dem Hofe einer Fansa zu-

sammen, um das Geschoß zu betrachten: sie drehten es hin und her, beklopften es mit den Fingern und fingen an, das Distanzrohr herauszuziehen. Selbstverständlich erfolgte eine Explosion.

Der ganze Krieg war nur eine geschlossene Reihe derartiger Katastrophen. Es wurde vollkommen klar, daß, um im gegenwärtigen Kriege einen Sieg davonzutragen, vom Soldaten weder die Stärke eines Ochsen, noch Löwenmut, sondern ein gut entwickelter, disziplinierter menschlicher Verstand verlangt werden mußte. Dieser war beim russischen Soldaten nicht vorhanden. Ausgeprägt schön in seiner ungebundenen Tapferkeit, in seiner eisernen Ausdauer, war er erbärmlich und aufreizend in seiner Unkultur und geistigen Schwerfälligkeit.

Selbst wenn sich die ganze Organisation unserer Armee als eine wunderbar harmonische, vortrefflich konstruierte Maschine erwiesen hätte, — aber in Wirklichkeit war diese Maschine wunderbar plump und fehlerhaft, — so wäre doch diese Unwissenheit des Soldaten wie zwischen den Rädern dieser Maschine knirschender Sand gewesen.

„Wie heißt dies Dorf?"

„Wir wissen es nicht."

„Aber ihr steht schon lange hier?"

„Den vierten Monat."

Die Chinesen sind ausgewiesen, und niemanden kann man fragen, aber die Sache hat Eile, und hilflos schaut der Kurier auf seine Karte und weiß nicht, ob er den richtigen Weg einschlägt.

„Nicht weit von hier muß ein Dorf namens Ludogou sein, kennt ihr es nicht?"

„Nein."

Der Kurier reitet weiter, verirrt sich. Endlich stellt sich heraus, — das Dorf, wo er die Soldaten gefragt hatte, war gerade Ludogou!

Die Soldaten selbst irrten hilflos in der Gegend umher, da sie sich weder des Kompasses zu bedienen, noch Karten zu lesen verstanden. In den Schlachten, wo die frühere Herdenkolonne sich jetzt in lange Ketten aufgelöst hatte und jedermann nun selbständig denken und handeln mußte, verlor unser Soldat den Kopf und ließ den Mut sinken. Wenn in der Schlacht die Offiziere weggeschossen waren, so wurden Hunderte von Leuten vernichtet, da sie nicht wußten, wohin sie gehen, und was sie tun sollten.

Zwischen und hinter den Stellungen, — überall äußerte sich eine verräterische, unsichtbare und zerstörend wirkende Kraft. Im Augenblick der Not versagten gerade die unentbehrlichsten Einrichtungen. Man machte Jagd auf die Chinesen, ergriff sie und schlug ihnen die Köpfe ab . . . Aber was war die Schuld dieser Chinesen? Die Mehrzahl der großen und wesentlichen Verrätereien war durchaus nicht das Werk chinesischer Bösewichter, sondern der eigenen russischen Unwissenheit. Doch lassen wir den offiziellen Befehlen das Wort.

Die im Rayon der Tätigkeit unserer Truppen errichteten Feldtelegraphen, Stangen und Kabel werden nicht selten von unsern eigenen Truppen und Parkabteilungen zerstört. So sind z. B. Fälle konstatiert worden, wo die neben Telegraphenlinien biwakierenden Truppen auf einem Telegraphenkabel ihre Feuer anzündeten. An die Telegraphenstangen wurden Pferde gebunden; vorbeireitende Kosaken rissen mit ihren Lanzen die Drähte herunter; beim Treiben des zum Schlachten bestimmten Viehs über die weglosen Felder wirft dieses die Stangen um, zerbricht sie und zer-

reißt die Leitung. Bei der Untersuchung der an Bäumen aufgehängten Kabel fand man nicht nur abgehackte Zweige, an denen das Kabel hing, sondern zerhauene Kabel selbst. Die isolierende Umhüllung der Kabel war oft angeschnitten und bisweilen derart zerschnitten, daß der Leitungsdraht offen zutage trat, was wahrscheinlich aus bloßer Neugierde getan wird. Der Höchstkommandierende geruhte zu befehlen, daß die Aufmerksamkeit usw. (Befehl des Höchstkommandierenden, 14. Nov. 1904, Nr. 69.)

Es wurde bemerkt, daß das Zerbrechen von Telegraphenstangen durch Trains, Bagage- und Furagierwagen trotz der wiederholten Befehle an die Oberkommandeure, die strengsten Maßregeln dagegen zu treffen, immer noch fortdauert. *Täglich* (!) laufen neue Klagen über Unterbrechung von telegraphischen Verbindungen infolge unvorsichtigen Umgehens der Truppen mit den Leitungen ein. Der Höchstkommandierende befahl daher neuerdings die Aufmerksamkeit usw. . . . (Befehl des Höchstkommandierenden, 5. Dezember 1904, Nr. 168.)

Es ist konstatiert worden, daß die südlich der Station Sujatun in unseren Händen befindliche Eisenbahnlinie *nach und nach von unsern eigenen Soldaten zerstört wird, welche auf der ganzen Strecke die Schwellen fortschleppen.* Dieses fahrlässige Benehmen und der Mangel des Bewußtseins in bezug auf den verursachten Schaden zeigt sich *auch im Verhalten der Mannschaften den Telegraphenleitungen, Brücken, Faschinenwegen und anderen technischen Bauten gegenüber*, deren Errichtung und Instandhaltung außerordentlich hohe Kosten und Anstrengungen verursacht. (Befehl an die Truppen des 3. mandschurischen Armeekorps, 1. Januar 1905, Nr. 15.)

Langsam und langweilig zog sich ein Monat nach dem andern hin. Zwei ungeheure Heere standen sich unbeweglich gegenüber; beide zogen eifrig Verstärkungen heran und

verschanzten sich. Nach und nach wuchsen einander gegenüber zwei Dutzende von Werst lange festungsähnliche, unbezwingbare Werke empor, die mit schweren Geschützen armiert waren. Schanzgräben, Redouten und Lunetten, durch unterirdische Gänge untereinander verbunden, erstreckten sich nach allen Richtungen hin. Beide Armeen gruben sich wie Maulwürfe in die Erde ein, Tausende von Augen starrten aus den Gräben heraus, und jeder Unvorsichtige wurde augenblicklich von Kugeln überschüttet. Es war kalt; die Leute froren in den Gräben. Infolge des unbeweglichen Stehens schwollen ihnen die Füße an, und die Muskeln der Beine wurden atrophisch. Wenn sie aus den Gräben stiegen, taumelten sie wie Betrunkene hin und her.

In den Stellungen herrschten Kälte und Entbehrungen. Zu dem unnützen Stehen kam eine beständige, nervöse Aufregung über die lauernde Gefahr. Hinter den Stellungen, auf den Raststätten wurde nichts als gesoffen und wie toll Karten gespielt; so auch in den ärmlichen Mukdener Wirtschaften. Auf den Straßen Mukdens riefen chinesische Kinder die Offiziere zur „chinesischen Madama", welche, wie sie versicherten, „schibko schango" (sehr schön) sei, und die Kandidaten warteten stundenlang im Hofe der Fansa, bis die Reihe an sie kam, sich mit einer schmutzigen und geschminkten vierzehnjährigen Chinesin auf die Ofenbank zu legen.

Die Stimmung der Armee war schwermütig und finster. An einen Sieg glaubten nur wenige. Die Offiziere suchten sich gegenseitig zu ermutigen, indem sie ausrechneten, um wie viele Tausende von Bajonetten unsere Armee sich in einem Monat verstärken würde, und indem sie ihren Hoff-

nungen auf die baltische Flotte Ausdruck gaben, auf Port Arthur. . . . Port Arthur ergab sich. Die dadurch frei gewordene Armee Nogis rückte an, um sich mit derjenigen Ojamas zu vereinigen. Die Stimmung wurde immer niedergedrückter; man wollte den Frieden; aber die Offiziere sagten:

„Wie sollen wir dann heimkehren? Wenn wir auch die Uniform ausziehen, so wird es doch eine Schande sein, sich auf der Straße zu zeigen." Es gab sogar nicht wenige Offiziere, die vom Frieden nichts wissen wollten. Diese hatten ihre eigene kriegerische »Ehre«, welche die Fortsetzung des Krieges verlangte.

Der Soldat hatte keine solche »Ehre«, diesen Krieg verstand er durchaus nicht und suchte vergebens, von jemandem Aufschluß darüber zu erhalten.

„Warum dieser Krieg, Euer Wohlgeboren?" fragte er den Offizier.

„Der Japaner ist schuld daran, wir wollten keinen Krieg. Er hat uns zuerst angegriffen."

„Jawohl. . . . Aber ohne Ursache wird er uns doch kaum angegriffen haben?"

Schweigen.

„Man sagt, der Krieg sei wegen der Mandschurei entstanden. Ja, was liegt uns denn an der? Wir hätten hier nicht einmal für umsonst gelebt. Aber als wir durch Sibirien fuhren, — da hat's überall Land, ohne Ende . . ."

Die Lage derjenigen, welche den »Mut der Armee« aufrecht erhalten wollten, war eine außerordentlich schwierige. Es ließ sich auch nicht ein Schatten von etwas finden, das in der Seele das Verlangen nach einer Heldentat, das Verlangen, im Namen von etwas Hohem und Glänzendem zu kämpfen, hätte entflammen können.

Im folgenden jedoch kann man ersehen, welcher Art die von patriotischen Schriftstellern verfaßten Broschüren waren, welche in großer Anzahl unter den Soldaten verbreitet wurden. Vor mir liegt ein elegant ausgestattetes, prächtig illustriertes Büchlein mit dem Titel: »Im belagerten Port Arthur oder der Heldentod des Soldaten Demetrius Fomin«. Die Erzählung beginnt also:

„Nein, lieber Bruder Japanzer! Du wirst mir nicht entwischen, mußt jetzt russische Sauersuppe und Brei versuchen, ein köstliches Essen!"

So dachte der Soldat Fomin, während er sich mit schußbereitem Gewehre im Hinterhalt befand und den japanischen Späher scharf im Auge behielt.

Der Japaner klettert an einem Felsen empor, jeden Augenblick in Gefahr, herunterzustürzen.

Aber dem Japaner ist auch nicht wohl zumute, dachte Fomin, *er führt ja auch die Befehle seiner Vorgesetzten aus*. Und es tat ihm sogar leid um den Japaner. Zu einer andern Zeit hätte Fomin ihm gewiß geholfen, hinaufzuklettern; aber jetzt, *wo er selbst voller Bereitwilligkeit war, die Befehle seiner eigenen Vorgesetzten auszuführen und ihnen einen Dienst zu erweisen*, konnte er kaum darauf warten, bis der Japaner sich ihm soweit genähert habe, daß er plötzlich auf ihn losstürzen und ihn ergreifen könnte . . .

Arme russische Armee, armes, armes russisches Volk! Das also sollte in ihm das Feuer der Kampfeswut und der Begeisterung entflammen, — der Wunsch, *den Vorgesetzten einen Dienst zu erweisen*! — Aber der patriotische Verfasser irrt sich gewaltig, wenn er glaubt,

daß auch die Japaner nur die „Befehle ihrer Vorgesetzten ausgeführt hätten". Nein, dieses Feuer erwärmt die Seelen nicht und entflammt auch die Herzen nicht. Die Herzen der Japaner aber brannten in heftiger Glut, sie stürzten sich in den Tod und starben lächelnd, glücklich und stolz.

Der Journalist Nemirowitsch-Dantschenko teilt mit, daß Kuropatkin einst in einem Privatgespräch sagte: ‚Ja, man muß zugeben, daß in gegenwärtiger Zeit nicht die Regierungen Kriege führen, sondern die Völker'. Das mußte jedermann zugeben, der Augen und Ohren hatte. Die Zeiten, da das russische »heilige Vieh« hinter Suwaroff her über die Alpen kletterte und die Welt mit seinen unsinnigen Heldentaten in Erstaunen setzte, — diese Zeiten sind für immer dahin. —

Jeden Tag brachte man von den Stellungen her Verwundete in unser Spital. Es war auffallend, welch ein großer Teil von ihnen an der Handwurzel, vorzüglich der rechten, verwundet war. Anfänglich hielten wir dies für eine zufällige Erscheinung, aber das übermäßig beständige Vorkommen solcher Wunden fiel doch sehr bald in die Augen. Es kommt der diensttuende Feldscher und meldet:

„Euer Wohlgeboren, fünf Verwundete wurden gebracht."

„An den Händen verwundet?"

„Jawohl!" antwortet der Feldscher, ein Lächeln unterdrückend.

Wenn man einen solchen Soldaten fragt, unter welchen Umständen er verwundet worden sei, verwickelt er sich in Widersprüche und wird verwirrt. ‚Ich streckte die Hand nach etwas »Kowiljan« aus'; ‚ich streckte sie über die Brustwehr

nach Patronen aus'. . . . Den Schwestern, vor denen sich die Soldaten weniger genierten, erzählten sie offen:

‚Wie es geschah? Man streckt die Hand hinaus und knallt los. So hat's mich in die Hand getroffen.

Der Oberkommandeur der rückwärts gelegenen Truppen schreibt in einem seiner Befehle:

In die Spitäler der Rückenstellungen sind eine große Anzahl Mannschaften mit Wunden an den Fingern eingebracht worden. Unter ihnen befanden sich 1200, nur am Zeigefinger Verwundete. Das Fehlen des Zeigefingers der rechten Hand befreit vom Militärdienst. Aus diesem Grunde, und auch in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Finger während des Schießens durch den Gewehrbügel gut geschützt sind, ist man berechtigt, vorsätzliche Selbstverstümmelung zu vermuten. Deshalb befahl der Höchstkommandierende, eine Untersuchung einzuleiten, um die Schuldigen zur gesetzmäßigen Verantwortung zu ziehen.

Die Soldaten lebten nur noch in der Erwartung des Friedens. Diese Erwartung war leidenschaftlich, gespannt und wurzelte in einem beinahe mystischen Glauben an die Nähe dieses so ersehnten und doch nicht kommenden Friedens. Wenn irgendwo im Quartier ein „Hurra" ertönt, fahren die Soldaten aller umliegenden Truppenteile auf und fragen voll Aufregung:

„Was gibt's? Etwa der Friede?"

Mitte Januar sagte eines Morgens mein Bursche zu mir:

„Am 27. ist der Krieg zu Ende," und lächelte geheimnisvoll.

„Ueber ein Jahr?" fragte ich lachend.

„Nein, nein, noch in diesem Monat," antwortete er überzeugt.

Und er erzählte mir eine Geschichte. „Im Kromschen Regiment befindet sich unter den Soldaten ein Prophet. Dieser teilte seinen Kameraden mit, daß der Krieg genau ein Jahr nach seinem Anfang, am 27. Januar 1905, beendigt sein werde. Als dem Kompaniechef diese Voraussage zu Ohren kam, stellte er den Propheten drei Stunden auf Strafposten. Da geht der Regimentskommandeur vorüber und fragte ihn: ‚Wofür stehst du da?' — ‚Für die Wahrheit, Euer Hochwohlgeboren!' — ‚Für welche Wahrheit?' — Der Soldat erzählte es. ‚Nun, dann sag' deinem Hauptmann, daß er dich von mir aus noch drei Stunden länger stehen lassen soll.' — ‚Nein, Euer Hochwohlgeboren, Sie werden mich nicht beleidigen, aber hören Sie, was ich Ihnen sage! Auf der Post liegt ein Brief für Sie, und in diesem Briefe steht geschrieben, daß Ihr Bruder in Rußland gestorben ist.' — Dies bestätigte sich. Der Oberst ging und erzählte alles Kuropatkin. Kuropatkin ließ den Mann holen und schrie, mit den Füßen stampfend, auf ihn ein; der Soldat aber sagt: ‚Exzellenz, Sie haben in der rechten Tasche eine Schachtel Zündhölzchen, und es sind 42 Stück darin.' — Kuropatkin zählte die Zündhölzchen: es stimmte. Er behielt den Soldaten bei sich. ‚Wenn es,' sagt er, ‚so kommen wird, wie du sagst, werde ich dich zum Offizier befördern, wenn nicht, werde ich dich erschießen lassen.'" —

Ich trat in den Krankensaal. Die Verwundeten und Kranken unterhielten sich erregt über die Prophezeiung des Wahrsagers. Schneller als ein Licht, das die Dunkelheit durchzuckt, verbreitete sich die Prophezeiung in unserer ganzen Armee. In den Schanzgräben, den Erdhütten, im Biwak neben den Lagerfeuern, überall sprachen die

Soldaten mit fröhlichen Gesichtern von der verkündeten Nähe des Friedens. In den Befehlshaberkreisen wurde man aufgeregt. Es ging das Gerücht, daß wer vom Frieden sprechen würde, gehängt werden sollte.

„Nu, die Stricke langen nicht!" versetzten die Soldaten lachend.

Wir lachten über die Prophezeiung, aber — menschliche Natur! — man sehnte sich so nach dem Frieden, daß trotz der gegenteiligen Augenscheinlichkeit doch in der Tiefe der Seele eine einfältige frohe Erwartung schlummerte. Auch waren Gerüchte im Umlauf, welche die Erwartung verstärkten. Es wurde erzählt, die Intendantur habe angeordnet, daß die Bestellisten für die Bedürfnisse der Armee nur noch für drei, statt wie früher sechs Monate zum voraus anzufertigen seien; den Truppen sei befohlen, keinen neuen Proviant anzuschaffen, sondern die schon vorrätigen Konserven zu verbrauchen; auch besuche der deutsche Kaiser jeden Tag bald den russischen, bald den japanischen Gesandten, und aus Rußland schicke man keine neuen Truppen mehr . . . Man erzählte, daß die Flankenschlacht von Sandepu im Januar auf höchsten Befehl aus Petersburg unternommen worden sei, um zum letzten Male das Glück zu versuchen. Dabei verloren wir 15 000 Mann, ohne daß ein einziges Dorf genommen werden konnte. Es sei sodann ausgerechnet worden, daß, wenn man die Schlacht auf der ganzen Front beginne, wir nutzlos Hunderttausende von Menschen verlieren würden, — und so hätten die Friedensunterhandlungen begonnen. Im Monat April würden wir, wie die Gerüchte besagten, schon nach Hause fahren.

Der 27. Januar kam. Aber natürlich kein Friede. Wir

lachten und erinnerten die Soldaten an ihren Wahrsager. Sie waren beschämt und verwirrt und kratzten sich hinter den Ohren.

„Er hat sich also geirrt." . . .

Es war eine bittere Enttäuschung. Und jetzt verbreiteten sich schon ganz andere Gerüchte: es sei beschlossen, eine neue 300 000 Mann starke Armee für Korea zu formieren und eine neue ungeheure Flotte zu bauen; Japan beabsichtige, den Krieg noch während des ganzen Jahres 1905 fortzusetzen. . . .

Auf allen Herzen lastete es schwer und trübe.

In großer Anzahl kamen Offiziere in unser Spital. In einem unserer Regimenter, das noch an keiner einzigen Schlacht teilgenommen hatte, waren wegen Krankheit 20 Prozent der Offiziere abgegangen. Mit naivem Zynismus kamen Offiziere zu uns, um sich unter vier Augen zu erkundigen, ob man nicht wegen dieser oder jener venerischen Krankheit evakuiert werden könnte.

„Wissen Sie, seit September bin ich schon hier und habe es satt; jetzt möchte ich wieder nach Rußland."

Als ich einmal Dienst hatte, erschien in unserm Spital ein hochgewachsener, wackerer Hauptmann.

„Guten Tag, Doktor!" sagte er in solidem, vornehmem Basse, indem er mir die Hand reichte. „Ich bin hergekommen, um mich in Ihr Spital zu legen."

„Was fehlt Ihnen?"

„Sehen Sie! Die Sache verhält sich so. Ich bin schon kein junger Mann mehr, und dazu verheiratet und verwöhnt. In Moskau habe ich ein Besitztum. Länger hier zu bleiben, bin ich entschieden nicht mehr imstande. In

diesen Schanzen und Erdhütten herrschen derartige antisanitäre Zustände, daß es mir geradezu unmöglich ist! Ich fing an zu husten, in den Beinen habe ich das Reißen. ... Kugeln, Granaten, — davor habe ich selbstverständlich keine Angst; aber wissen Sie, sich Rheumatismus für das ganze Leben holen — das ist ja gar nicht angenehm. . . . Sie werden die Güte haben, mich nur nach Charbin zu evakuieren; dort habe ich in der Evakuationskommission einen guten Freund aus Moskau, da werde ich's schon einrichten . . ."

Als das Gerücht von einer sich vorbereitenden Schlacht auftrat, schwoll der Strom der den Spitälern zueilenden Offiziere riesig an. Ueber diese »Helden friedlicher Zeit« sang man in der Armee ein ganzes Liedchen:

Statt jetzt in die Schlacht zu ziehn,
Wir in die Spitäler fliehn.
Was soll das für ein Feldzug sein,
Wenn alles heuchelt, krank zu sein!
Eine Schimose flog an mir vorbei,
Sie ließ mich unversehrt und frei,
Doch gab's eine kleine Kontusion,
Fürs Spital genügt sie schon.
Ein Krankenschein wird mir zuteil,
Mit dem ich nach dem Norden eil',
Im Süden ist's gar ungesund,
Da wird man sehr leicht krank und wund!

Die Kommandeure wetterten und fluchten über die Flucht ihrer Offiziere. Einst kam ein Stabshauptmann mit einem chronischen Magen- und Darmkatarrh in unser Lazarett. Seinem Gesundheitsschein war ein Fetzen Papier beigefügt, auf dem folgende Zeilen des Regimentskommandeurs standen:

„Nach meiner festen Ueberzeugung leidet Stabshauptmann N. an Rückenstellungsmanie, einer Krankheit, die leider unter den Herren Offizieren sehr verbreitet ist. Ich bitte, diese meine Meldung dem Gesundheitsschein beizufügen."

Zuweilen packte einen die Lust, mitten im Saal stehen zu bleiben und sich recht von Herzen auszulachen. Das waren — Krieger! Ihr ganzes Leben brachten sie auf Kosten des Volkes zu, und die einzige Gegenleistung dafür konnte nur das sein, wovon sie sich nun so emsig frei zu machen suchten. Jetzt ist mir übrigens das Lachen darüber vergangen. . . . Wenn mir meine damaligen Patienten einfallen, so denke ich: Wo sind sie jetzt? Wie viele Schlachten haben sie tapfer mit dem schutzlosen Volke in den Städten und Dörfern Rußlands bestanden? Wie viele Frauen haben sie ausgepeitscht? Wie viele Personen haben sie zur Todesstrafe verurteilt? . . .

Eines Tages besuchte Kuropatkin ganz unerwartet unser Lazarett. Er hatte schwarze, teilweise schon ergraute Haare, sein Blick war klug und fest, sein Antlitz trug einen ernsten, finstern Ausdruck. Einfach im Umgang, ohne eine Spur von Grobheit und Generalsstolz, war er der einzige von allen hiesigen Generälen, welcher unbedingt imponierte. Seine Bemerkungen waren zutreffend und ohne Eigendünkel.

Unter anderm ging Kuropatkin auch in den Offizierskrankensaal.

„Was fehlt Ihnen?" wandte er sich an einen Offizier.

„Allgemeine Nervenzerrüttung, Exzellenz," antwortete der Offizier und fügte, um die Gelegenheit zu benützen, eilig hinzu: „Der Divisionskommandeur verwendet sich

für mich, um mir eine Stelle außerhalb der Front zu verschaffen."

„Wer verwendet sich?" fragte Kuropatkin, leicht die Augenbrauen hebend.

„Der Kommandeur der ** Division, Exzellenz!"

„Und was fehlt Ihnen?" wandte sich Kuropatkin an einen andern Offizier.

„Erkältung, Reißen in den Gliedern, Husten," zählte dieser schnell seine Krankheiten auf.

Kuropatkin stieß einen leichten Seufzer aus, fragte noch einen dritten, vierten, und verließ dann schweigend, ohne Adieu zu sagen, den Saal.

Offenbar war der Eindruck für ihn schon alt und bekannt. Schon einen Monat vorher hatte er folgenden sarkastisch-giftigen Befehl erlassen:

> Aus den vom sanitäts-statistischen Bureau gemachten Erhebungen geht hervor, daß die Morbidität auf je tausend Feldsoldaten nur ein wenig größer ist als zu Friedenszeiten, daß die Krankheitsziffer der Offiziere aber im Verhältnis doppelt so groß ist, als diejenige der Soldaten. Ich lenke die Aufmerksamkeit aller höheren Befehlshaber auf diesen Punkt. Auch mache ich darauf aufmerksam, daß namentlich die Offiziere, welche sich in besseren sanitären Verhältnissen befinden, den Soldaten ein gutes Beispiel in bezug auf die Beobachtung aller die Erhaltung der Gesundheit bezweckenden Regeln geben sollen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß das Erkranken während des Krieges infolge eigener Unvorsichtigkeit tadelnswert ist. (Befehl vom 17. Dezember 1904, Nr. 305.)

Aber neben diesen Herren kamen aus der Front derartig langjährige alte Krüppel ins Spital, daß wir vor Erstaunen die Hände zusammenschlugen. Es kam ein Oberstleutnant,

der erst vor einem Monat aus Rußland „zur Ergänzung" hergeschickt worden war. Auf einem Ohre war er taub, litt an heftigem Asthma und lange vernachlässigtem Rheumatismus und hatte im ganzen fünf Zähne im Munde. . . . Voll Verwunderung betrachtete man diese in der Front dienende Offiziersruine und erinnerte sich dabei jener kerngesunden jungen Leute, die im Rücken der kämpfenden Armee die Verwalter- und Aufseherstellen bekleideten.

Es war noch ein anderer da, ebenfalls ein Oberstleutnant. Er war 58 Jahre alt, litt an chronischem Rheumatismus, Magenkatarrh, Asthma, Herzschwäche und war schon zweimal an beiden Augen operiert worden, ein braver Alter, wie man sie manchmal unter den alten Offizieren findet, bescheiden und zurückhaltend.

„Aber weshalb dienen Sie denn bei einem solchen Gesundheitszustande?" fragte ich ihn erstaunt.

„Ja, was soll ich machen? Auch meine Frau wollte mich überreden, den Abschied zu nehmen; aber wie ist das möglich? Bis zum Bezuge einer Pension aus der Emeritenkasse muß ich noch zwei Jahre dienen. Ich habe vier Kinder, und noch drei verwaiste Neffen. Und alle wollen ernährt und gekleidet sein. . . . Krank bin ich ja schon lange.

Und dieser alte, kranke Krüppel fror drei Monate lang in den Schanzgräben!

Das Ausschreiben der Entlassungs- und Ueberführungspapiere der kranken Offiziere aus dem Spital hatte bei uns der Oberarzt selbst übernommen. Er empörte sich über die „Feigheit und Gewissenlosigkeit" der russischen Offiziere und sagte:

„Sie bringen Spott und Hohn über uns! Wie soll

ich denn diese Faulpelze evakuieren? Nein, ich werde sie alle zur Front entlassen!"

Aber es ging beständig folgendermaßen aus: die ruhigen, nicht zudringlichen Offiziere gingen zur Front zurück, die Leute aber mit Aplomb und einflußreichen Verbindungen wurden evakuiert. Unter diesen befand sich auch der freche Eigentümer aus Moskau, der zu seinem Freunde aus der Evakuationskommission nach Charbin evakuiert wurde.

Als ich einst Dienst hatte, wurde ich spät abends in das Aufnahmezimmer gerufen. Ich ging hin; am Tische stand in einem weiten Pelzmantel der Rittmeister Graf Saraiski, Adjutant unseres Korpskommandeurs, und neben ihm eine hohe, schlanke Dame in Pelz und weißem Pelzmützchen.

„Guten Abend, Doktor," sagte der Graf. „Ich bin gekommen, um mich in Ihr Spital aufnehmen zu lassen: ich fuhr nach Charbin, habe mich erkältet, und es hat sich jetzt im Ohre ein Geschwür gebildet. . . . Auch bringe ich Ihnen hier eine neue Schwester."

Und er machte mich mit der Dame bekannt.

Eine neue Schwester? Nach dem Etat sollen in jedem Lazarett vier Schwestern sein. Wir hatten schon sechs: außer den vier etatmäßigen noch den »Schwesterknaben« und die Offiziersfrau, die unlängst aus Charbin nach überstandenem Typhus zurückgekehrt war. Und diese Schwestern hatten absolut nichts zu tun, sie fingen Grillen und beklagten sich über Langeweile und Müßiggang. Und nun kam gar noch eine siebte!

Man führte den Grafen in das Offizierskrankenzimmer,

die Dame aber ging zu unsern Schwestern, um bei ihnen zu übernachten.

Alle waren unwillig und erstaunt, — wozu diese Schwester, wer braucht sie denn? Als am folgenden Morgen der Oberarzt in den Offiziersaal trat, bat ihn Graf Saraiski, die von ihm hergeführte Dame als überzählige Schwester ins Spital aufzunehmen.

„Sie ist eine gute Bekannte von mir, ich habe sie in Charbin abgeholt."

Der Oberarzt antwortete unbestimmt und ging in seine Wohnung zurück. Da kam gerade der Divisionsarzt zu ihm gefahren. Als er von der Bitte des Grafen hörte, geriet er fast außer sich vor Zorn.

„Das wird schon die siebte Schwester im Spitale sein! Das werde ich nie und nimmer gestatten," fuhr er hitzig auf.

Der Divisionsarzt ging, kochend vor Wut, zum Grafen ins Zimmer. Eine unserer Schwestern wandte sich boshaft an den Verwalter:

„Ich wette mit Ihnen, daß diese Schwester bei uns bleiben wird!"

„Wie kann das sein, was reden Sie da! Will man uns denn zum Narren halten?"

Der Divisionsarzt kehrte vom Grafen zurück. Er schwieg jetzt und antwortete auf die Fragen des Oberarztes ausweichend. Daheim angelangt schrieb er dem Divisionskommandeur einen Brief, in welchem er ihm den Wunsch der neuen Schwester, in unser Spital einzutreten, mitteilte und ihn fragte, ob man sie aufnehmen solle. Der Divisionskommandeur antwortete, daß er sich über seinen Brief wundere: den Vorschriften gemäß entscheide der Divisionsarzt in solchen Fragen eigenmächtig, und er müßte

ja am besten wissen, ob im Spitale Schwestern nötig wären, oder nicht. Der Divisionsarzt überließ dann die Entscheidung unserm Oberarzt. Dieser nahm die Schwester auf.

„Da ist mir wieder eine neue Last auf die Schultern gewälzt!" sagte der Oberarzt gereizt zu unseren Schwestern. „Wie werde ich Sie jetzt alle transportieren?"

Diese erzählten das der neuen Schwester. Als sie dem Oberarzt begegnete, sagte sie:

„Ich habe gehört, daß ich Ihnen bei den Umzügen sehr hinderlich sein werde?"

„Nun, was ist dann!" erwiderte Davidoff gutmütig. „Wir fahren ja doch gewöhnlich nicht weiter als fünf bis sechs Werst. Im schlimmsten Falle kann man Sie alle in zwei Partien überführen."

Die Räumlichkeiten der Schwestern waren sehr klein. Die neue Schwester engte sie mit ihren Kisten und Koffern außerordentlich ein, worüber sie auch ihre Bemerkungen machten. Aber die neue Schwester tat, als ob sie dies nicht bemerke, und war freundlich und liebenswürdig gegen sie. Sie erzählte den Schwestern, daß sie sich schrecklich vor den Kranken fürchte und kein Blut sehen könne.

„Ich werde besser Ihr Stubenmädchen spielen, die Fansa reinigen und in Ordnung halten," sagte sie lachend.

Die neue Schwester brachte ganze Tage beim Grafen im Offizierszimmer zu.

Unter dem Grafen aber hatte das ganze Lazarett zu leiden. Einst schmeckte ihm die Bouillon nicht, die man ihm brachte. Der Graf sagte, wenn man ihm noch einmal eine solche Bouillon vorsetze, so werde er dem Koch eins auf die Schnauze hauen. Der Verwalter lief stündlich zum Grafen hin, um ihn zu fragen, ob ihm nichts fehle. Eines

Tages sagte der Graf: „Es wäre nicht so übel, etwas Wein zu trinken!" Da schickte ihm der Verwalter sogleich eine Flasche ausgezeichneten Madeirawein, der den Kranken gespendet worden war. Der Graf aber litt nur an einem Geschwür im äußern Gehörgang, und Wein war ihm natürlich gar nicht verschrieben worden.

Der Graf lächelte vergnügt über die gute Pflege, die ihm zuteil wurde, und meinte:

„Es ist gut, daß ich nicht anspruchsvoll bin, sonst würden sie mir jeden Tag Champagner bringen!"

Nebenbei etwas über die Spenden. Wir hatten gewöhnlich nur wenig Kranke, aber aus der Niederlage der Spenden beim Roten Kreuz erhielt der Oberarzt beständig verschiedene gute Sachen, — warme Kleider, Weine, fertige Zigaretten usw. Man gab dort alles her, ohne Buch oder irgendeine Kontrolle darüber zu führen, sogar noch mehr, als man verlangte: „Geben Sie die Sachen nur irgendwem!" Und es wurden niederträchtige, abscheuliche Sachen gemacht: der geizige Oberarzt bewirtete freigebig die ihn besuchenden Bekannten mit Kognak und Madeira, die den Kranken gespendet worden waren, rauchte diesen zugedachte Zigaretten und gab den Leuten, welche kamen, um ihn zu seinem Namens- oder Geburtstage zu beglückwünschen, den Schnaps der Kranken zu trinken.

Bald stellte der Oberarzt der neuen Schwester eine kleine, abgelegene Fansa zur Verfügung, welche man für die Kranken eingerichtet hatte, und gab ihr einen besonderen Offiziersburschen. Nach dem Gesetze durften die Schwestern keine Burschen haben, und unsere Schwestern hatten natürlich auch keine: sie reinigten ihre Zimmer selbst, besorgten auch selbst ihre Wäsche usw. Davidoff gab der neuen

Schwester aus dem Krongute eine Lampe und Petroleum und empfahl ihr, das Holz nicht zu sparen, damit die Fansa schön warm wäre. Die anderen Schwestern jedoch sahen überhaupt nie Holz: man gab ihnen mit Dünger vermischten Kaoljan zum Heizen, welcher als Streu für die Pferde gedient hatte.

Die Schwestern wurden wegen all dem natürlich fürchterlich böse, zeigten uns, wie enge sie wohnten, und welch große Räume der neuangekommenen Schwester zur Verfügung ständen. Wir rieten ihnen:

„Sagen Sie doch dem Oberarzt, daß man einige von Ihnen in ihrer Wohnung unterbringe!"

„Ach Gott! Daß Sie das nicht begreifen! Sie muß ja unbedingt allein wohnen!" . . .

Der Graf war bald hergestellt und wurde aus dem Spitale entlassen. Und jeden Abend stand bis spät in die Nacht vor der einsamen Fansa, in welcher die neue Schwester wohnte, die Korps-»Amerikanka« (Kalesche), oder doste ein Ordonnanzsoldat, der zwei Pferde am Zügel hielt, das des Grafen und sein eigenes.

Die schöne Wera Nikolajewna, welche in Charbin den Typhus durchgemacht hatte, wollte nicht mehr in das Sultanoffsche Lazarett zurückkehren und blieb als Schwester in Charbin. An ihrer Stelle trat als etatmäßige Schwester die Bewohnerin der einsamen Fansa, »die gräfliche Schwester«, wie sie von den Soldaten genannt wurde, in das Sultanoffsche Spital ein. Als ordentliche Schwester erhielt sie eine Besoldung von ungefähr 80 Rubeln monatlich. Sie blieb in ihrer Fansa wohnen, nur hatte sie statt eines unserer Soldaten jetzt einen Soldaten aus dem Sultanoffschen Lazarett zu ihrer Bedienung.

Und da erinnerte ich mich, wie viele arbeitsame, erfahrene Feldscherinnen, die als Schwestern in den Krieg ziehen wollten, wegen Mangels an freien Plätzen zurückgewiesen wurden. Aber zur gleichen Zeit unterhielt man hier auf Kosten des Volkes die Novizkaja und die »gräfliche Schwester«, die den Anblick des Blutes nicht ertragen konnten, nicht mit den Kranken umzugehen wußten und dies auch gar nicht wollten.

Die Januarschlacht bei Sandepu hatte ausgetobt. Während einigen Tagen erzitterte die kalte Luft von ununterbrochenem Kanonendonner, und in der Abendröte konnte man im Westen die Flämmchen explodierender Schrapnells aufleuchten sehen. Es war so kalt, daß wir in den geheizten Fansen, obwohl wir uns mit allem möglichen eingewickelt hatten, vor Kälte nicht zu schlafen vermochten. Und während dieser grimmigen Kälte spielte sich dort die Schlacht ab.

Dann hörte die Kanonade auf; es wurde still, als ob alle Töne eingefroren wären. Es kamen Nachrichten über den stattgefundenen Kampf. Die Russen hatten Sandepu und die umliegenden Dörfer beinahe genommen, mußten sich aber mit einem Verluste von ungefähr 15000 Mann wieder zurückziehen. Mit dem Aufheben und Ueberführen der Verwundeten in die Spitäler war es diesmal noch schlimmer bestellt, als bei allen früheren Schlachten. Nur diejenigen konnten sich retten, die sich aus eigenen Kräften bis zu den Verbandplätzen hinschleppen konnten; alle übrigen erfroren. Es waren weder genug Wagen noch Tragbahren vorhanden. Die Verwundeten wurden in ungeheizten Güterwagen transportiert. In Mukden erzählte man mir, daß

sich in einem aus dem Süden angekommenen Sanitätszuge dreißig Leichen von Verwundeten vorfanden, die unterwegs erfroren waren. Der Lazarettinspektor der zweiten Armee, Solnzew, erschoß sich. Man erzählte, er habe sich in einem von ihm hinterlassenen Briefe beschuldigt, daß infolge seines Mangels an Direktive Tausende von Verwundeten erfroren seien.

Für den erfolglosen Ausgang der Schlacht machten die einen Kuropatkin, die andern den Kommandeur der zweiten Armee, Grippenberg, verantwortlich. Vor den Augen der ganzen Armee stritten sich die beiden. Man sprach von Briefen Kuropatkins, welche Grippenberg ohne Antwort gelassen hatte, von der Abreise Grippenbergs aus der Armee, ohne Wissen des Höchstkommandierenden. Man gab die Worte wieder, die Grippenberg auf dem Bahnhofe zu Charbin laut ausgesprochen hatte, daß Kuropatkin — ein Staatsverbrecher sei, den man vor Gericht stellen müßte. Mit Erstaunen und Entrüstung sahen alle, wie Grippenberg, um zu beweisen, daß er recht habe, den fremden Zeitungskorrespondenten Kriegsgeheimnisse in bezug auf die Zahl und die Verteilung unserer Truppen auf dem Kriegsschauplatze ausplauderte.

Und als Seitenstück dazu erzählte man von einer unlängst im Stabe der japanischen Armee zwischen Marschall Ojama und seinem Generalstabschef Kodama erfolgten Auseinandersetzung, die bis zu Tätlichkeiten führte. Kodama habe Ojama eine Maulschelle gegeben, weil dieser die von Kodama ausgearbeiteten Ideen und Pläne systematisch sich selbst zugeschrieben habe. Es loderte etwas Drohendes auf, es loderte auf, — und erlosch sogleich wieder. Ojama vergaß die empfangene Ohrfeige, Kodama die er-

littene persönliche Kränkung. Sie waren beide für die große Sache notwendig, und sie versöhnten sich, um gemeinschaftlich miteinander weiterzuarbeiten.

Ob es sich wirklich so verhielt, weiß ich nicht. Aber man sprach mit Bitterkeit, mit Neid, mit Entzücken davon, — wie man auch von der hohen Begeisterung der Japaner sprach, von der Begabung ihrer Führer, der Tüchtigkeit der Offiziere, der Bildung der Soldaten und von ihrer ganzen erstaunlich praktischen, scharfsinnigen und harmonischen Organisation.

Herzen schrieb einmal: Europa ist für uns notwendig als Ideal, als Vorwurf, als leuchtendes Beispiel; wenn es nicht so ist, dann muß man sich Europa so denken. Ein solches Verhältnis herrschte hier den Japanern gegenüber: wenn diese nicht so waren, wie man erzählte, *so mußten sie es doch sein*, mußten es sein als Ideal, als Vorwurf, als goldenes Beispiel.

Dies erschien als ein notwendiges geistiges Bedürfnis inmitten der überall so gewaltig herrschenden Unordnung, angesichts der Unfähigkeit der nirgends Vertrauen einflößenden Führer, der Unkultur der Offiziere und der stumpfen Apathie der Soldaten.

Und alles, was wir über die Japaner zu wissen bekamen, konnte in uns nur tiefe Scham vor uns selbst und Hochachtung vor ihnen hervorrufen. Bewunderungswürdig war bei ihnen die Sorge für die Soldaten: die Ausrüstung war solid, leicht und bequem, und jede Kleinigkeit war aufs sorgfältigste ausgedacht; in die Gefechtsstellungen wurde den Soldaten frische Wäsche gebracht, die schmutzige abgenommen und chinesischen Wäscherinnen zum Waschen übergeben. Vor der Schlacht wuschen sich die Japaner mit großer Sorg-

falt; infolgedessen wurden ihre Wunden nicht so leicht infiziert und heilten auffallend rasch und gut. Und alle Seiten des Soldatenlebens waren der Gegenstand eben solch sorgfältiger Aufmerksamkeit. Bei uns war der Soldat nur ein graues, menschliches Werkzeug. Er war schmutzig, trug monatelang nicht gewaschene Unterkleider und Hemden, wimmelte von Läusen, erstickte fast unter dem Gewicht der zwei Pud schweren Ausrüstung und hörte keine anderen Worte als: „schweigt!" und „ihr habt nichts zu bekritteln!" Es kamen wunderbare, kaum glaubliche Sachen vor: unsere Offiziere bezahlten bei den ökonomischen Offizierskonsumvereinen für ein Pfund Zucker 18 Kopeken; den Soldaten war verboten, dort etwas zu kaufen, und so bezahlten sie in den griechischen und armenischen Spezereihandlungen 40 Kopeken für den Zucker.

Je mehr du hast, um so mehr bekommst du, — das war bei uns leitender Grundsatz. Je höher ein russischer Vorgesetzter im Range stand, um so mehr war der Krieg für ihn ein Mittel zur Bereicherung: Besoldungen, Reiseentschädigungen, Zulagen, — alles war fabelhaft hoch. Für die Soldaten aber war der Krieg der vollkommene Ruin; ihre Familien hungerten, die Unterstützung von seiten der Regierung und Landstände war lächerlich bettelhaft und wurde, wie man den Leuten oft aus der Heimat schrieb, sehr unpünktlich ausbezahlt.

Unser Höchstkommandierender erhielt jährlich 144 000 Rubel, jeder der drei Armeekommandeure je 100 000 und einige Rubel. Ein Korpskommandeur erhielt 28 000 bis 30 000 Rubel. Der Leibgeburtshelfer Professor Ott wurde, wie die Zeitung »Nowosti« mitteilte, auf einige Monate nach dem fernen Osten geschickt, um die ärztlichen Einrichtungen

zu inspizieren, und bezog dafür 20 000 Rubel monatlich! Mit Verwunderung lasen wir in den ausländischen Zeitungen, daß bei den Japanern die Marschälle und Admiräle jährlich nicht mehr als 6000 Rubel erhalten, und der monatliche Gehalt der japanischen Offiziere sich auf ungefähr — 30 Rubel beläuft. Ein einziger russischer Korpskommandeur bekam also mehr als Togo, Nogi, Kuroki und Nodsu zusammengenommen. Dagegen bezahlte die japanische Regierung den Soldaten einen monatlichen Sold von 5 Rubeln, während unser Soldat bei „erhöhtem Solde" monatlich nicht mehr als $43^1/_2$ Kopeken erhielt!

Ende Januar erhielt ich aus Guntschulin ein Telegramm von einem befreundeten Unteroffizier, der bei Sandepu verwundet worden war und in einem der Guntschulinschen Spitäler lag. Ich fuhr hin, um ihn zu besuchen.

Im Bahnhof zu Mukden gehe ich an die Kasse und verlange ein Billett. Es zeigt sich, daß Billette nur gegen einen vom Stationskommandeur ausgestellten Schein zu erhalten sind. Ich ging zum Kommandeur.

„Jetzt ist es zu spät. Sie müssen vor halb zwölf Uhr kommen. Jetzt kann ich Ihnen keinen Schein geben."

„Aber erlauben Sie, der Zug geht erst in vierzig Minuten ab!"

„Ganz gleich! Sie hätten rechtzeitig kommen sollen!"

„Sagen Sie, bitte, woher soll ich denn wissen, was Sie unter „rechtzeitig" verstehen? Im amtlichen »Boten der Mandschurischen Armee« sind die Fahrzeiten veröffentlicht, aber Sie kündigen dort nicht an, daß man eine Stunde vor Abfahrt des Zuges kommen muß. Und ich habe mich bei

dieser Kälte schon zwölf Werst weit im Fuhrwerk durchrütteln lassen, da ich telegraphisch zu einem verwundeten Bekannten gerufen bin."

„Das geht mich nichts an!" versetzte der Kommandeur kalt.

„Dann sagen Sie mir bitte, an wen ich mich hier zu wenden habe, der über Ihnen steht?"

„Weiß nicht." Und der Kommandeur kehrte mir den Rücken.

Wir stritten uns noch fünf Minuten lang herum, — während dieser Zeit hätte man einige Dutzend Scheine ausfertigen können. Endlich erbarmte sich der Kommandeur und gab mir den Schein.

Ich erhielt ein Billett. Der Zug war mit Offizieren und Militär ganz besetzt. Nur mit Mühe konnte ich einen Platz finden.

Ich kam mit meinen Nachbarn ins Gespräch und drückte mein Erstaunen über die auf dem Bahnhofe herrschende Ordnung aus.

„Aber warum haben Sie denn ein Billett gelöst?" fragte mich ein benachbarter Offizier verwundert.

„Wie konnte ich anders?"

„Ja wissen Sie denn nicht, daß bei uns alles Gesetzmäßige in alle möglichen Schwierigkeiten eingezwängt wird, speziell zu dem Zwecke, damit die Leute ungesetzliche Handlungen begehen?"

„Aber wie kann ich ohne Billett reisen? Wenn der Kondukteur danach frägt. . . ."

„Wa—as? Schicken Sie ihn zum Teufel, weiter nichts! Und wenn er darauf beharrt, geben Sie ihm eins auf die „Schnauze"!"

Es bestätigte sich, daß die meisten im Wagen ohne Billette fuhren. Von dieser Zeit an fuhr auch ich stets ohne Billett und klärte selbst unerfahrene Neulinge auf. Ein Billett zu bekommen war schwierig und mühsam, man mußte durch eine ganze Reihe von Instanzen hindurch; in einem Lokale gab man die Scheine aus, in einem zweiten drückte man den Stempel darauf und in einem dritten erhielt man endlich das Billett; die Kommandeure waren grob und hochmütig. Ohne Billett zu fahren, war jedoch wunderbar leicht und einfach.

Von Mukden bis Guntschulin sind es ungefähr 200 Werst. Für diese 200 Werst brauchten wir dreimal 24 Stunden. Der Zug stand stundenlang auf jeder Ausweichestelle.

Im Wagen erzählte und disputierte man in einem fort. Es fuhren viele darin, die an der letzten Schlacht teilgenommen hatten. Erbost schimpfte man auf Kuropatkin und machte sich über die »Genialität« seiner ewigen Rückzüge lustig. Ein Offizier war im höchsten Grade erstaunt, daß ich nicht wisse, daß Kuropatkin schon längst den Verstand verloren habe.

„Nun gut, aber wen sollte man denn nach Ihrer Meinung an seine Stelle setzen?"

Und so oft ich auch während des ganzen Krieges diese Frage stellte, erhielt ich stets die gleiche Antwort:

„Wen? . . ." Der Offizier dachte nach und zuckte mit den Schultern. „Ja, es ist eigentlich niemand da: den man . . . Das ist wahr!"

Ein Oberstleutnant, der an der letzten Schlacht teilgenommen hatte, sprach in gereiztem Tone. Er erzählte, wie bei allen Attacken die Reserven systematisch nicht zur rechten Zeit eintrafen, er erzählte von dem ganz

unbegreiflichen Vertrauen der höchsten Offiziere in ihre Karten, deren Unzuverlässigkeit ihnen doch bekannt sein mußte: „Sandepu wurde zufolge Karte Nr. 6 beschossen, genommen, und sogleich eine jubelnde Depesche nach Petersburg gesandt, und plötzlich eine Ueberraschung: unmittelbar hinter dem zerstörten Teile des Dorfes erhebt sich ein anderer Teil, von dem niemand eine Ahnung hatte, mit jungfräulich-unversehrten Befestigungen, aus den Redouten mähten die Mitrailleusen unsere vordringenden Regimenter wie Gras nieder, — und wir mußten uns zurückziehen. Dafür ist jetzt dieser andere Teil des Dorfes auf Karte Nr. 8 sehr genau eingezeichnet . . ."

„Aber ich bitte Sie: bis zur Schlacht von Liaojang war doch diese ganze Gegend in unseren Händen, — warum haben wir denn da keine Zeit gefunden, genaue Karten aufzunehmen?"

„Und bei uns hat sich folgendes zugetragen," erzählte ein anderer Offizier. „Achtzehn unserer Jäger hatten das Dorf Beïtadsi besetzt, einen prächtigen Beobachtungspunkt, man könnte beinahe sagen, den Schlüssel zu Sandepu. Nicht weit davon steht ein Regiment; der Führer der Jägerabteilung schickt zum Regimentskommandeur und bittet, ihm zwei Kompanien zu schicken. ‚Ich kann nicht. Das Regiment steht in Reserve, und ohne Erlaubnis meines Vorgesetzten habe ich kein Recht dazu.' Da kamen die Japaner, jagten die Jäger hinaus und besetzten das Dorf. Um es zurückzuerobern, mußten drei Bataillone geopfert werden . . ."

„Ja, und wenn wir eine Million Soldaten hier hätten, wir würden doch nicht siegen," seufzte der Oberstleutnant.

Nach vielem Umherirren in Guntschulin fand ich endlich

meinen Freund mit amputierter Hand; er wurde gerade mit den übrigen nach Charbin evakuiert. Wir unterhielten uns anderthalb Stunden bis zur Abfahrt des Sanitätszuges.

Als er fort war, erkundigte ich mich nach dem Abgang des nächsten Zuges nach Mukden.

„Um vier Uhr nachmittags. Uebrigens ist er gestern nicht gefahren."

„Fährt er vielleicht auch heute nicht?"

„Vielleicht."

Jemand teilte mir mit, daß auf dem fünften Geleise ein Militärzug stehe, der gleich nach Süden abgehe. Ich erhielt die Erlaubnis mitzufahren.

Gegen Abend hielt der Zug an einer Steigung, — die Lokomotive war nicht stark genug, die Wagen hinaufzuschleppen. Wir kehrten zur nächsten Ausweichstelle zurück, kuppelten einen Teil der Wagen ab und fuhren weiter. In der Nacht rissen sich bei einer anderen Steigung die vier hintersten Wagen los und rasten zurück. Wir machten uns daran, die Flüchtigen einzuholen. Der Zugführer erzählte uns: auf der Fahrt gibt es beständige Aufenthalte; man will dann die verlorne Zeit einholen und fährt wie toll; statt 30 Wagen werden 40 angekoppelt. Infolgedessen kommt es stets zu neuen unerwarteten Hindernissen und Schwierigkeiten. Die Wagen sind alt und schlecht; an demjenigen, der sich losgerissen hatte, war mit dem Haken auch das Holz abgerissen worden, an dem dieser befestigt war.

Des Morgens stiegen wir in einen anderen Zug um, der unsere Staffelabteilung eingeholt hatte. Der altersschwache, verlotterte Wagen dritter Klasse krachte und schwankte bedenklich; zuweilen entstand unter dem schmutzbedeckten Boden ein betäubendes Rasseln, und der Wagen

fing an zu galoppieren. Im Abort standen schmutzige Pfützen; der Wasserhahn funktionierte nicht.

In der Nacht, als alle schliefen, weckte uns plötzlich der Schaffner und ersuchte uns alle, auszusteigen, da der Wagen nicht weiterfahre.

„Warum denn?"

„Er ist abgenutzt."

„Ist etwas zerbrochen? Muß man ihn reparieren?"

„Nein, er ist ganz abgenutzt. Er wird fortgeschmissen."

Wir kletterten lachend aus dem Wagen. „Ganz abgenutzt!" In der Nacht, auf halbem Wege, — es war nichts daran kaput gegangen, sondern der Wagen war einfach ganz abgenutzt! Er war einfach abgenutzt, faul, durchlöchert! . . . Nun wurden uns auch die Ursachen der häufigen Unglücksfälle verständlich.

Bis sechs Uhr morgens mußten wir auf der Station warten; der Zug manövrierte, für uns wurde ein heizbarer Wagen angekuppelt. Wir stiegen ein, — eine fürchterliche Kälte, in einem der Fenster keine Scheibe, der gußeiserne Ofen kalt. Einige der Offiziere waren von ihren Burschen begleitet. Diese hatten den klugen Einfall, die Fensteröffnung mit irgend etwas zu verstopfen, und liefen nun zum Heizer.

„He, den Ofen heizen!"

Der Heizer brachte Holz herbei, versuchte es anzuzünden, und versuchte und versuchte es . . . Aber das Holz war naß und wollte nicht brennen. Die Offiziere fingen zu schimpfen an.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es war fürchterlich kalt; die Zehen fingen an zu erstarren und jede Empfindung zu verlieren. Die Burschen machten sich mit dem Ofen zu

schaffen und verbrannten eine Schachtel Zündhölzchen nach der andern. Das Holz zischte und schwelte, wollte aber nicht brennen.

Alle waren böse und schimpften. Es war unmöglich, auf den Stationen, mit Ausnahme der größeren, etwas zu essen zu bekommen; nicht einmal Brot konnte man kaufen. Die Offiziere, welche aus Abkommandierungen zurückkehrten, erzählten von dem überall herrschenden Mangel an Lebensmitteln und Unterkunftsgelegenheiten.

„Bitte, sagen Sie, wo sind wir eigentlich? Im Rücken einer 500 000 Mann starken Armee oder auf der Insel Robinson Krusoes? . . . Na, und das russische Reich! . . ."

Im Wagen aber wurde es immer kälter. Man bekam Kopfschmerzen, die Kälte drang bis in das Mark der Knochen. Glänzend weißer, flaumiger Reif bedeckte die Wände. Jetzt schimpfte schon niemand mehr; alle saßen düster und schweigend auf den hölzernen Bänken und hüllten sich in ihre Pelze.

Bei einem Halt sprangen zwei Offiziersburschen aus dem Wagen, trieben sich fünf Minuten lang irgendwo herum und kehrten mit schelmisch lächelnden Mienen zurück. Sie schlossen sorgfältig die Türe hinter sich zu. Einer knöpfte seinen Pelz auf und zog aus der Brust ein Beil hervor, das er irgendwo stibitzt hatte.

„Nun, Euer Wohlgeboren, wollen Sie ein wenig wegrücken!"

Der Bursche steckte sein Beil zwischen die Bretter der Bank und brach eines heraus.

„Dies Holz wird wohl trocken sein!" meinte er, legte das Brett auf den Boden und fing an, es zu zerspalten.

Im Ofen loderte es auf, und im Wagen verbreitete sich

eine angenehme Wärme. Unter allgemeinem Gelächter flog ein zweites Brett in den Ofen, dann ein drittes. . . . Die Bänke verschwanden, der Ofen aber begann zu glühen.

„Sind doch Schelme, diese Kerle!" sagten die Offiziere entzückt.

Anfangs Februar gingen Gerüchte, daß am 12. die allgemeine Schlacht beginnen würde. Man bereitete sich in ernster, verschlossener Stimmung darauf vor. Wie wird es gehen? . . . Es verlautete, Kuropatkin habe zu einer ihm nahestehenden Person gesagt, daß seiner Meinung nach der Feldzug schon jetzt hoffnungslos verloren sei. Und dies erschien vollkommen klar. Aber die Offiziere sagten mit undurchdringlicher Miene, daß unsere Schlachtstellung geradezu unbezwingbar und eine Umgehung durchaus unmöglich sei, und es war schwer zu beurteilen, ob sie wirklich davon überzeugt waren, oder ob sie sich nur Mühe gaben, sich selbst zu täuschen.

In unserer Rückenstellung herumschleichende tollkühne Japaner hatten hinter Guntschulin die Eisenbahnbrücke in die Luft gesprengt. Man erzählte, daß bei Telin eine Menge vorzüglich bewaffneter Chunguſen erschienen, und daß sie wegen der Entweihung ihrer Gräber und der Zerstörung der Pagoden von glühendstem Hasse gegen die Russen beseelt seien. Die Gerüchte von einer bevorstehenden Schlacht verstärkten sich. Es bereitete sich etwas ungeheuer Gewaltiges vor, und man fühlte, daß sich etwas ereignen mußte, wie es in der ganzen Welt noch nie dagewesen war.

Im »Boten der Mandschurischen Armee« erschien ein grausam-frohlockender Leitartikel. Es hieß darin, daß wir

mehr Truppen hätten als die Japaner, daß wir unzweifelhaft siegen würden, daß die Japaner selbst das sehr wohl wüßten, und daß die ersehnte Stunde der Vergeltung gekommen sei.

Siebtes Kapitel.

Die Schlacht bei Mukden.

Die Putiloffschen Schanzen. — Tagelanges Kämpfen. — Feige Offiziere. — Die Japaner umgehen unsere Flanke. — Ein verwundeter Japaner. — Wir marschieren rückwärts. — Szenen im Lazarett. — Allerlei Gerüchte. — Immer weiter zurück! — Wir verbrennen unsere Magazine. — Der Rückzug wird zur Flucht. — Die Japaner sind uns auf den Fersen. — Der Schnaps aus den Magazinen wird verteilt. Die Soldaten betrinken sich. — Japanische Kavallerie faßt uns im Rücken. — Panik, Flucht und Verwirrung.

Schon am frühen Morgen donnerten die Geschütze wie rasend auf der ganzen Front. Es war ein warmer Frühlingstag; von Süden wehte ein kräftiger, warmer Wind. Die dünne Schneedecke schmolz unter den Strahlen der Sonne, die Tauben flogen unter dem Gesimse der Fansen lebhaft ein und aus und fingen an, ihre Nester zu bauen; fröhlich zwitscherten die Elstern und Sperlinge. Die Kanonen donnerten, und die Geschosse heulten durch die Luft. Alle hatten nur den einen ernsten, beklemmenden und feierlichen Gedanken: „Es hat begonnen."

Mit dem Untergange der Sonne verstummte die Kanonade. Die ganze Nacht hindurch rückten Infanterieabteilungen, Batterien und Parkkolonnen auf den Heerstraßen von Westen nach Osten. In der Dunkelheit, bei

dem trüben Schein der Sterne hörte man schon von weitem das Poltern und Knarren der Räder auf dem harten, gefrorenen Boden. Um zwei Uhr nachts erhob sich die Sichel des Mondes, — gelb, in trübem Dunste, als wäre sie befleckt. Immer noch zogen neue Truppenabteilungen dahin, und in der Luft ertönte ununterbrochen das eintönig-rollende Rasseln der Räder.

Langsam und unheildrohend zog sich Tag um Tag dahin. Es erhob sich ein Schneegestöber; trockene, körnige Flocken wirbelten durch die Luft. Es wurde stiller und frostig. Der Schneefall ließ nach. Die Sonne kam heraus, und es wurde wieder warm. Auf dem Schlachtfelde rollte immer noch der Kanonendonner, und rasend knatterte das Schützenfeuer, — kurz, hart und abgerissen, wie die Schläge eines Holzhackers. Zur Nachtzeit blitzten in der Ferne die Flämmchen explodierender Geschosse auf; am dunkeln Himmel zuckte schwach der Feuerschein des Geschützfeuers, und behutsam glitten die Strahlen der Scheinwerfer hin und her.

Unsere Lazarette befanden sich hinter der Putilowschen Schanze. Auf dem Berge ging etwas Entsetzliches vor. Vom Morgen bis zum Abend überschütteten ihn die Japaner mit Geschossen aus elfzölligen Haubitzen. Die stählernen Ungetümer kamen sausend aus unsichtbarer Ferne hergezischt und schlugen in die Erdwälle, Verhaue und Wolfsgruben ein; in gelblich-grauen und schwärzlichen Klumpen wurde die Erde in die Höhe geschleudert, die Massen zerteilten und verzweigten sich wie Sträucher von ungeheurer Größe; sie rissen sich von dem Berge los und schmolzen, indem sie schmutzige Flecken am Himmel bildeten, aber von unten stiegen immer wieder und wieder

neue Rauchsäulen empor. So war es bei Tage. Während der Nacht aber erfolgten ununterbrochene Sturmangriffe auf den Berg. Seine Abhänge waren ganz mit japanischen Leichen bedeckt. Es gingen Gerüchte, daß die Japaner sich entschlossen hätten, den Berg, koste es, was es wolle, einzunehmen, und es schien auch so, — eine solche Masse neuer und immer neuer Regimenter ging jede Nacht zum Sturme vor. Erst viel später erfuhren wir, um was es sich hier handelte. Die ungestümen Angriffe der Japaner auf unsere linke Flanke und auf das Zentrum brachten Kuropatkin auf den Gedanken, daß sie wirklich hier den entscheidenden Schlag vorbereiteten, und hierher warf denn Kuropatkin auch seine Hauptmacht. Inzwischen verschoben die Japaner allmählich ihre Truppen nach der entgegengesetzten Flanke, wo die Umgehungsarmee Nogis uns in den Rücken fiel. Die Putiloffschen Verschanzungen lagen im Zentrum. Jede Nacht bestürmten die vorbeiziehenden japanischen Regimenter die Anhöhe, und am folgenden Morgen zogen sie weiter nach Westen; von Osten her kamen immer wieder neue Regimenter, und so erhielt man den Eindruck, als ob die ganze japanische Armee auf unser Zentrum geworfen würde.

Die Luft schwirrte von Gerüchten. Einige besagten, daß die Station Schaho sich in unsern Händen befinde, daß wir den Japanern siebzehn Geschütze weggenommen hätten und daß auf unserer linken Flanke Linewitsch die Japaner zurückgeworfen habe und sie nun nach Liaojang jage. Andere berichteten, daß die Japaner schon auf beiden Flügeln vorwärts gerückt seien.

Im Sultanoffschen Lazarett befand sich schon seit andert-

halb Monaten eine neue, überzählige Schwester, Barbara Theodorowna Kamenewa. Ihr Mann, ein Reserveartillerieoffizier, diente in unserm Korps. Sie hatte zu Hause ein Kind zurückgelassen und war hierhergekommen, um in der Nähe ihres Mannes zu sein. Ihre ganze Seele schien nur aus straff gespannten, vor geheimem Kummer, vor Erwartung und Furcht zitternden Saiten zu bestehen. Ihre Verwandten hatten einflußreiche Verbindungen, und man schlug ihr vor, ihren Mann nach den rückwärts liegenden Truppen zu versetzen. Vor Verzweiflung die Hände ringend, antwortete sie:

„Wenn er dahin geht, so werde ich ihn nicht mehr achten!"

Und jetzt, da wir alle, längst an die Kanonade gewohnt, miteinander plauderten und scherzten, beinahe ohne auf den Geschützdonner zu hören, saß Schwester Kamenewa bleich und zerstreut lächelnd da, horchte zu und schauderte bei jedem Schusse leicht zusammen.

Die Offiziersabteilungen unserer Lazarette waren ganz mit Offizieren vollgestopft. Einer litt an Heiserkeit, ein anderer an Seitenstechen, ein dritter beklagte sich über „Schmerzen im Kopf, am Rücken und in der Steißbeingegend". Bis spät in die Nacht hinein spielten sie Preference und Wint und standen gegen elf Uhr auf. Hier lag auch ein Ordonnanzoffizier unseres Divisionsstabes, der Leutnant Schestoff. Als einmal vor dem Beginn der Schlacht sein Pferd strauchelte, verstauchte er sich den Daumen. Und jetzt lag er schon den sechsten Tag bei uns.

Die Kanonade wurde von Tag zu Tag heftiger. Schüchtern und vorsichtig, als traute sie sich selbst nicht, begann sich im Heere die aufregende Nachricht zu verbreiten: Die Japaner umgehen unsere rechte Flanke!

„Unsinn!“ lachten die Offiziere.

Aber das Gerücht verbreitete sich immer mehr und wurde immer stärker. Die Aufregung wuchs.

Eines Tages, ungefähr um fünf Uhr abends, krachten die japanischen Geschütze direkt hinter Mukden.

Die Umgehung war unmöglich! Gleich bei Beginn der Schlacht war ein Offizier zum Furagieren nach der äußersten rechten Flanke geschickt worden. Bei seiner Rückkehr meldete er, daß er dichte japanische Kolonnen nach Norden habe marschieren sehen. Der Korpskommandeur schrieb auf den Rapport: ‚Dummkopf!‘ und der Divisionskommandeur sagte: ‚Man sollte diesen Herrn da wegen Verbreitung erlogener Gerüchte vor Gericht stellen!‘ Dies erzählte mir ein Arzt, der die Worte des Generals selbst gehört hatte. Der Arzt hatte gefragt:

„Exzellenz, ist denn eine Umgehung so ganz unmöglich?“

Der General sah ihn mit erstaunt aufgerissenen Augen an.

„Umgehung? ... Ach ja, Sie sind ja kein Soldat! ...“ Und wandte sich an einen Stabsoffizier: „Oberst, bitte, erklären Sie doch dem Doktor die ganze Absurdität seiner Vermutung!“

Die Geschütze donnerten hinter Mukden und donnerten wie rasend auf der ganzen Front. Nie zuvor hatte ich eine solche Kanonade gehört: in der Minute krachten vierzig bis fünfzig Schüsse. Die Luft bebte, heulte und pfiff. Der Koch der Landschaftlichen Sanitätsabteilung, Therapont Bubentschikoff, hörte vernichtet dem Geheul der die Luft durchsausenden Geschosse zu, legte sich auf den Boden und rief ein Mal übers andere:

„Leb wohl, Moskau! Du wirst Therapont Bubentschikoff nicht mehr wiedersehen!"

Es verlautete, daß von Westen her 25 000 Japaner auf Mukden losgingen, daß der Kampf schon bei den kaiserlichen Gräbern in der Nähe der Stadt wütete, und daß weitere 25 000 Mann auf weitem Umwege direkt nach Guntschulin marschierten.

Die Landschaftliche Abteilung erhielt vom Kommandeur des Sanitätswesens ein Telegramm: auf Befehl des Höchstkommandierenden haben alle den Landschaften und dem Roten Kreuz angehörigen Lazarette, die über keine eigenen Transportmittel verfügen, unverzüglich einzupacken, nach Mukden zu gehen und von dort mit der Eisenbahn nach Norden weiterzufahren. — Aber die Krankensäle des Landschaftlichen Detachements, wie auch die unserer Lazarette lagen voll Verwundeter. Die Landschafter lasen das Telegramm, machten sich darüber lustig und — blieben.

In den Krankensaal wurde ein kleiner Mann in fremder, seltsamer Uniform hereingeführt. Die Verwundeten wurden lebendig, und aller Augen richteten sich auf den Eintretenden.

„Ein Japaner! . . . Ein Japaner!" . . .

Der kleine Mann bewegte sich langsam vorwärts, indem er sich auf die Schulter eines Sanitätssoldaten stützte und den linken Fuß nachschleppte; aufmerksam schaute er mit seinen unter krauser Stirne hervorleuchtenden schwarzen Augen umher. Als er meine Offiziersepauletten sah, nahm er Stellung an und legte die Hand an den Mützenrand, — die Handfläche nach vorne gekehrt, wie bei uns Soldat spielende Knaben zu grüßen pflegen. Das bleiche Gesicht

war dick mit Staub bedeckt, die Lippen waren aufgesprungen und mit geronnenem Blute zusammengeklebt, die Augen aber bewegten sich flink und lebhaft.

Der Japaner hatte eine Kugel in die Kreuzbeingegend erhalten. Ich winkte ihm zu, sich auszukleiden. Schweigend beobachteten ihn die Soldaten mit scharfen, neugierigen und feindseligen Blicken. Ich fragte ihn, welcher Armee er angehöre, — Oku? Ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Züge und er nickte zuvorkommend mit dem Kopfe:

„Oku! Oku!"

„Oku? . . ." Zweifelnd sah ich den Japaner an. „Nicht Nodsu? Hodja (Freund), — Nodsu?"

Seine lebhaften, schelmischen Augen lachten, und er nickte wieder mit dem Kopfe:

„Nodsu, Nodsu!"

Er begann sich zu entkleiden, zog seinen weiten Kamelmantel mit Ziegenfellkragen aus, unter dem er einen ärmellosen Halbpelz anhatte. Die Soldaten fingen zu lachen an. Der Japaner sah sie an und lachte gleichfalls. Auf den Halbpelz folgte eine schwarze Uniform, deren Achselklappen abgerissen waren (damit man nicht erkennen sollte, welchem Regiment er angehöre), auf die Uniform eine Weste, auf die Weste — noch eine Weste. Das Lachen wurde lauter und ging in helles Gelächter über. Die Soldaten lachten aus vollem Halse, und der Japaner lachte mit. Und weil er so fröhlich und aus ganzem Herzen mitlachte, verlor sich im Gelächter der Soldaten der feindselige Charakter und ein herzliches, freundschaftliches und alle miteinander vereinigendes Lachen ertönte in der ganzen Fansa.

Der Japaner entledigte sich noch seines Wamses und Kalikohemdes. Die Schußwunde am Kreuz war schon ver-

klebt. Fragend nickte er mir mit dem Kopfe zu, rieb sich die Hände und fing dann an, seinen runden, kurzgeschorenen Kopf mit den krausen, schwarzen Haaren zu reiben.

„Er bittet, sich waschen zu dürfen!" erriet der Feldscher.

Ich befahl, ein Becken warmen Wassers und Seife zu holen. Die Augen des Japaners glänzten freudig auf. Er fing an, sich zu waschen. Mein Gott, wie er sich wusch! Mit Glückseligkeit, mit Begeisterung. . . . Er wusch sich Kopf, Hals und Leib, zog dann seine Beinkleider aus und fing an, auch die Beine zu waschen. Die Tropfen funkelten auf seinem kräftigen, bronzefarbenen Leibe; und auch dieser Leib glänzte und erschien wie verjüngt nach dieser gründlichen Reinigung. Alle Umstehenden standen gefesselt ob solch einer Waschung. Ein Krankenwärter ging und holte noch mehr Wasser.

Der Japaner warf ihm einen dankbaren Blick zu und lachte fröhlich. Der Wärter schaute sich im Kreise um und lachte ebenfalls. Der Japaner begann von neuem, sich Brust, Hals und den borstigen Kopf einzuseifen. Der Seifenschaum floß in Strömen, das Wasser spritzte umher, und der Japaner pustete und schüttelte sich.

In einem Winkel lag auf der Pritsche ein an der Hüfte verwundeter Soldat, den ich eben erst verbunden hatte. Er schaute und schaute auf den Japaner; er sah, wie warm sein nasser, reiner und kräftiger Leib glänzte. Auf einmal atmete er tief auf, kratzt sich in den Haaren und erhob sich entschlossen.

„Na also! Jetzt werde ich mich auch waschen!"

Vom Schlachtfelde her brachte man der Schwester

Kamenewa die Nachricht, daß ihr Mann, der Artillerieoffizier, tödlich verwundet worden sei. Er hatte sich zu Beobachtungen auf eine Anhöhe begeben, sein Zwicker glitzerte in der Sonne, und eine wohlgezielte Kugel hatte ihm den Kopf durchschlagen. Schwester Kamenewa besaß einen eigenen Charaban und ein Pferd. Eilig fuhr sie auf das Schlachtfeld hinaus.

Wie vordem donnerten hinter Mukden die Geschütze; aber es gingen gute Nachrichten ein. Man erzählte, daß Kuropatkin selbst an der Spitze des 17. Armeekorps die Umgehungstruppen angegriffen, sie umzingelt und geschlagen, und daß 3000 Japaner die Gewehre weggeworfen und sich ergeben hätten. Unser Proviantverwalter, der nach Mukden gefahren war, hatte dort auf dem Bahnhofe eine Menge Gefangener gesehen.

Gegen Abend langte in unserem Dorfe ein sehr großer Transport von Verwundeten an.

Die Verwundeten kamen von den Putilofffschen Schanzen und deren Umgebung. Westlich der Anhöhe lagen zwei stark überdeckte Schanzgräben, in denen zwei Kompanien saßen; über ihren Köpfen dicke, dreiviertel Meter hoch mit Erde bedeckte Balken, vorne enge, mit Sandsäcken verstopfte Schießscharten. In der letzten Nacht war von diesen Schanzgräben aus eine Masse Japaner niedergemäht worden, welche den Hügel zu erstürmen versucht hatten. Und heute nun, am Tage, hatten die Japaner ihre Belagerungsgeschütze gegen die Schanzen gerichtet. Ein Geschoß nach dem andern schlug mitten in die Schanzgräben hinein, und die mächtigen Balken der Deckung flogen in Splitter. Nach einer halben Stunde befand sich an Stelle der furchtbaren

Schanzen ein Brei aus Erde, Holztrümmern und blutüberströmten, verstümmelten Menschen.

Die Verwundeten wurden in die Krankensäle gebracht und auf die mit Stroh bedeckten Khane gebettet. Sie lagen und saßen da, — verbrannt, mit durchschossenen Köpfen und zermalmten Gliedmaßen. Viele waren betäubt, gaben auf Fragen keine Antwort und saßen bewegungslos, die Augen weit aufgerissen, da.

„Warum sprechen sie denn nicht?" fragte die Schwester erstaunt.

„Wahrscheinlich ist bei ihnen das Trommelfell zerrissen und sie sind taub geworden . . . Vielleicht auch Gehirnerschütterung. . . ."

„Sehen Sie, da fängt einer zu sprechen an!"

Ein bärtiger Soldat mit bläulichem, angeschwollenem Gesicht stützte sich mit dem Ellbogen seines gesunden Arms auf das Kopfkissen und erzählte, ungewöhnlich laut, wie Taube zu sprechen pflegen, seinem Nachbarn:

„Ich sage ihm: ‚Guck' nicht hinaus, wenn du da nichts zu schaffen hast,' er aber guckt doch . . . Da hat's meinem Kameraden den Kopf zerschmettert, das Tatärchen ganz in Stücke zerrissen, aber mich nur hier ein wenig getroffen . . ."

„Euer Wohlgeboren! Ist es wahr, haben die Japaner uns wieder umgangen?" fragte mich heimlich ein anderer Verwundeter.

„Man sagt so."

Der Soldat schwieg einen Augenblick und fragte dann unsicher, in halbflüsterndem Tone:

„Was ist das, Euer Wohlgeboren? Haben wir denn gar nie einen Erfolg?"

Man brachte einen ostsibirischen Schützen mit einem in tausend Fetzen zerrissenen Beine zur Amputation ins Operationszimmer. Das wachsgelbe Gesicht zeigte überall schwarze Brandflecken, in dem versengten Barte hatten sich die Spitzen der Haare ineinander verkrümmt. Als er chloroformiert wurde, fing der Schütze, sich vergessend, zu weinen und schimpfen an. Und wie aus dunkler, unzugänglicher Tiefe stiegen Worte empor, welche die geheimsten Gedanken der unglücklichen Soldaten wiedergaben:

„Rußland ist besudelt! . . . Weshalb wird das Volk wegen nichts zugrunde gerichtet! Es schlägt sich, und wird verstümmelt, aber es nützt zu nichts! . . ."

Und wieder wurden Schmähungen laut, und dumpf erscholl wie Weinen klingender Gesang.

In den Krankensälen legte man die Verwundeten nieder, reichte ihnen das Abendbrot und gab ihnen Tee zu trinken. Drei Tage und drei Nächte lang hatten sie nicht geschlafen, beinahe nichts gegessen und getrunken, — nie und nirgends war Wasser aufzutreiben gewesen. Und jetzt umgab sie weiche Ruhe, Stille und das Bewußtsein, sich außer Gefahr zu befinden. In der Fansa war es warm und gemütlich beim hellen Lampenschein. Man trank Tee und führte muntere Gespräche. Ausgekleidet, in sauberen Hemden legten sich die Soldaten schlafen und hüllten sich mit Wohlbehagen in ihre warmen Decken.

Plötzlich, um neun Uhr abends, ein Telegramm vom Korpsarzt: auf Befehl des Korpskommandeurs sind alle Verwundeten unverzüglich aus den Lazaretten zu evakuieren, die der Krone gehörenden überflüssigen Sachen einzupacken und nach Norden ins Dorf Hunhepu zu transportieren.

Es entstand ein tumultuarischer Aufbruch. Eiligst

wurden die Fuhrwerke bespannt. Die eben erst eingeschlummerten Verwundeten wurden aufgerüttelt, man nahm ihnen die Lazarettheмden ab, kleidete sie wieder in ihre alten Lumpen und zog ihnen Halbpelze darüber an. Zu Tode erschöpft saßen die Verwundeten auf ihren Betten, schwankten hin und her und schliefen sitzend ein. Nur eine Nacht, eine einzige Nacht der Ruhe — wie hätte die ihre Kräfte gehoben, und wieviel mehr als alle Arzneimittel und selbst Verbände wäre die wert gewesen!

Es fuhren zwölf Fuhrwerke vor. Die Pferde schnaubten und wieherten, die Laternen flackerten. Die Offiziere spielten Preference in ihrem Zimmer; Leutnant Schestoff, die Hand im schwarzen Verbande, lag im Bette und las bei Kerzenlicht die Uebersetzung eines Romans von Ohnet. Der Oberarzt sagte den Offizieren, sie sollten sich nicht stören lassen und ruhig schlafen, er werde morgen früh noch Zeit genug haben, sie abzufertigen.

Im Hofe trug man beim Scheine der Laternen die verwundeten Soldaten auf die Fuhrwerke. Es war ziemlich kalt, die Sterne funkelten, im Süden donnerten die Geschütze, und Feuergarben loderten geräuschlos empor. Am Himmel kroch der breite Strahlenkegel eines Scheinwerfers hin. Zur Rechten leuchtete ferne ein schwankender, weit ausgedehnter roter Schein.

Die Verwundeten mußten fünf Werst weit, nach der Fuschunschen Zweigbahn, gebracht werden. Aber viele waren am Bauch verwundet, am Kopf, und vielen waren die Glieder zerschmettert. . . . Wegen diesen Verwundeten kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen uns und dem Oberarzt; es gelang uns jedoch nicht, sie auch nur bis zum folgenden Morgen zurückzubehalten.

Aufgeregt kam Feldscher Pastuchoff zu mir.

„Euer Wohlgeboren, unter die Verwundeten hat man schon die Billette verteilt, aber ich hatte nicht Zeit genug, die Diagnosen in das Buch einzutragen. Erlauben Sie, daß die Billette wieder abgenommen werden!"

„Auch noch! Die Leute sind schon auf die Fuhrwerke geladen, — sollen sie denn noch eine halbe Stunde bei dieser Kälte warten, bis Sie die Diagnosen eingeschrieben haben? Das ist nicht nötig."

„Der Oberarzt hat es befohlen."

„Vorwärts!" schrie ich wütend den Fahrern zu.

Der Transport setzte sich in Bewegung. Die Verwundeten waren in alles eingemummt, was sich nur in unsern Händen befunden hatte, aber dennoch litten sie unterwegs sehr durch die Kälte. Die einen baten, rascher zu fahren, — es war so kalt; die andern baten, langsamer zu fahren, — es stieß und polterte so.

Endlich kamen wir nach Gudjadsi an der Fuschunschen Zweiglinie. Hier hatten sich schon zahlreiche Transporte aus den umliegenden Lazaretten angesammelt. Alles staute sich. Es wurde fieberhaft gearbeitet, aber es dauerte lange, bis alle Kranken auf die Lazarette verteilt waren. Die aufgenommenen Verwundeten verfielen sogleich in einen todesähnlichen Schlaf. Sie wurden wieder aufgeweckt, um in die Spitalhemden gekleidet zu werden. . . .

Von unsern Kollegen erfuhren wir, daß den Gerüchten zufolge die Japaner uns auf der rechten Flanke heftig bedrängen, ein Dorf nach dem andern nehmen und darauf hinstreben, sich mit der Umgehungsarmee zu vereinigen. Auch auf der linken Flanke mußten sich die Unserigen sechs Werst weit zurückziehen.

Ich fuhr zurück. Es war schon tief in der Nacht, aber in der Ferne rollte überall rasender Kanonendonner und wie Wetterleuchten erstrahlte der Feuerschein explodierender Geschosse. Die Sterne schimmerten, von trüben Ringen umgeben, matt und bewegungslos herab.

Gegen zwei Uhr nachts kamen zwei höchst aufgeregte Kosaken mit geschultertem Gewehr in unsere Fansa.

Sie suchten einen japanischen Spion, der als russischer Militärarzt verkleidet war. Bei Baïtapu hatte dieser Infanteristen gefragt, wohin die 25. Division gezogen sei, und die hatten es ihm gesagt. Darauf war ihnen aber aufgefallen: der Mann hatte schiefe Augen, und seine russische Aussprache war schlecht. Sie setzten Kosaken davon in Kenntnis. Diese machten sich sogleich zur Verfolgung auf. Der verdächtige Arzt hatte in Jusantun Artilleristen und nachher Trainsoldaten ausgefragt. Diese schöpften Verdacht und wollten den Arzt festnehmen, er aber riß sein Pferd herum und sprengte davon, und die Soldaten hatten keine Gewehre. Weiterhin verloren sich die Spuren des Japaners. Irgend jemand sah einen Militärarzt auf unser Dorf zureiten. . . .

„Sie waren es also nicht?"

Die Kosaken verließen die Fansa und galoppierten weiter.

„Ja, die Japaner schlafen nicht, sie arbeiten," seufzte Seljukoff.

Des Morgens kommen wir mit den Landschaftsärzten zusammen.

„Sind Sie nicht weggefahren?" fragten wir verwundert.

„Warum nicht gar?"

„Sie haben doch den Befehl erhalten, fortzugehen?"

„Jawohl! Als ob wir ihren Befehlen nachkommen würden! Wir sind hierhergefahren, um zu arbeiten, und nicht, um uns auf den Eisenbahnen herumzutreiben."

Es zeigte sich, daß sie den gestrigen Befehl, die Verwundeten zu evakuieren, ebenfalls nicht ausgeführt und die ganze Nacht mit Operieren zugebracht hatten. Bei einem am Kopfe verwundeten Soldaten hatte sich ein Splitter des Schläfenbeins nach innen gedreht und war mit seinem scharfen Rande in das Gehirn gedrungen. Der Mann tobte, schlug wie rasend um sich und zertrümmerte die Bahre, auf welcher er lag. Man öffnete ihm den Schädel, entfernte den Splitter, — und auf einmal wurde der Kranke ruhig und war wahrscheinlich gerettet. Wenn er zu uns geraten wäre, würde man ihn mit dem ins Hirn einschneidenden Splitter auf einem rüttelnden Fuhrwerk nach der Fuschunschen Zweiglinie gebracht haben, und der Splitter würde sich noch tiefer in das Gehirn eingebohrt haben . . .

„Wir kennen die Trepoffs gar wohl," lachten die Landschäftler. „Sie sind Militärs, für die es nichts Wichtigeres gibt, als nach Petersburg zu telegraphieren: ‚Alle Verwundeten sind forttransportiert'. Und wenn die Hälfte von ihnen dabei umkommt, — ‚Krieg ist eben Krieg'. Und was riskieren wir denn? Schwerverwundete transportieren, sie durchrütteln und ein- und ausladen, — bringt ihnen sichern Tod. Wenn wir uns zurückziehen müssen, werden wir schon sehen, was zu tun ist. . . . Und weshalb sollten wir Trepoff fürchten? Na, er schimpft eben, — was ist da dabei!"

Am selben Tage, den 19. Februar, erhielten wir den Befehl, keine Verwundeten mehr aufzunehmen, das Lazarett

zu räumen, einzupacken und bereit zu sein, auf den ersten Wink hin abzufahren. Als der Abend kam, hatten wir alles ausgeräumt und eingepackt. Wir aßen kein Abendbrot. Man sagte, daß die Japaner fortführen, uns auf der rechten Flanke zu bedrängen. Kuropatkin schloß zwar die Umgehungstruppen ein und schlug sie zurück, aber von hinten her erschienen stufenweise immer wieder neue und neue Umgehungskolonnen.

„Sie drängen in zahlloser Menge heran, wie Schweine, wie Heuschrecken!" erzählten vor Verzweiflung und Schrecken zitternde Kosaken, die bei uns vorbeiritten. „Ausgekleidet, im bloßen Turnerkostüm, laufen sie Sturm. Zu Tausenden wirft man sie nieder, aber sie drängen nur noch heftiger vor, gleichwie Betrunkene . . ."

Um zwei Uhr nachts kam ein Telegramm vom Korpsstabe, — beide Lazarette haben sich unverzüglich ins Dorf Hunhepu, ungefähr sieben Werst gegen Nordwesten, zu begeben. Eine Viertelstunde darauf erhielten wir ein anderes Telegramm: der Korpskommandeur befahl, wir sollten hier noch übernachten und erst am Morgen aufbrechen.

„Er hat sich offenbar daran erinnert, daß Novizkaja ihre Nachtruhe haben muß," vermuteten wir.

Am Morgen fuhren wir fort. Die Landschäftler nahmen lachend von uns Abschied.

„Und Sie bleiben?" fragten wir sie einigermaßen beschämt und nicht ohne Neid.

„Wir bleiben. Wir haben immer noch Zeit zum Davonlaufen. Das ist nicht so schwierig."

Es war ein ruhiger, sonniger Morgen. Unser Zug bewegte sich, Staub aufwirbelnd, langsam vorwärts. Wir waren zu Pferde. Hinter uns, zur Linken, und vor uns

donnerten die Kanonen. Unter den Reitern, die gewöhnlich den Zug begleiteten, bemerkte man eine neue Gestalt. Das war Leutnant Schestoff. Seine Hand war vollständig geheilt, und gestern war er aus dem Lazarett entlassen worden. Aber der Leutnant „wußte nicht, wo sich sein Stab jetzt befand", und so ging er mit uns.

Hunhepu war mit Artillerieparken und Fuhrwerken aller Art vollgepfropft. Alle Fansen waren überfüllt. Wir fanden in einem armseligen Lehmschuppen Obdach, und gingen zu den uns bekannten Aerzten des in Hunhepu stationierten Lazarettes, um Tee zu trinken.

Hier erzählte man sich, daß vom Zaren ein Telegramm eingetroffen sei, das die Armee zu dem erfochtenen Sieg beglückwünsche.

„Welchen Sieg?"

„Man sagt, die Umgehungsarmee sei vollständig geschlagen, und wir würden zum Angriff übergehen."

„Aber wie schwer sind die Verluste in unserm Korps! Vom X schen Regiment fielen 1500 Mann, das Z sche wurde beinahe ganz vernichtet, der Regimentskommandeur getötet . . ."

„Und haben Sie gehört, meine Herren? Die Japaner haben in unsere Verschanzungen einen Brief geworfen, in dem sie die Russen auf den 25. Februar zum Blin-Essen* nach Mukden einladen?"

Nach Hunhepu war auch das Sultanoffsche Spital gekommen. Für dieses hatte sich natürlich auch keine Fansa gefunden. Sultanoff war, wie immer auf Märschen, in gereizter und fürchterlich böser Stimmung. Mit vieler

* Eine Art dünnfladiger Bretzel-Pfannkuchen.

Mühe fand er endlich am Ende des Dorfes eine schmutzige, stinkende Fansa. Sein erstes Geschäft war, die Ofensetzer (Soldaten) eine Herdplatte in den Ofen einfügen und den Koch das Mittagessen für ihn machen zu lassen. Novizkaja betrachtete die schmutzige, verräucherte, nach Knoblauch und Bohnenöl riechende Fansa und sagte traurig:

„Aber in M . . .n waren die Decken und Wände mit rosenfarbigen Tapeten überzogen, und auf dem Boden lagen Matten . . ."

Sultanoff telegraphierte, gelb vor Zorn, an den Korpskommandeur:

„Habe keine einzige freie Fansa gefunden, wo befehlen Sie, daß ich mich einlogiere?"

Ich stellte mir unsern Korpskommandeur vor, wie er die eintreffenden Telegramme liest: von diesem Regiment sind 1500 Mann gefallen, jenes wurde vollständig vernichtet, dort irgendwo erschienen die Japaner in der Flanke, — Dr. Sultanoff kann keine bequeme Wohnung finden . . .

Und Leutnant Schestoff wollte es immer noch nicht gelingen, das Quartier des Divisionsstabes in Erfahrung zu bringen. Dabei legte er sich wieder in das hiesige Lazarett. Wir tranken gerade Tee bei den Aerzten, da kam, verdrießlich und niedergeschlagen, unser Oberarzt herein.

„Ein neues Telegramm ist eingetroffen: wir haben die Brücke über den Hunhefluß zu überschreiten und dort weitere Befehle abzuwarten."

„Aber wie steht es denn? Wissen Sie es nicht?"

„Ach! Die Japaner haben unser Zentrum durchbrochen, Sujatun steht in Flammen. Hier ist der Befehl ergangen, Petroleum bereitzuhalten, um auf den ersten Wink alle Niederlagen anzuzünden. Die Kontrolle, die Rentei und

alle Fuhren zweiter Klasse werden nach Norden geschafft . . ."

Gegen Abend erhielten wir ein zweites Telegramm, demzufolge wir uns sogleich nach dem Dorfe Palinpu, östlich von Mukden, begeben sollten.

Wir rückten ab, als die Sonne unterging. Es wehte kaum ein Lüftchen, der Horizont erschien trübe — von Rauch? von Staub? Endlose Züge stauten sich an der engen, alten und abgenutzten Pontonbrücke über den Hunhefluß. Unendlich lange warteten wir, bis die Reihe an uns kam.

Endlich hatten wir die Brücke hinter uns und fuhren nun gleichmäßiger weiter. Es wurde dunkel, die Nacht war still und sehr kalt; am Himmel funkelten die Sterne. Wir gingen bis zum Südtor von Mukden, wo wir der Stadtmauer entlang nach rechts abbogen. Ueber den Fuhrwerken schwebte unbeweglich ein äußerst feiner, dichter Staub, der in die Augen und Nasenlöcher eindrang und das Atmen sehr erschwerte. Es wurde immer kälter, und die Füße in den Bügeln verloren das Gefühl.

Wir fuhren und fuhren . . . Von den uns Begegnenden wußte niemand, wo das Dorf Palinpu lag. Auf unserer Karte war es auch nicht verzeichnet. Ein Wagen ging kaputt, wir hielten an und standen; dann fuhren wir weiter. Wieder machten wir bei einer eingestürzten Brücke halt, suchten in der Dunkelheit einen Uebergang auf dem Eise und setzten uns wieder in Bewegung. Mehr und mehr erfaßte uns die Müdigkeit, der Kopf wirbelte. Einförmig grau lag die Straße in der Dunkelheit vor uns, links zog sich ununterbrochen die hohe Stadtmauer hin, und dahinter schimmerten Baumwipfel und die Giebel der geschweiften

Dächer herüber, — so still, so geheimnisvoll fremd unserm Leben gegenüber.

Wir ließen die Mauer zurück; es folgten Felder und Haine. Es war schon sehr spät, der majestätisch glänzende Jupiter neigte sich gegen Westen. Niemand wußte, wo Palinpu war, und wann wir dort ankommen würden.

„Es ist nur gut, daß wir zu unserm üblichen Nichtstun dorthin gehen," philosophierte Seljukoff düster. „Aber wenn man uns dort brauchte?"

Palinpu fanden wir nicht und übernachteten in einem mit Truppen ganz überfüllten Dorfe, in das uns der Zufall geführt hatte. Offiziere erzählten, daß es sehr gut mit uns stehe, und das Zentrum durchaus nicht durchbrochen sei; die Umgehungsarmee Nogis sei mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen worden, und die Post, die Kontrolle und die Rentei sollten wieder nach Hunhepu verlegt werden.

Am Morgen zeigte es sich, daß wir nur noch eine halbe Werst von Palinpu entfernt waren. Wir fuhren dorthin.

Langsam zog sich ein Tag um den andern hin. Die Zelte zusammengerollt und das Verbandmaterial in den Wagen verpackt, standen wir müßig in Palinpu. Die Mauern und Türme Mukdens zeichneten sich in bläulichem Dunste ab. Die Dörfer in der Umgebung der Stadt waren noch unversehrt, die Haine noch nicht niedergehauen. Aber jetzt wurden die Fansen wieder allmählich geplündert und zerstört, und die vielhundertjährigen Bäume fielen unter den russischen Aexten. Wieder versuchten die Chinesen sich mit freundlicher, zurückhaltender Miene bei den Offizieren über das „Lomaïlo" (Plündern) der Soldaten

zu beklagen, aber die Offiziere antworteten gleichgültig:

„Pu-tunda!“ (verstehe nicht).

„Pu-tunda?“ fragten die Chinesen zuvorkommend und nickten lächelnd mit dem Kopfe.

Hinter Mukden, und in weitem Halbkreis gegen Süden, rollte der Kanonendonner; hinter uns verlor er sich nach Osten. Gegen Norden hin zogen in ununterbrochener Reihenfolge Parkabteilungen an uns vorüber. Berittene Ordonnanzsoldaten kamen angesprengt.

„Euer Wohlgeboren, wie komme ich von hier nach Sandjas?“

„Ich weiß nicht.“

Und der Soldat ritt weiter.

Nach Norden fahrende Lazarette kamen an uns vorbei. Andere standen, wie wir, mit aufgepacktem Material in den umliegenden Dörfern und arbeiteten ebenfalls nicht. Inzwischen tobte eine fürchterliche Schlacht, und jeden Tag gab es Tausende von Verwundeten. Die Lazarettflagge bemerkend, kamen Wagen mit kleinen, das rote Kreuz tragenden Häuschen zu uns gefahren.

„Euer Wohlgeboren, ist hier Ihr Lazarett? Wir bringen Verwundete.“

„Wir können sie nicht aufnehmen. Das Lazarett ist verpackt.“

„Aber was sollen wir denn anfangen? Ach Gott! ... Schon seit dem Morgen sind wir unterwegs, und können die Verwundeten nirgends abgeben.“

„Woher kommt ihr?“

„Aus Sujatun.“ . . .

Aus Sujatun! Zwanzig Werst von hier! . . . Aus den Häuschen drang Aechzen und Stöhnen. Die Wagen fuhren,

die Verstümmelten durchschüttelnd, müde weiter, um irgendwo Unterkunft zu suchen.

Vor Kälte zitternde Offiziere kamen zu uns in die Fansa, baten um die Erlaubnis, sich erwärmen zu dürfen, und tranken Tee.

„Wie steht es?"

„Schlecht! Es wurde befohlen, alle unsere so wundervoll befestigten Stellungen zu verlassen und hinter den Hunhe zurückzugehen."

„Aber sagen Sie, — wie ist das alles gekommen? wir haben doch mehr Truppen als die Japaner!"

„Mehr!" rief nachdenklich der Offizier.

„Mehr. Und jetzt auch bessere Artillerie."

„Unsere Infanterie schießt besser als die japanische. Die Japaner siegen nur deswegen, weil sie die Patronen nicht sparen."

„Ja . . . Und über die Kavallerie ist nichts zu sagen."

„Aber trotzdem werden wir geschlagen. . . ."

„Warum?"

„Ja, warum? . . .

Und immer, ohne Ende, zogen Fuhrparke vorbei; nun kamen auch Infanteriekolonnen. Der Ring der Geschützkanonade zog sich immer enger um uns zusammen. Ein junger Chinese aus der Nachbarfansa, mit dem frechen und durchtriebenen Gesicht eines Vorstadtbewohners, erinnerte sich an den chinesisch-japanischen Krieg und erzählte uns, daß damals die chinesischen Truppen geradeso vor den Japanern davongelaufen wären wie jetzt die Russen.

„Chinesische Soldata, russische Soldata — igajan (gleich). Iben (Japaner) — paff! paff! Chinesisch Soldata laufe-laufe, russisch Soldata laufe-laufe! Tchun-tchun

igajan (vollkommen gleich)!" Und er klopfte uns ungeniert auf die Schulter, wälzte sich vor Lachen und wies auf die vorbeimarschierenden Truppen.

Bei einem Mühlstein las ein alter Chinese mit einer Schaufel sorgsam schmutzigen Kaoljan vom Boden auf, der sich bei der Fütterung unserer Pferde verstreut hatte.

Ich warf zufällig einen Blick auf den Alten: er hielt die Schaufel in der Hand und schaute unbeweglich über den Lehmzaun hinweg auf die im Staube vorbeimarschierenden Truppen. Das runzelige Gesicht des Chinesen war ganz entstellt von giftigem Haß und triumphierender Schadenfreude. Er bemerkte jedoch, daß ich ihn anschaute, — und im Nu war sein Gesicht gleichgültig und ausdruckslos. Aber immer mehr Fuhrwerke und Truppen zogen vorüber. Wo sich der Stab unseres Korps befand, wußte niemand. Transbaikalische Kosaken kamen zu uns, Sappeure der Post- und Telegraphenkompanie, Ordonnanzen, — alle fragten, wo der Korpsstab sei.

Wir waren im Zweifel — sollten wir weiterfahren oder Befehle abwarten? Vielleicht hatte man uns einfach vergessen, vielleicht war es durchaus unnötig, weiterzugehen. Ein Zeughauswärter, der nach Mukden gefahren war, kehrte zurück und teilte mit, daß man dort auf dem Bahnhofe alle Postkasten entfernt habe und keine Telegramme mehr annehme; daß auf dem Perron ganze Haufen aus Rußland angekommener Privatsendungen herumlägen, die man den Leuten, die sie wollten, nach allen Seiten hin zuwerfe: „Einerlei, es wird doch sogleich alles verbrannt."

Im Süden erhoben sich dicke Rauchwolken aus den von den Russen an der Fuschunschen Zweiglinie in Brand gesteckten Niederlagen. Die Kanonen donnerten. Ein kaspi-

sches Regiment marschierte vorbei. Und es gingen taumelnd zwei betrunkene, abgemagerte Soldaten vorüber, deren Augen von Schnaps, Staub und Müdigkeit ganz gerötet waren.

„Euer Wohlgeboren, wohin ist das Petroffsche Regiment, das hier durchkam, marschiert?" fragten sie mit schwerer Zunge.

„Weiß nicht . . . Wo habt ihr euch denn so betrunken?"

„Wir gingen über die Bahnlinie an den Depots vorbei. Alles teilt man da aus und nimmt, was man will, — Schnaps, Kognak, Zucker . . . Kleider aller Art . . ."

Die Bagagewagen der ostsibirischen Regimenter Nr. 19 und 20 kamen in Begleitung eines Offiziers vorbei. Wir fragten ihn, wie die Dinge stünden. „Da hinten sind nur noch unsere beiden Regimenter, sonst niemand. Hinter ihnen her kommen die Japaner. Warum ist Ihr Lazarett hier?"

„Wir haben keinen Befehl zum Aufbruch erhalten."

„Ich würde Ihnen raten, auf- und davonzufahren. Wir hatten schon eine ähnliche Geschichte bei Liaojang: die Lazarette hatten sich verspätet, unsere Regimenter mußten sie decken, und wir erlitten dabei schwere Verluste."

„Aber sagen Sie doch, bitte, ist es wahr, daß wir Mukden aufgeben?"

„Mukden!?" wiederholte der Offizier erstaunt. „Was reden Sie da! Nein! Die Armee verändert ja nur ihre Front, weiter nichts."

Der Abend kam — still und ohne ein Lüftchen. Die Sonne sank unter, der westliche Himmel war von Rauch und Staub trübe gerötet. Die dünne Sichel des neuen Mondes glänzte auf, und darunter flimmerte in grünlichem

Lichte der Abendstern. Aus Feuersbrünsten emporsteigende Rauchwolken leuchteten in rotem Widerscheine. Im Nachbardorfe, am Ufer des Flusses Hunhe, standen die ostsibirischen Schützen der Regimenter 19 und 20. Unser Oberarzt ritt dorthin, um zu beraten, was wir tun sollten. Der Brigadekommandeur, General Putiloff, schlug vor, ihm einen unserer Soldaten zu schicken; durch diesen werde er uns wissen lassen, wann wir aufbrechen sollten.

Die ganze Nacht hindurch stiegen im Süden, über den brennenden Niederlagen, ungeheure Rauchwolken und Feuergarben empor. Auch im Westen wurde Rauch sichtbar, und rasch breitete sich hier eine neue Röte aus. Aus einem Gehölze in der Nähe des Nachbardorfes tönten in der Dunkelheit häufig Axtschläge herüber: die Schützen legten Verhaue an.

Am folgenden Tage, dem 24. Februar, krachten ringsum vom frühen Morgen an die Geschütze. Sie donnerten in der Nähe und auf allen Seiten, und es machte den Eindruck, als ob wir schon gänzlich von einem großen, donnernden und feurigen Ringe eingeschlossen wären. Im benachbarten Dorfe barsten haufenweise die Schrapnells. Granaten sausten durch die Luft und Kleingewehrfeuer knatterte: die Japaner setzten unter dem Feuer unserer Schützen über den Fluß Hunhe.

Rings im Umkreise war alles mit einem gewaltigen, wichtigen, todesernsten Werke beschäftigt. Wir aber standen hier, — ohne Beschäftigung, ohne Zweck, ohne Sinn, wie ungeladene, zur unrechten Zeit gekommene Gäste.

Nach zehn Uhr kam unser im Nachbardorfe zurückgelassener Soldat herbeigelaufen. Er überbrachte uns den

Befehl des Generals Putiloff, unverzüglich aufzubrechen und gegen Norden, nach Houlin, zu fahren.

Bei uns stand alles bereit, die Pferde waren angeschirrt. In einer Viertelstunde brachen wir auf. Eilig rückte eine Kompanie Soldaten an und legte sich hinter die Lehmumzäunungen unserer Höfe. Aus dem benachbarten Dorfe traten die sich langsam zurückziehenden Schützen hervor. Ueber ihnen wurden rundliche Rauchklumpen sichtbar; mit heulendem Gekrach platzten Schrapnells in der Luft, und es schien, als triebe ein feindlicher Schwarm unsichtbarer Luftgeister die Schützen vor sich her.

Wir fuhren gegen Norden. Von Süden wehte stürmischer Wind. In der trüben Luft flogen Wolken gelblichgrauen Staubes umher, so daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte. An den Straßenrändern lagen bunt durcheinander verendende Ochsen, zerbrochene Fuhrwerke, weggeworfene Pelz- und Filzstiefel. Zurückgebliebene Soldaten schleppten sich mühselig den Fußwegen entlang oder lagen auf chinesischen Gräbern ausgestreckt. Es war erstaunlich, wie viele unter ihnen betrunken waren.

Die Fuhrwerke häuften sich auf der Straße immer mehr an, so daß Aufenthalte entstanden. Schräg über eine Reihe von Feldern kam uns ein Bataillon Infanterie entgegen. Ein berittener Offizier schrie mit heiserer, erbitterter Stimme einem ihm begegnenden Offiziere zu:

„Alexander Petrowitsch, wo ist Oberst Panoff?"

„Weiß nicht, ich habe ihn seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Der Teufel soll sie alle holen! Das ist keine Ordnung bei uns, sondern eine wahre Schweinerei! Wohin soll ich denn das Bataillon führen?"

Es war, als mache sich sogar in der Luft eine hilflose, unbegreifliche Verwirrung fühlbar. Man sah, daß ringsum niemand etwas wußte und verstand. Die Fuhrwerke hielten endgültig an. Auf einer Querstraße jagten in ununterbrochener Kette die Geschütze der transbaikalischen Kosakenbatterie nach Westen zu. Blitzschnell flogen im Staube die schwarzen, kleinkaliberigen Kanonenläufe, Pferdeschnauzen, gelbgestreiften Mützen und bronzefarbenen, schlitzäugigen Gesichter der fahrenden Burjaten vorüber. Wir standen still. Zwischen den Geschützen durchsprengte ein mit Staub bedeckter, berittener Ordonnanzoffizier auf unsere Seite der Straße. Sein jugendliches Gesicht war abgemattet und entstellt.

„Wissen Sie nicht, wo das Dorf Junschinpu liegt?" fragte er uns hastig.

„Nein."

„He, du, Hodja (Freund)! Wo liegt Junschinpu?" schrie er einem vorübergehenden Chinesen zu.

Der Chinese ging, ohne den Kopf zu erheben, schweigend seines Weges. Der Offizier jagte ihm nach und holte wie rasend zu einem Schlage mit der Nagaika aus. Der Chinese sagte etwas und wies mit den Händen irgendwohin. Der Offizier jagte davon.

Plötzlich hielt die vorbeirasselnde Batterie an. Die Burjatenkosaken zogen die Zügel an, die Pferde traten zur Seite, die Geschütze hielten. Laut schimpfend kam ein Artillerieoffizier vorbei.

„Wieder ist befohlen, zurückzukehren!" sagte er zu uns, die wir ihm ganz unbekannt waren, und fuchtelte wütend mit den Armen in der Luft. „Glauben Sie mir, seit dem frühen Morgen tun wir die ganze Zeit nichts

anderes, als von einem Ende zum andern zu jagen: einmal schickt man uns nach Mukden, und dann fahren wir wieder zurück! . . ."

Und in entgegengesetzter Richtung blitzten wieder die Geschütze im Staube vorbei, und die dunklen Gesichter der Burjaten mit ihren plattgedrückten Nasen hopsten vorüber.

Die Straße wurde frei, und wir fuhren weiter, immer weiter und weiter. Von allen Seiten her donnerten die Geschütze, hinter uns und zur Rechten knatterte häufig Kleingewehrfeuer.

Gegen zwei Uhr kamen wir nach Houlin; aber es war nicht daran zu denken, hierzubleiben. Alle machten, daß sie weiter nach Norden kamen. Erst am Abhange eines Berges, der mit hohen Zedern und Fichten bedeckt war, machten wir ein halbes Stündchen Rast, um etwas zu essen. Von der Straße her kamen große Staubwolken zwischen den Bäumen emporgewirbelt, die Flammen unserer Lagerfeuer züngelten über den sandigen Boden hin. Ueber uns, im Schatten der Fichten, flatterten weiße Flaggen mit dem roten Kreuze; dort war der Verbandplatz des Neutscherkessischen Regimentes; auch ein Divisionslazarett befand sich dort. Blutüberströmte Verwundete lagen da, wanden sich vor Schmerz, stöhnten, starben. Es war nichts da, um sie wegzuführen, und sie lagen in ganzen Reihen nebeneinander. Hinter dem Berge knatterte fieberhaft Gewehrfeuer, Kugeln sausten durch den Wald. Vom Gipfel des Berges aus waren die eilig zurückweichenden Neutscherkessen zu sehen; Tote und Verwundete stürzten nieder und unmittelbar hinter ihnen drängten die Japaner in Schützenketten nach.

Weiter, weiter! . . . Wie der ewige Jude, müßig

und niemandem zum Nutzen, fuhren wir weiter mit unsern zehn, mit unnötigem »Krongut« beladenen Wagen. All diesen Kram hinausschmeißen und dafür die verstümmelten Leute aufladen, die nun sogleich von Schrapnells werden überschüttet werden . . . Aber das geht ja nicht! Man war ja für die verloren gegangene Habe verantwortlich. Das Gewehrfeuer näherte sich und wurde immer lauter. Die Verwundeten stützten sich voll Aufregung auf ihre Arme und horchten voll Entsetzen . . .

Wir aber fuhren davon.

Breit zog sich die chinesische Straße dahin; auf beiden Seiten war sie mit Strauchwerk eingefaßt. Dicht hintereinander folgten sich in Staubwolken gehüllt die Fuhrwerke. Hart an der Straße lagen drei Fansen, von großen Haufen Volkes umlagert; Fuhrwerke kamen und gingen. Hier war das Intendanturdepot. Es hatte nicht gerettet werden können, und statt es zu verbrennen, teilte man lieber alles nach rechts und links unter die vorbeiziehenden Truppen aus. Auch unser Oberarzt und der Verwalter gingen hin und nahmen Gerste und Konserven mit.

„Möchten Sie ein Faß Sprit?" schlug ein Intendanturbeamter vor.

Die Augen Davidoffs glänzten vor Begierde; er war unentschlossen; aber der Verwalter widersetzte sich energisch. „Es geht doch nicht an, daß die Leute sich auch noch auf der Straße betrinken!"

Unser Zug fuhr weiter. Erbost schimpften die Soldaten im stillen auf den Verwalter, weil er den Branntwein nicht angenommen hatte.

Aber neben dem großen Spritfasse, dessen Boden herausgeschlagen war, stand der Intendanturbeamte und

teilte mit einer großen Schöpfkelle allen, die nur wollten, den Branntwein aus.

„Nehmt Kinder, nehmt! Noch mehr! Es tut nichts, wir müssen doch alles verbrennen!"

Soldaten mit staubbedeckten, abgematteten Gesichtern drängten sich heran. Sie hielten ihre Fellmützen hin, der Beamte füllte sie bis obenan mit Sprit, und der Soldat trat zur Seite, indem er die Mütze vorsichtig an den Rändern hielt. Dann tauchte er die Lippen hinein und schlürfte gierig, ohne abzusetzen, die Mütze leer, schüttelte sie aus und ging fröhlich weiter.

Immer häufiger überholten wir schwankende, stockbesoffene Soldaten. Sie verloren ihre Gewehre, lallten Lieder und fielen zu Boden. Regungslose Körper lagen in den Gebüschen am Straßenrande umher. Drei Artilleristen gingen, mit den Armen fuchtelnd, über abgeschnittene Kaoljanbeete irgendwohin.

Aber was waren denn das für Intendanturbeamte? Von den Japanern bestochene Verräter? Taugenichtse, die sich an der Schmach und Schande der russischen Armee ergötzen wollten? Oh nein! Das waren nur gutmütige russische Leute, die den Gedanken einfach nicht zu fassen vermochten, — wie man mit eigener Hand ein so kostbares Getränke wie den Sprit den Flammen überliefern konnte! . . . Und während aller folgenden Tage, während der ganzen Zeit des schweren Rückzuges, wimmelte es in der Armee von Betrunkenen. Als würde ein fröhlicher, allgemeiner Festtag gefeiert. Man erzählte, daß in Mukden und den Dörfern Chinesen, von japanischen Emissären bestochen, unsere sich zurückziehenden und vom Kampfe erschöpften Soldaten mit dem teuflischen, chinesischen

Schnaps, — dem Hanschin, berauschten. Vielleicht war das so. Aber alle betrunkenen Soldaten, die ich ausfragte, teilten mir mit, daß sie Schnaps, Sprit oder Kognak aus den verschiedenen russischen Depots bekommen hätten, die zum Verbrennen bestimmt gewesen seien. Warum sollten die Japaner Bestechungsgelder an die Chinesen verschwenden? Sie hatten ja einen für uns viel schrecklicheren, viel getreueren und uneigennützigeren Verbündeten, — jenen selben schwarzen Verbündeten, gegen den auch der Höchstkommandierende mit seinen Papieren vergeblich ankämpfte; jenen Verbündeten, der auf unheimliche Weise unsere Telegraphen- und Telephonverbindungen unterbrach, der die allernotwendigsten Strecken unserer Eisenbahnlinien zerstörte und systematisch unter der friedlichen Ortsbevölkerung einen wütenden Haß gegen uns erregte. —

Wir fuhren bis zum Eintritt der Nacht über sandige, bewaldete Anhöhen. Der Kanonendonner war jetzt nur noch schwach aus dunkler Ferne hörbar.

Neben der Straße befand sich im Walde auf einem Hügel ein reiches chinesisches, von einer Steinmauer umgebenes Landhaus. Wir blieben zum Uebernachten hier. Alle Fansen waren schon mit Offizieren und Soldaten überfüllt, und wir mußten in einer kalten Scheune, deren Türen zertrümmert waren, unterkriechen.

Die bekannten Gesichter, — abgemagert, mit grünlich-grauem Staub überzogen, — erschienen uns neu und fremd. Die Schultern hingen schlaff herab, und man hatte keine Lust, auch nur ein Glied zu rühren. Wasser gab es nicht, — nicht einmal, um sich zu waschen, noch viel weniger für Tee. Mit großer Mühe gelang es uns, einen Vierteleimer einer dicken, schmutzigen Flüssigkeit auf-

zutreiben, die wir kochten, mit Tee vermischten und tranken.

Zwei bekannte Offiziere kamen zu uns.

„Wie steht's?"

Sie rangen hoffnungslos die Hände.

„Ringsum fliehen unsere Truppen, die Japaner dringen überall vor . . . Heute haben sie Mukden besetzt . . ."

„Heute! . . . Erlauben Sie, heute ist ja — der 24. Februar!" . . . rief ich aus.

Erstaunt und betroffen sahen wir einander an: noch vor einer Woche hatten die Japaner die Russen auf den 25. Februar nach Mukden zu einem »Blin-Essen« eingeladen . . . Das war natürlich nur ein zufälliges Zusammentreffen, aber dennoch lief uns ein abergläubischer Schreck den Rücken hinunter.

Da trat rasch Bruk, der Gehilfe des Verwalters, herzu, ein weißes Blatt emporhaltend.

„Meine Herren! Die heutige Nummer des »Boten der Mandschurischen Armee«!"

Wir griffen gierig danach . . .

Sie liegt auch jetzt vor mir, — ich habe sie aufbewahrt, — diese historische Zeitungsnummer, die während der allgemeinen Flucht der russischen Armee aus der Druckerei kam, die Nummer vom 24. Februar 1905 (Nr. 201—202).

Heute wurden die Angriffe der Japaner auf Niusintun zurückgeschlagen, zudem gingen unsere Truppen selbst zum Angriff über. . . . Bei Santaïz wurden fünf Stürme abgeschlagen. . . . Die Verluste des Feindes sind sehr groß und heute gegen Abend zog er sich merklich zurück. . . . Heute früh wurde die letzte Abteilung der Japaner aus dem

Dorfe Junhuantun vertrieben. Der Korpskommandeur dankte den Truppen im Namen des Höchstkommandierenden. . . . Den Beobachtungen unserer Jäger zufolge ziehen sich die japanischen Fuhrparke und Trains nach Süden zurück. . . . Die Truppen sind munter, machen sich Tee (!) in Erwartung des Angriffs. . . . Die aus allernächster Nähe von uns beschossenen Japaner zogen sich zurück. . . . Seit dem Morgen wird auf den Stellungen in der Umgebung von Franzsiatun hartnäckig gekämpft. In diesem Bezirk und bei den Reserven der Schlachtstellungen spielt die Musik einiger unserer Regimentskapellen. . . . Die Stimmung der Truppen ist ruhig, fröhlich. . . .

Die folgende Nummer des »Boten« erschien schon nicht mehr, — die Druckerei wurde aufgegeben, und die Redakteure mußten sich durch schleunigste Flucht in Sicherheit bringen. Aber bis zur letzten Minute, bis zur letzten Nummer behaupteten sie, daß es ausgezeichnet mit uns stünde, und ließen mit keiner Silbe verlauten, daß unsere Stellungen den Japanern schon übergeben, daß die Depots angezündet seien und Mukden geräumt werde . . .

Die ganze Nacht fror uns in der kalten Scheuer. Vor Kälte konnte ich kaum schlafen, und nickte nur auf einige Augenblicke ein. Sobald der Morgen dämmerte, standen alle auf und machten sich fertig. Um das Landhaus herum stand eine große Menge von Fuhrwerken. Um beim Aufbruch ein Gedränge zu vermeiden, setzte der rangälteste Offizier eine Marschordnung für die abrückenden Truppenteile fest. Unser Zug kam zuletzt an die Reihe.

In grauer Dämmerung fuhr ein Wagen nach dem andern auf die Straße hinaus. Wir hatten noch lange Zeit, tranken Tee, und ich ging mit Schanzer in die Fansa, in

welcher die Offiziere geschlafen hatten. Sie war schon leer. Wir setzten uns auf den Khan (Ofenbank). Die auf demselben liegenden goldschimmernden Doppelmatten waren warm, und warm war es auch in der Fansa. Ich warf mich auf eine Matte und legte meine Pelzmütze unter den Kopf; die Gedanken begannen sich in meinem Kopfe zu verwirren und sich langsam in warmem, weichem Nebel zu verlieren.

Schanzer weckte mich mal auf. Ich sagte ihm, daß ich noch schlafen möchte, bis es Zeit zum Aufbruch sei, er solle mich dann benachrichtigen lassen. Ich erwachte nach ungefähr einer halben Stunde, frisch und munter, und begab mich in den Hof. Hinter den mächtigen Fichten flammte die Morgenröte, und es war schon ganz hell. Ueber die leeren Höfe ging still und unhörbar ein alter Chinese, der Eigentümer des Landgutes.

„Euer Wohlgeboren! Euer Wohlgeboren!" ertönte plötzlich die vor Aufregung fast erstickte Stimme meines Burschen.

Ich antwortete. Er lief herbei.

„Gehen Sie so schnell als möglich, alles fährt fort! . . . Japanische Kavallerie hat uns im Rücken angegriffen. . . ."

Wir rannten hinter das Landhaus, wo während der Nacht unser Park untergebracht war. Unweit krachten häufige Gewehrsalven. Da ich daran gewöhnt war, hatte ich ihnen anfänglich gar keine Aufmerksamkeit geschenkt . . . Doch wie? Wie konnten hier die Japaner erscheinen?

Unsere Wagen rollten nacheinander rasch auf die Straße. Schanzer und der Oberarzt saßen zu Pferde oben auf der Anhöhe und schauten um sich. Ich schwang mich

in den Sattel und ritt zu ihnen hinauf. Die eben erst aufgehende Sonne beleuchtete mit schrägen Strahlen die gelblichgraue Ebene unter uns, auf der fremdartige Reiter mit gelbrandigen Mützen dahinjagten; sie galoppierten quer über die Straße, auf der wir gestern zum Landhause heraufgekommen waren. Durch die Staubwolken hindurch bemerkten wir auf der Straße russische Fuhrwerke und sahen, wie die Soldaten mit blöden, verzagten Gesichtern wie von Sinnen auf die Pferde einhieben. Hinter dem Berge knatterte lebhaftes Schützenfeuer und brummten die Kanonen.

Wir kehrten um und sprengten unsern Wagen nach. Die Straße zog sich am Fuße des mit dichtem Wald bedeckten Berges hin. Ueber den Bäumen zeigte sich ein weißlicher Rauchklumpen und man hörte den Knall eines explodierenden Schrapnells. Eine zweite, eine dritte Rauchwolke — und immer häufiger platzten die Schrapnells über dem Walde.

Auf der Straße rasten die Fuhrwerke hin, Infanteristen flohen durch die Gebüsche. Im Hofe einer nahe bei der Straße gelegenen Fansa liefen bleiche Infanteristen hin und her, hängten mit zitternden Händen ihre Tornister um und befestigten die Kochgeschirre daran. Aus der Fansa trat ein Offizier, die Mütze im Nacken.

„Was ist hier los?" schrie er zornig seine Leute an.

„Da, sehen Sie, Euer Wohlgeboren . . . Alle fahren weg . . ."

„Fahren weg? . . . So sollen sie wegfahren! Wir aber werden kämpfen . . . Ruhe!"

Die Wagen jagten einander. Auf der Straße herrschte ein großes Gedränge. Ein Teil der Fuhrwerke bog zur

Seite ab und fuhr über Beete und Felder hinweg. Vom Walde heraus kam ein Artilleriepark auf unsere Straße herangeflogen. Die Doppel-Caissons waren mit je drei Paar Pferden bespannt, deren schaumbedeckte Flanken die Lenker wütend mit den Peitschen bearbeiteten. Mit betäubendem Gerassel flogen die Munitionswagen einher. Die Artillerie raste dahin, als wäre die Straße vor ihnen frei; sie war jedoch ganz mit Fuhrwerken vollgestopft.

„Haltet, ihr Teufel!! Wo wollt ihr denn hin?" schrie man zornig die Artilleristen an.

Diese aber rasten darauf los und warfen die Wagen um. Aus den durcheinandergewirbelten Fuhrwerken drang ein verzweifelter Schrei, der plötzlich wieder verstummte: die Deichsel eines Munitionswagens hatte im wildesten Galoppieren den Kopf eines Soldaten getroffen, der am Abhange der Böschung sein Fuhrwerk stützte; mit gespaltenem Schädel fiel er zwischen die schweren, eisernen Räder. Der Park flog weiter.

Bald da, bald dort kippte ein Fuhrwerk um. Die Soldaten schnitten die Stränge durch, setzten sich auf die Pferde und galoppierten davon. Die Augen in den blassen Gesichtern waren weit aufgerissen, sie schauten stier, verstört und sahen nichts um sich her.

Rechts von uns aber ging, den berstenden Schrapnells entgegen, eine Schützenkette in einer breiten abschüssigen Vertiefung zum Gegenangriff vor. Die schrägen Strahlen der Morgensonne glitten über die Vertiefung hin, die Soldaten kamen, das Innere ihrer Fellmützen nach außen gekehrt und die Gewehre in der Hand, heran. Auf ihren Mienen lag ein strenger, ernster Ausdruck. Hinter ihnen blinkten aus einem Graben die Bajonette der Reserven hervor.

Wir hatten also Beschützer! Und allen wurde auf einmal leichter zumute. Die Panik legte sich. Die Fuhrwerke rasselten weiter, aber der verstörte Ausdruck schwand aus den Gesichtern, die Augen blickten wieder menschlich. Die Straße bog nach rechts ab und ging quer durch ein großes chinesisches Dorf. Die bewaldete, von Schüssen widerhallende Anhöhe blieb hinter uns.

Plötzlich ein Halt. Die von hinten nachdrängenden Fuhrwerke blieben eines nach dem andern stehen. Was war los?

Wir ritten nach vorne. Quer über der Straße hielt Artillerie.

„Können Sie nicht ein wenig zur Seite fahren, damit die Gepäckwagen durchkommen können?" fragten die Trainoffiziere.

Der Artillerieoberstleutnant sah sie gleichgültig und hochmütig an.

„Kann nicht. Ich erwarte einen Befehl."

Zehn Minuten lang stand alles still. Hinter den Geschützen zog sich die leere Straße hin.

„Haben Sie's gehört? Die Gepäckwagen, die hinter uns herkommen, werden alle von den Japanern genommen."

Wieder verbreitete sich eine nervöse Aufregung über die Fuhrwerke hin. Die Artilleristen rührten sich nicht und betrachteten schweigend und spöttisch lächelnd die unter den Gepäckwagen herrschende Verwirrung. Endlich gab der Oberstleutnant einen Befehl. Die Batterie fuhr auf eine Anhöhe, protzte ab und brachte die Geschütze in Stellung. Die Gepäckwagen fuhren weiter.

In der Ferne dehnte sich über den Feldern von Süden nach Norden ein dicker, gelblichgrauer Streifen Staub aus,

der sich, zum Himmel aufsteigend, allmählich verlor. Das war die mit abziehenden Truppen vollgestopfte Mandarinenstraße.

Achtes Kapitel.

Auf der Mandarinenstraße.

Im wirren Durcheinander der Flucht. — Wie unser Korpskommandeur seine detachierten Abteilungen im Stich ließ. — Im Schrapnellfeuer. — Wilde Panik. — Bagagewagen werden von unsern Truppen geplündert. — Hohle Wortkünste der Heerführer. — Humanität der Chinesen. — Unsere Geschütze hat man bei Beginn der Schlacht in Sicherheit gebracht! — Blinder Alarm. — Beginnender Aufruhr im Heer. — In Telin.

Auf der breiten Straße rollten die Parkkolonnen langsam, in dichtem, geschlossenem Strome dahin. Die Fuhrwerke, zweiräderige Karren, Geschütze und Munitionswagen drängten sich wie Eisschollen während des Eisganges zusammen, stießen aneinander, kamen langsam zum Stehen und fuhren langsam weiter. Aetzender, gelblichgrauer Staub wirbelte hoch, und man hörte heiseres Schreien und Schimpfen.

Unser Zug stand am Rande der Mandarinenstraße, konnte aber nicht in diese einbiegen. Ununterbrochen fuhr ein Fuhrwerk nach dem andern vorbei, wobei der hintere Wagen sich beeilte, hinter dem vorausfahrenden nicht zurückzubleiben, so daß keine Lücken entstanden, in die wir uns hätten hineindrängen können.

„He, halte deine Pferde an!" schrie unser Verwalter in drohendem Befehlshabertone einen Parksoldaten an.

Der Soldat blickte nach ihm hin, lachte auf und hieb

mit der Peitsche auf die Pferde ein. Das Fuhrwerk rollte vorbei, und ihm folgten immer neue Wagen, sie rasselten vorüber und drängten einander wie von Eifersucht getrieben. Da zeigte einer weniger Eile und blieb um etwa eine Arschin* zurück. Der Fahrer unseres vordersten Fuhrwerkes richtete sich auf, schlug wütend auf die Pferde ein und trieb sie auf die Straße. Seine Peitsche fuhr sausend auf die Nasen der hinter ihm kommenden Pferde. Unsere Fuhrwerke rollten rasch hintereinander auf die Straße, und unsere Fahrer hieben mit boshaft triumphierenden Mienen ihre Peitschen auf die Köpfe der fremden Pferde, denen wir jetzt den Weg versperrten. Alles schrie und fluchte.

Es war ein heller, warmer, fast windstiller Tag. Links und rechts zogen sich gelblichgraue abgeteilte Felder hin. Die Fuhrwerke fuhren in zehn bis zwölf Reihen langsam auf der Straße vorwärts. Auf den längs des Straßenrandes führenden Fußwegen schleppten sich ungeordnete Haufen von Feldsoldaten hin, ritten Offiziere, Kosaken und Trainsoldaten auf Pferden, deren Stränge durchschnitten waren. In dem fürchterlichen Gedränge der Fuhrwerke wurde unser Zug beständig auseinandergesprengt; er war jetzt schon in drei Teile zerrissen. Es war erstaunlich, wie schnell man die eigenen Fuhrwerke und die Wagen ringsum aus dem Gesichte verlor. Man brauchte nur eine Minute mit jemandem zu sprechen: wenn man sich wieder umschaute, waren schon keine bekannten Fuhrwerke mehr zu sehen. Du sprengst nach vorne, sprengst zurück, — nirgends siehst du auch nur ein bekanntes Gesicht, auch nur ein bekanntes Fuhrwerk! Doch während du allein für dich reitest und die Hoffnung, einen Bekannten zu

* Ungefähr 0,7 Meter.

finden, aufgegeben hast, — bemerkst du auf einmal neben dir ein Fuhrwerk deines Lazaretts, oder hörst du plötzlich den Zuruf einer dir wohlbekannten Stimme.

Der Strom der von Staub eingehüllten Fuhrwerke schlich langsam vorwärts, hielt an, blieb stehen und begann wieder weiterzurollen. Wo die Straße etwas enger war, — an den Einfahrten in die Dörfer und an Brücken, — entstand ein fürchterlicher Wirrwarr. Zehn Reihen von Fuhrwerken konnten nicht auf einmal durchfahren, und sie jagten daher einander; jedes wollte dem andern den Weg abschneiden, sie stießen zusammen und hinderten sich gegenseitig am Weiterfahren. Rote, wilde Gesichter schimmerten durch den Staub, Ohrfeigen und Hiebe klatschten, Peitschen sausten, und überall hörte man heiseres wüstes Schimpfen und Fluchen. Wie stets bei solchen Gelegenheiten waren jetzt keine höheren Offiziere hier, die sich sonst überall so breit machten, wo man sie nicht brauchte. Kein Offizier mit genügender Autorität war da, um die Sache leiten zu können; die Fuhrwerke prallten aufeinander und versperrten in unglaublichem Wirrwarr den Weg. Von hinten drängten andere Wagen nach, es entstand eine ungeheure Stauung, und der ganze Strom kam bis zum fernen Horizonte zum Stehen.

Aus den Nebenstraßen bogen immer wieder neue Züge in die Mandarinenstraße ein. Hinter uns donnerten in breitem Halbkreis die Kanonen, und das Knattern von Gewehrschüssen rollte zu uns herüber. Ein sibirischer Schütze schritt, einen blutigen Verband an der Hand, über Kaoljanbeete auf die Straße zu.

„Kommst du eben aus der Schlacht?"

„Jawohl."

„Nun, was machen die Japaner?"

Er schlug mit der Hand durch die Luft.

„Sie dringen vor! . . . zahllos!"

Ein mit einem Zelttuche überspannter zweiräderiger Karren fuhr vorbei, ein verwundeter Offizier lag darin. Sein Gesicht war so vollständig mit Binden umwickelt, daß nur eine Oeffnung für den Mund blieb; der Verband war feucht und sah wie eine blutigrote Maske aus; Blut sickerte hindurch. Neben ihm saß ein anderer verwundeter Offizier, ganz blaß infolge des erlittenen Blutverlustes. Traurig und ermattet hielt er den blutigen Kopf seines Kameraden auf seinen Knien. Der Karren stieß und rüttelte, und der blutige Kopf schwankte kraftlos, wie der eines Toten, hin und her.

Durch den Staub hindurch bemerkte ich in dem Wirrwarr der Fuhrwerke ein bekanntes weibliches Gesicht. Ein fürchterlich zerfallenes, bleiches Gesicht mit schwarzen Ringen um die Augen. Ich erkannte Schwester Kamenewa, die Frau des Artillerieoffiziers. Sie fuhr allein in ihrem Charaban, ohne Kutscher; schräg saß sie auf ihrem Sitze, und auf dem Boden des Wagens lag, in Wachstuch eingehüllt, etwas Großes, Eckiges.

Ich arbeitete mich zwischen den Fuhrwerken durch und begrüßte Kamenewa.

„Sind Sie allein?"

„Allein." — Sie antwortete mit einer Stimme, die aus einer andern Welt zu kommen schien. Ihre Augen schauten unbeweglich, groß und finster aus ihren dunkeln Ringen hervor. — „Sie wissen, ich habe in Mukden einen Sarg bestellt und wollte ihn mit der Bahn nach Rußland schicken. . . . Der Sarg wurde nicht zur rechten Zeit

fertig, und so nahmen sie die Leiche nicht an. . . . Nahmen sie nicht an. . . . Die Station war schon aufgegeben. . . ."

Auf einmal begriff ich: das Große und Eckige, das unter dem Wachstuche auf dem Boden des Charabans lag, war der Leichnam ihres Mannes. Der Wind trug mir den erstickenden Geruch verwesenden Fleisches aus dem Wagen entgegen.

„Barbara Feodorowna! Da ist ja nun nichts mehr zu machen! Begraben Sie ihn hier, ich werde Ihnen helfen. Wohin wollen Sie ihn denn mit sich führen?"

Sie sah mich befremdet und voll Erstaunen an.

„Nein, ich führe ihn mit. . . . Wenn ich ihn hier lasse, verliere ich ja doch den Verstand. . . ."

„Euer Wohlgeboren! Herr Doktor!" schrie von der andern Seite der Straße ein Soldat, der durch den dicken Staub meine weiße Binde mit dem roten Kreuze bemerkt hatte. Er winkte mir mit der Hand und rief mich zu sich.

Ich drängte mich durch die Fuhrwerke. An der Straßenböschung lag ein Soldat mit trüben Augen und bleichem, traurigem Gesicht. Neben ihm stand ein anderer mit verbundenem Kopfe.

„Herr Doktor! Helfen Sie ihm etwas! Hat das auch eine Art? Da liegt ein Mensch mit einer Kugel im Bauch, und niemand will ihn aufheben! Soll er denn verrecken wie ein Hund?"

Ich stieg vom Pferde und untersuchte den Verwundeten. Der von einer Kugel durchbohrte Bauch war mit einem Verbande bedeckt, der Puls ging nur ganz schwach.

„Wie viele Fuhrwerke da fahren, — bis obenan vollgeladen! Sieh mal, eine ganze Fuhre mit Filzstiefeln. . . .

Aber den da läßt man liegen! Die Filzstiefel sind mehr wert als ein Mensch!"

Was sollten wir tun? Wir hielten die Wagen an und baten die Fahrer, einen Teil der Ladung fortzuwerfen und den Verwundeten aufzuladen. Die Soldaten antworteten: „Wir dürfen nicht!"; die Zugführer (Offiziere) antworteten: „Wir haben kein Recht dazu!" Sie wollten den Verwundeten auf das Gepäck legen, aber da hatte er sich vorher schon befunden gehabt: mit seiner Bauchwunde war er zu oberst auf der Ladung gelegen und hatte sich an den Stricken festgeklammert, — war dann in eine Ohnmacht gefallen und heruntergestürzt.

Die Fuhrwerke fuhren an uns vorüber und auf ihnen Leute mit schuldbewußten Mienen, die sich bemühten, auf den ausgestreckten Mann da nicht hinzublicken. Man erinnerte sich, wie begierig alle gefragt hatten: „Beschützt uns jemand hinten, haben wir Deckung hinter uns?" Dort schlagen sich Leute, um uns zu retten, und unter ihnen befand sich auch dieser Sterbende. Jetzt lag er nutzlos an der Straßenböschung im Staube, und alle eilten, so schnell sie konnten, an ihm vorüber, damit der traurige Vorwurf, der aus den sich trübenden Augen schaute, nicht ihr Gewissen belaste.

Ich hatte einige Opiumpulver in meiner Tasche. Ich gab dem Verwundeten eines und flößte ihm etwas Kognak ein. Was hätte ich sonst noch tun können? . . .

Leise, wie ein Dieb setzte ich mich auf mein Pferd und ritt weiter.

Ein bekannter Dragoneroffizier kam hergeritten.

„Nun, Rittmeister, wie steht es?"

„Ach! Völlige, völlige Vernichtung! Die Unsern

fliehen wie die Hasen! Wenn irgendwo auf einer Anhöhe ein Häufchen Japaner erscheint, läuft gleich ein ganzes Regiment davon! . . ."

Mühsam schleppten sich die Infanteristen vorwärts.

„Euer Wohlgeboren! Ist es wahr, daß fünf Mächte gegen uns kämpfen?"

Ein Seufzer entfuhr meiner Brust.

„Nein! Nur eine einzige!"

„Nein, nein! Fünf Mächte! Wir wissen es sicher. Woher könnte eine so viele Truppen haben? Zahllos erscheinen sie von allen Seiten her. . . . Fünf Mächte, gewiß!"

„Welche fünf denn?"

„Japan also, China, . . . Amerika, . . . England . . . und dann noch eine, wie heißt sie doch? . . . Ein Land, das auf unserer linken Flanke liegt; wie heißt das?"

„Korea?"

„Jawohl! Fünf Mächte . . ."

Bei einer Brückeneinfahrt häuften sich die Fuhrwerke. Die Fahrer eines Artillerieparks trieben ihre Pferde an, bereit, sich durch die Wagen Bahn zu brechen.

„Sachte, Leute! Ihr fahrt sie ja zusammen!" rief ein Trainsoldat.

„Vorwärts! Drauf los!" schrie ein auf dem Bocke eines Munitionswagens sitzender Artillerist.

Da galoppierte ein Infanterieoberstleutnant an ihn heran.

„Ach du, Hundsfott! Was kommandierst du hier? . . . Haltet an! Wohin wollt ihr?"

Das Gesicht des Artilleristen nahm einen unheimlichen, frechen Ausdruck an.

„Wohin? Dahin, wo Sie auch hin wollen!"

Die Augen des Oberstleutnant sprühten Feuer. Aber da wurde das Gesicht des Soldaten noch drohender und schrecklicher. Und plötzlich fühlte ich: was man sich vor 48 Stunden hätte kaum vorstellen können, erschien jetzt plötzlich begreiflich und wohl möglich. Auch der Oberstleutnant hatte dies Gefühl.

Die Fahrer hieben auf die Pferde ein, und der Park brach durch die Gepäckwagen. Die Peitschen sausten, und die Munitionswagen rasselten einer nach dem andern über die Brücke. Der Oberstleutnant sah ihnen, bleich vor Zorn, schweigend nach.

Immer weiter und weiter, langsam und wie im Krampfe sich zusammenziehend und auseinanderdehnend, rollte der endlose Strom vorwärts. Mitten darin hinkte ein struppiger, weißer chinesischer Gaul; einer seiner Hinterfüße war verstaucht. Den Rücken gekrümmt hüpfte er kläglich auf drei Beinen einher. Vorne zerrte ein Soldat die Mähre am Zügel nach sich, hinter ihr ritt ein anderer und trieb sie mit einer langen Gerte an. Sie kümmerte sich nur wenig um die Hiebe, und der Soldat suchte daher, sie auf die schmerzhafte Stelle am Fuße zu schlagen, worauf der Gaul den Rücken noch mehr krümmend, rasch zu springen begann.

„Weshalb laßt ihr ihn nicht zurück?" fragte ich den einen Soldaten.

„Gern würden wir ihn zurücklassen. Wie haben wir uns schon mit ihm abgeplagt! . . . Aber es ist uns befohlen, ihn mitzuführen."

Wieder verloren wir unsere Leute und Fuhrwerke aus dem Gesichte, und wieder fanden wir sie unerwartet wieder. Und alle, die ich während des letzten Halbjahres in der

Mandschurei getroffen hatte, sie alle waren hier. Eine Art endlosen Newskiprospektes lag vor mir mit einer großen Volksmenge, aus der jede Minute bekannte Gesichter auftauchten.

Zwei Genieoffiziere unseres Korps ritten herzu. Einer von ihnen, ein junger Leutnant, lachte schadenfroh und rieb sich vergnügt die Hände.

„Haben Sie gehört? Das gesamte Gepäck unseres Korpskommandeurs fiel in die Hände der Japaner!" sagte er. „Oh, wie freue ich mich! Der Schuft ist davongelaufen, ohne jemanden von dem Rückzuge in Kenntnis zu setzen. Durch seine Schuld haben wir unser ganzes Gepäck verloren. Sehen Sie, nur was wir auf dem Leibe tragen, ist uns geblieben!"

„Und man hat Sie vom Rückzug nicht benachrichtigt?" lachte ich. „Auch wir sind ohne Benachrichtigung abgezogen."

„Das ist noch nichts! . . . Aber was gestern geschah! Ein Kosak brachte die Nachricht, daß in Fulin die Japaner seien. Der Korpskommandeur lachte: ‚Dummes Zeug!' und befahl uns, eine Telegraphenlinie nach Fulin zu errichten; dort war nämlich der Armeestab. Wir gingen mit unserer Telegraphenkompanie hin und gerieten in ein höllisches Feuer. Da schickte mich der Kompaniechef zum Korpskommandeur mit der Meldung: ‚In Fulin stehen die Japaner und beschießen uns.' Der Korpskommandeur hörte mich an und betrachtete mich giftig. ‚Beschießen? Dazu ist der Krieg ja da, Leutnant, daß man schießt! Gehen Sie und machen Sie die Telegraphenleitung fertig!' Wir begannen unsere Arbeit. Um uns her platzten die Schrapnells. Kam ein Trupp Kosaken vorbei: ‚Weshalb sind Sie

hier?' frug ihr Offizier. ‚Machen Sie, daß Sie fortkommen, die Japaner sind uns auf den Fersen.' Ich jagte zum Stab. Da sah es schon wie in einem aufgewühlten Ameisenhaufen aus; alles setzte sich zu Pferde. ‚Was befehlen Sie, daß mit dem Kabel geschieht, soll es weggenommen werden?' fragte ich den Chef des Stabes. — ‚Weiß nicht, weiß nicht, machen Sie, was Sie wollen! Ich möchte Ihnen nur raten, möglichst rasch fortzugehen!' — ‚Können Sie uns keine Bedeckung geben?' — ‚Nein, nein, unmöglich! Tun Sie, was Sie fürs beste halten! . . . Auf Wiedersehen! . . .' Und alle galoppierten davon . . ."

Es war heiß, und der Kopf schwindelte vor Müdigkeit. Der Park fuhr in ein großes chinesisches Dorf. Die Chinesen standen, in der Sonne und dem Staube blinzelnd, bei ihren Fansen und sahen den Vorbeiziehenden mit gleichgültigen, nichtssagenden Mienen nach.

„Euer Wohlgeboren! Euer Wohlgeboren!"

Auf einer Anhöhe winkte mir ein Soldat unserer Abteilung mit der Hand.

„Kommen Sie, bitte, in dies Gäßchen, die Unsern sind hier."

Am Ufer eines Flüßchens biwakierten beide Lazarette, das Sultanoffsche und unseres. Auch noch einige andere Abteilungen unseres Korps und der Korpskommandeur waren hier.

Von den Aerzten des Sultanoffschen Lazaretts erfuhren wir, daß auch sie seit dem Wegzuge aus M . . .n nicht gearbeitet und sich mit verpacktem Material im Süden von Mukden aufgehalten hatten. Aber der Korpskommandeur hatte natürlich nicht vergessen, sie vom Rückzuge zu benachrichtigen. Sultanoff saß gelblich, abgemagert

und mit mürrischer Miene auf einem Feldstuhle, und Novizkaja tat Zucker in seinen Kaffee.

Wir nahmen einen Imbiß ein und tranken Tee.

Hinter dem Dorfe führte eine schmale, alte Brücke über das Flüßchen; die Fuhrwerke nahmen sie wie im Sturm, um nur so rasch wie möglich auf die andere Seite zu kommen.

Eine Kosakenstreifwache ritt an uns vorbei.

„Sie ruhen sich umsonst hier aus; hinter dem Berge da stehen die Japaner," sagten sie gleichmütig.

Das klang sehr unwahrscheinlich, — wir waren schon zu weit fort. Dennoch ergriff alle eine nervöse Hast. In aller Eile nahm man die Pferde von der Tränke weg und spannte sie ein.

Der Kommandeur fand ganz in der Nähe eine Furt durch das Flüßchen und setzte die Reihenfolge der einzelnen Abteilungen fest. Zuerst kam das Sultanoffsche Lazarett an die Reihe, obwohl es der Nummer nach hinter dem unserigen kam.

Der Sultanoffsche Park setzte über das Flüßchen und fuhr über die Aecker nach der Mandarinenstraße. Nun kamen wir daran. Das Ufer auf dieser Seite war steil, der Aufstieg jenseits noch steiler. Die Peitschen sausten, und auf der andern Seite des Flusses stemmten sich die Soldaten gegen die Fuhrwerke und schoben aus Leibeskräften.

Hinter unserm Zuge hatte sich schon wieder eine Masse neuer Züge angehäuft. Auch über die schmale Brücke rollte ununterbrochen Wagen um Wagen.

Plötzlich kreiste geräuschlos eine große Säule gelblichgrauen Rauches auf dem Felde hinter dem Flüßchen, und gleich darauf ertönte ein kurzes, dumpfes Krachen. Be-

sorgt schaute ich hin. Was war das? Eine neue Rauchsäule erschien zwischen den Bäumen drüben, Zweige flogen in die Luft, Aeste brachen.

Die Fuhrwerke jenseits des Flusses jagten im Galopp über die Aecker hin, und die Soldaten hieben zusammengeduckt wie rasend auf die Pferde ein. Unten bei der Furt gerieten Menschen, Pferde und Gepäck in wildem Getümmel durcheinander. Alles ringsum suchte sich loszureißen und irgendwohin durchzubrechen.

Plötzlich erscholl von der Brücke her ein betäubendes Krachen. Aus dem Rauche heraus flog ein Pferd mit zerbrochener Deichsel. Ein Artilleriepark jagte daher, brach sich durch die Gepäckwagen Bahn, so daß diese umkippten. Ein Mann wurde vom Bocke geschleudert, seine Hand geriet unter die Räder, er purzelte im Staub herum, erhob sich auf die Knie, und wälzte sich, von den daherrasenden Pferden niedergeworfen, wieder unter den Rädern.

Noch ein Geschoß platzte und noch eines. Eine keuchende Stimme schrie:

„Mischka! Schneide die Stränge durch!"

Die Stimme drang in die Tiefe der verwirrten Gemüter wie ein hoher Befehl, dem man ohne Ueberlegung gehorcht. Die Soldaten durchschnitten rasch die Stränge, schwangen sich aufs Pferd und jagten in voller Karriere auf die andere Seite des Flüßchens. Anderen kam es gar nicht in den Sinn, ihre Pferde zu besteigen; sie überließen sie ihrem Schicksal und liefen davon.

„Kerls! Wo wollt ihr hin? Dem Traingesindel nach? . . . Auf eure Plätze!!" ertönte eine heisere, verzweifelte, weinerliche Stimme aus dem Getümmel.

Ein Artillerieleutnant saß inmitten seiner im Gewirr

der Wagen steckengebliebenen Kanonen mit gezogenem Säbel zu Pferde. Ein Soldat schnitt, ohne auch nur auf den Offizier zu achten, die Stränge durch.

„Was machst du da? . . . Was?! . . ."

Der Leutnant versetzte dem Manne mit dem Säbel einen Schlag über die Schulter. Dieser wankte zurück, zog schweigend den Kopf ein und sprang die Böschung hinab. Ein schlanker, magerer Artilleriehauptmann mit blassem Gesicht und weit aufgerissenen Augen saß unbeweglich auf seinem Pferde. Er hatte es begriffen: Jetzt war mit den Leuten nichts mehr anzufangen.

Krachend blitzte an dem Abhange eine Schimose auf und überschüttete uns mit Lehm. Die Artilleristen warfen sich auf ihre Pferde und galoppierten davon. Ich sprengte ihnen nach. Der Leutnant ließ seinen Säbel fallen und griff sich mit den Händen an den Kopf. Dann jagte er mit verhängten Zügeln an dem hohen Ufer entlang. Sein Gesicht war tief gerötet, seine Lippen murmelten etwas Unverständliches, und in seinen Augen flackerte ein unheimliches Feuer. Wie von Sinnen galoppierte er dem Flusse entlang den platzenden Schrapnells entgegen, und stieß wie rasend seinem Pferde die Sporen in die Seiten.

Der magere Artilleriehauptmann saß allein und unbeweglich zwischen den verlassenen Geschützen zu Pferde. Er hielt etwas in der Hand, erhob sie, nahe an seinem Kopfe blitzte Feuer auf, und der Hauptmann schlug neben dem plötzlich durchgehenden Pferde wie ein Sack auf den Boden.

Aber wie konnten die Japaner hier auf einmal erschienen sein? Lange, lange nachher erfuhren wir es: der

unglaublichen Kühnheit einer kleinen Abteilung von zwei oder drei Geschützen war es gelungen, unbemerkt eine mehrere Werst vor ihnen entstandene Lücke zu durchkreuzen; ohne jede Bedeckung stellten sie sich auf einem Hügel auf und eröffneten auf den Flußübergang das Feuer. Und diese ganze Masse bewaffneter Leute floh, und Sachen im Werte von Hunderttausenden von Rubeln gingen dabei zugrunde.

Schon lange lag das Flüßchen mit den platzenden Geschossen hinter uns, und trotzdem gingen alle Fuhrwerke noch im Galopp. Um rascher fliehen zu können, warf man alle schweren Sachen fort. Auf einmal hatten sich ganz andere Ansichten über den Wert des Gepäckes gebildet. Früher war man davor zurückgeschreckt, ein Paar abgetragene Kummete aus den Wagen zu werfen, um einen Verwundeten dafür aufzunehmen; jetzt warf man leichten Herzens ganze Ballen von Soldatenmänteln weg, Säcke voll Futter und Proviant, Offizierskoffer und Körbe.

Ungefähr fünf Werst hinter der Brücke, als die Fuhrwerke schon wieder ihre gewohnte Fahrgeschwindigkeit angenommen hatten, bemerkte ich einen von seinem Parke versprengten Munitionswagen. Plötzlich schrie der auf dem Bocke sitzende Soldat den Fahrern ein „Halt!" zu.

Sie hielten. Der Soldat stieg langsam herunter, zog hinten irgendein Kästchen heraus, entnahm ihm einen hölzernen Löffel und ein Päckchen Tabak.

„Wir sind jetzt lange genug gefahren! . . . Macht die Stränge los, Kinder!"

Dies geschah, die Artilleristen setzten sich auf ihre Pferde und ließen den Wagen stehen.

Das Gefühl für Mein und Dein schien gänzlich ver-

loren gegangen. Sobald ein Fuhrwerk umkippte, stürzten die Soldaten sofort darauf los, um es zu plündern. Ueberall kamen Beute witternde Schakale in Menschengestalt zum Vorschein. Später wurde mir erzählt, daß die Marodeure nachts absichtlich falschen Alarm schlugen, um in der entstandenen Verwirrung die Bagage zu plündern. Während der Panik am Flusse Puhe wollten zwei Kosaken die Geldtruhe des Brückenparks aufbrechen; ein Feldwebel erschoß einen von ihnen mit seinem Revolver, verwundete den andern und führte die Truhe fort.

Die tierische Raubsucht und Zerstörungswut, die an den schutzlosen Chinesen großgezogen worden, loderte jetzt in hellen Flammen empor und breitete sich mit der größten Geschwindigkeit in unserer Armee selbst aus. Die Augen glühten in wilder Gier, und man raffte alles, auch ganz nutzlose Sachen, zusammen.

Das Gefühl der Schande war verloren gegangen.

Die Straße war dicht mit weggeworfenen Pelzen, Warenballen, Gewehren besät. Ungeordnete Haufen zersprengter Soldaten schleppten sich hin, und man konnte sich kaum vorstellen, daß das noch vor kurzem in Reih und Glied marschierende Kolonnen waren.

„Euer Wohlgeboren, was ist das?" fragten die Soldaten. „Man verjagt uns ja geradeso, wie wir im Jahre 1812 die Franzosen verjagten."

Ein älterer Mann mit zerzaustem Bart rief düster: „Mütterchen Rußland ist durch die Kraft überwunden. Es ist am Ende angelangt."

Er schritt langsam dahin, nickte Unheil ahnend mit dem Kopfe und wiederholte die unverständlichen Worte: „Durch die Kraft überwunden. Ueberwunden . . ."

Und endlos rollten die Wagen vorwärts. Wieder verlor man unerwartet bekannte Gestalten und Fuhrwerke aus dem Gesichte, und fand sie ebenso unerwartet wieder. Die halbverrückte Kamenewa fuhr in ihrem Charaban mit ihrer fürchterlichen Fracht vorüber. Den Rücken gekrümmt hüpfte sich abquälend die struppige weiße Mähre mit dem verstauchten Fuße einher, und der hinter ihr reitende Soldat bemühte sich, sie mit seiner Gerte auf die schmerzhafte Stelle zu schlagen. Sie ist hier, diese Mähre. Gerettet! . . . Ja, so mußte es auch sein. Geschütze und Fuhrwerke ließ man zurück, Magazine im Werte von vielen Millionen brannte man nieder, aber diesen nutzlosen, krüppeligen Gaul schleppte man nach, suchte ihn zu retten, — und rettet ihn, gewiß. Plötzlich zeigte sich mir darin ein großes, krankhaft-karikiertes Symbol.

Es ging das Gerücht, daß die zweite und dritte Armee gänzlich aufgerieben worden seien, daß sich ganze Bataillone, ohne einen Schuß abzufeuern, ergeben, und daß die Japaner überall in ungeheuren Massen erscheinen und die zurückweichenden Truppen fürchterlich bedrängen.

„Nun, jetzt ist der Krieg unzweifelhaft zu Ende!" sagten offenherzige Leute.

Dieser Gedanke saß auch geheim und unausgesprochen in den Köpfen der Soldaten. Nachdem sich die am Flußübergang entstandene Panik gelegt hatte, drang von weitem ein fröhliches „Hurra!" herüber. Die fliehenden Truppen durchzuckte ein fröhliches, erwartungsvolles Beben, und alle fragten einander voll Ungeduld:

„Was ist das? Ist der Friede verkündet?"

Es stellte sich nachher heraus, daß Sappeure unter dem feindlichen Feuer die zerstörte Brücke wieder her-

gestellt und die zurückgelassenen Geschütze mitgenommen hatten. Dafür hatte ihnen der Kommandeur seinen Dank ausgesprochen. —

Langsam, langsam bewegte sich der Strom der Fuhrwerke vorwärts. Die Straßen waren abscheulich, die Steigungen stark, die Brücken schmal und halb zerfallen. Und jeder dachte nur an sich selbst. Hier ist eine schmale Stelle der Straße, quer durch zieht sich eine tiefe Einsenkung und eine Seite liegt tiefer als die andere. Jeder Wagen bleibt in dieser Vertiefung stecken. Aber mit ein paar Schaufeln hätte man die Einsenkung in fünf Minuten ausfüllen und dann im Trab darüber hinwegfahren können. Allein jeder dachte nur an sich selbst und sein Fuhrwerk.

Aber warum waren die Straßen so unfahrbar? Während des ganzen Krieges waren wir zurückgewichen. Man konnte daher doch wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß wir uns wieder zurückziehen müßten. Aber das war der Fluch: das sicherste Mittel, einen Rückzug zu verhindern, wurde bei uns darin erkannt, daß man starrsinnig ankündigte, daß wir uns nicht zurückziehen werden, und hartnäckig so handelte, daß niemandem auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines Rückzuges auftauchen konnte.

Sonderbar! Die Japaner zogen sich während des ganzen Feldzuges nicht ein einzigesmal zurück, und doch trafen sie jedesmal für den Fall eines Rückzuges die weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln. Wir wußten immer nur: wir sind wieder auf dem Rückzug, und jedesmal kam er für uns unerwartet, und wieder und wieder zogen wir uns auf unfertigen Straßen zurück. Hinter Telin führte nur eine Eisenbahnbrücke über den Fluß Ljaohe.

Unsere dritte Armee überschritt den Fluß auf krachendem, mit Wasser überflutetem Eise. Wenn sich die Schlacht nur eine Woche später abgespielt hätte, so wäre es schon nicht mehr möglich gewesen, über das Eis zu gehen, und unsere ganze Armee würde von den Japanern sozusagen mit bloßen Händen gefangen worden sein.

Man erzählte mir, daß schon bei Daschitschao Kuropatkin beim Besuche der Spitäler einen Oberarzt gefragt hatte, warum keine Bäder und Bäckereien da seien. Der Oberarzt antwortete verlegen: daß man nicht wisse, ob sie lange hierbleiben würden. Da erklärte Kuropatkin fest und ruhig:

„Sehen Sie dort den Fluß? Weiter als bis zu diesem Flusse werden die Japaner nicht kommen. Errichten Sie eine steinerne Bäckerei und eine Badeanstalt. Lassen Sie die Soldaten baden."

„Weiter als bis zu diesem Flusse," ja Hunderte von Werst weiter warfen uns die Japaner zurück. Und bei Mukden ging wieder alles im alten Schlendrian. Die Munitions- und Proviantdepots erstreckten sich in langer, dünner Linie parallel zur Front. Die Befehlshaber versicherten, daß wir uns nicht zurückziehen würden. Eine Woche vor der Schlacht bei Mukden hatten die zuständigen Behörden unsern Spitälern ihre Unzufriedenheit über die geringen Holzvorräte ausgedrückt und befohlen, einen Vorrat von fünf bis sechs Kubikklaftern anzuschaffen. Ein Kubikklafter kostete damals ungefähr 100 Rubel. Man kaufte das Holz, — und zwei Wochen später wurden diese Berge von Holz vor den anrückenden Japanern verbrannt. „Wir werden uns nicht zurückziehen, wir werden uns nicht zurückziehen! . . ."

Das Wort hatte die Macht . . . Möglichst laute, kräftige, imponierende und „den Mut aufrecht erhaltende" Worte waren die Hauptsache. Und Nebensache war es, wenn die Tatsachen die ganze Zeit grausamen Spott mit den Worten trieben, — was hatte das zu bedeuten! Wenn man nur noch finsterer die Augenbrauen zusammenzog und auf noch imponierendere und Furcht einflößende Weise das drohende Wort aussprach! Bei seiner Ankunft hatte Kuropatkin erklärt, daß der Friede nur in Tokio geschlossen werde, und schon nach einigen Monaten sang die ganze russische Armee in bitterem Hohn:

Kuropatkin mit seinem Troß
Will die Japaner fangen,
Nach Tokio will sein feurig Roß,
Jetzt läßt den Kopf es hangen.

Als Grippenberg bei der Armee ankam, sagte er in feierlicher Rede zu den Soldaten: ‚Wenn einer von euch zurückweicht, so werde ich ihn erstechen; wenn ich zurückgehe, so erstecht mich!' Dies sagte er — und zog sich von Sandepu zurück.

Wir waren todmüde. Der Kopf drehte sich schwindelnd im Kreise, und man vermochte sich kaum im Sattel zu halten. Heftiger Durst quälte uns, aber alle Brunnen an der Straße waren ausgeschöpft. Der Marsch wollte kein Ende nehmen. Zuweilen dachte man: noch eine Minute und du fällst vom Pferde. Und dann ist's aus. Das war vollkommen klar. Niemand bekümmerte sich mehr um dich, jeder denkt nur an sich selbst.

Und dort in der kleiner werdenden Lücke zwischen den zurückweichenden Russen und den heranrückenden Japanern

wartete etwas, das schrecklicher war als Gefangennahme, schrecklicher als der Tod. Auf die Zurückbleibenden lauerten in dieser Lücke wie Schakale die Bewohner des von uns verwüsteten Landes, jene unheimlich schweigsamen Menschen mit den rätselhaften, ausdruckslosen Gesichtern. Jeder wußte, daß sie uns nicht schonen würden, nicht schonen könnten, denn wir selbst hatten ja alles getan, um in ihren Herzen einen blutigen, unversöhnlichen Haß gegen uns zu entflammen. Ich erinnerte mich, auf welche Art Burjaten in der transbaikalischen Steppe für uns ein Schaf schlachteten und was ich dabei dachte. . . .

Und die Seele erstarrte vor kaltem Schrecken. Man spannte alle Kräfte an, um sich im Sattel zu erhalten, und die Hand tastete nach dem im Gürtel steckenden Revolver, — ob er da wäre, der Erlöser aus der Not.

Später, erst viel später erfuhr ich das, was mich noch jetzt vor Staunen und andachtsvoller Ehrfurcht erzittern macht. Ein Student der Medizin blieb in unsern Lazaretten zu Mukden zurück und geriet in die Gefangenschaft der Japaner; nach kurzer Zeit wurde er entlassen und erzählte im »Charbiner Boten« folgendes:

Die Chinesen hoben freiwillig die verwundeten Russen von der Mandarinenstraße auf und brachten sie nach Mukden in die japanischen Lazarette! Sie erwarteten dafür keine Belohnung von seiten der Japaner — diese kargten überhaupt mit Belohnungen; mit eigenen Verwundeten überhäuft, mußten diese die Chinesen mit ihren Bürden sauertöpfisch genug empfangen haben . . . Auf solche Weise rächten sich diese rätselhaften Leute für die Verwüstung ihres Landes und für die Entweihung ihrer Friedhöfe und Tempel.

Die Sonne ging unter; über dem Abendrote glänzte

matt die Sichel des neuen Mondes. Ich traf mit Schanzer und Seljukoff zusammen. Schanzer war wie gewöhnlich frisch und lebensfroh. Seljukoff saß wie eine lebendige Leiche auf seinem Pferde. Von ihnen erfuhr ich, daß die Hälfte unseres Gepäckes an der Furt, wo wir unter das Feuer der Japaner gerieten, im Stiche gelassen worden war.

Es wurde dunkler. Die Mondsichel ging unter. Hinter uns und zur linken Seite lohte roter Feuerschein empor. Wir arbeiteten uns auf den neben der Straße sich hinziehenden Fußwegen durch. Der nur undeutlich sichtbare, graue Boden unter unseren Füßen spiegelte uns Löcher vor, die gar nicht existierten, und verbarg die wirklich vorhandenen Gruben. Außerhalb des Weges zu reiten, war unmöglich, und es war gar nicht daran zu denken, in die Straße einzubiegen: sie wimmelte so von Fuhrwerken, daß unsern Pferden sogleich die Beine zerquetscht und abgeschlagen worden wären.

Es wurde kalt. Zu beiden Seiten der Straße waren überall Biwaks. Infolge der Lagerfeuer schien es ringsumher noch dunkler. Man hätte selbstverständlich keine Feuer anzünden sollen, aber daran dachte niemand.

Offiziere des Regimentes N., welche sich mit ihrem Bataillone einer kurzen Rast hingaben, gewährten uns an ihrem Lagerfeuer Zuflucht und bewirteten uns gütig und aufs beste mit Kognak, Sardinen und Tee. Wir waren ihnen aus tiefstem Herzen dankbar dafür und freudig gerührt, daß es solche gute Menschen auf der Welt gibt.

Im Süden flackerte langsam ein weitausgedehnter roter Schein am Himmel. Im Westen brannten, der Eisenbahnlinie entlang, die Stationen; es sah aus, als erstrecke sich eine Reihe ungeheurer Fackeln bis an den Horizont hin.

Und diese Fackeln dehnten sich bis weit vor uns hin aus.

Ein verirrter Ordonnanzoffizier saß neben mir, rührte mit einem Löffelchen Tee in einer blechernen Kanne um und erzählte:

„Niemand weiß, wo das Regiment ist. Wohin soll ich reiten? Auf einmal sehe ich — den Stab unserer Armee. General Kaulbars steht da und verhört einen gefangenen Japaner. Ich trete näher und warte. Da kommt noch ein Offizier angeritten und frägt halblaut, wo das 7. Schützenregiment sei. Kaulbars hört es und wendet sich rasch um. ‚Wie? Was?‘ — ‚Exzellenz, ich sollte wissen, wo das 7. Schützenregiment ist.‘ — Kaulbars sieht ihn an: ‚das 7. Regiment?‘ Dann dreht er sich um und zuckt mit den Achseln. ‚Ich weiß nicht, wohin meine ganze Armee gekommen ist, und der frägt, wo das 7. Regiment ist!‘“

Ich legte meinen Kopf auf die Füße des tiefschlafenden Seljukoff, deckte mich mit dem Halbpelze zu und überließ mich einer stillen, sanften Ruhe. Einer der Offiziere erzählte dem Ordonnanzoffizier etwas; seine Stimme klang gereizt und abgerissen.

„Wir standen auf dem Flügel der dritten Armee; neben der zweiten. Hinter uns stand eine Batterie mit Belagerungsgeschützen. Am 19. erfuhren wir plötzlich, daß sie abgefahren ist. Wohin? Wissen Sie wohin? Nach Telin! Wir wollten es nicht glauben. Man rettete sie! Zu Anfang der Schlacht wurden die Kanonen gerettet! Fürchterlich — sie könnten auf einmal den Japanern in die Hände fallen! . . . Mein Gott! Was soll das heißen? Sind die Kanonen für die Armee da oder die Armee für die Kanonen?!“

Ich war schon fast eingeschlummert, als ich plötzlich

wieder zum Bewußtsein kam. Ich erinnerte mich, daß wir ungefähr zur Zeit des Ueberganges über den Hunhefluß einmal einer Kompanie Infanteristen begegneten: auch sie geleiteten Mörser nach Telin.

„Wir schlugen uns drei Tage lang ohne Artillerie. Den japanischen Geschützen hatten wir nur Gewehre entgegenzustellen. Nicht nur die Belagerungsgeschützbatterie, sondern alle Geschütze waren, wer weiß wohin, geschafft worden. . . . Bei uns verliert man lieber tausend Mann, als daß man eine einzige Kanone riskiert. Zu telegraphieren, daß eine ganze Division vernichtet sei, — das ist eine Ehre! Aber zu telegraphieren, daß ein Geschütz verloren gegangen sei, — das ist eine Schande! Und die ganze Zeit dachte man bei uns nicht daran, den Japanern mit den Kanonen Schaden zuzufügen, sondern nur daran, daß sie ja nicht den Japanern in die Hände fielen. . . . Ist es denn eine Schande, ein Geschütz im Stich zu lassen, wenn es sein möglichstes getan hat?"

„Ja, die Japaner scheuen sich nicht davor!" rief eine dumpfe Baßstimme. „Tollkühn fliegen sie mit ihren Geschützen ohne jede Bedeckung voraus und schießen darauf los!"

„Und recht haben sie! Wenn eine Kanone verloren ist — dann zum Teufel mit ihr! Sie hat ihre Pflicht getan!"

Es wurde verständlich, warum auch unsere Lazarette schon bei Beginn einer Schlacht so rasch zurückgeführt wurden. Ueberall beobachtete man eine maßlose, immer das schlimmste erwartende Vorsicht, nicht die Vorsicht ruhig abwägender Kühnheit, sondern die Vorsicht der Feigheit, die Angst, etwas aufs Spiel zu setzen, und die Furcht davor, was man dort sagen wird. . . .

Ich schlief ein.

„Doktor! Doktor! Wachen Sie auf!"

Eine Hand berührte weich und behutsam meine Schulter. Das Bataillon marschierte ab. Wir standen auf.

Es war immer noch so finster; überall brannten die Lagerfeuer; unten auf der Straße hob sich dunkel das Gewimmel der Fuhrwerke ab. Unsere hungernden Pferde rupften traurig die Grasreste des vorigen Jahres aus. Nach dem Schlafe fror es einen noch mehr, und doch wollte man noch schlafen, immer nur schlafen. . . .

Scharen von Soldaten gingen vorüber.

„Habt ihr nicht gehört, wie weit die Japaner von hier sind?"

„Eine Werst! Gleich dort hinter dem Berge."

Ringsum waren steile Abstürze. Wir setzten uns zu Pferde, ritten auf die Straße hinunter und wanden uns zwischen den dastehenden Fuhrwerken durch. So ritten wir eine Werst weit. Die Fuhrwerke stauten sich hier wie ein in seinem Laufe aufgehaltener Strom.

Die Durchfahrt verhindernd, standen dunkle, schwerbeladene Wagen vor uns; dahinter zog sich die ebene, leere Straße hin. Die Soldaten schlummerten auf ihren Fuhren.

„Was steht ihr hier? Ist bei euch etwas kaput gegangen?"

„Nein, nein! Wir geben den Pferden zu fressen. Seine Wohlgeboren, der Herr Hauptmann, haben sich schlafen gelegt und befohlen, ihn nicht zu wecken."

„Ihr Spitzbuben! . . . Warum fahrt ihr nicht zur Seite? Seht ihr nicht, daß euretwegen alle Fuhrwerke stillstehen?!"

„Wir haben den Befehl, hier stehenzubleiben, sonst ist es später schwer, wieder in die Straße hineinzufahren."

Unser Gespräch hörte ein von hinten her kommender Trainoberstleutnant. Bebend und fast erstickend vor Zorn ging er, den Hauptmann zu wecken.

Wir ritten weiter. Nach und nach füllte sich die Straße wieder mit vorwärtsstrebenden Fuhrwerken, und es wurde immer schwieriger, sich durch sie Bahn zu brechen. Beinahe hätten wir Seljukoff verloren. Und am Straßenrande konnten wir unmöglich reiten. . . . Einerlei! So erwarten wir eben hier den Tagesanbruch, komme, was wolle!

Auf einer Anhöhe saßen drei Sappeure um ein Feuer; daneben standen ein paar Fourgons. Die Soldaten rückten zusammen und machten uns am Feuer Platz.

„Wie, Euer Wohlgeboren, ist es wahr, daß der Friede verkündet worden ist?" fragte mich einer.

„Nun, wo soll man jetzt Unterhandlungen führen? Man findet ja niemanden.. Doch ist der Friede gewiß nahe. Man kann den Krieg unmöglich fortsetzen, das ist vollkommen klar."

„Na, es ist Zeit, daß er beendigt wird. Wie lange kämpfen wir schon!" Er schwieg ein Weilchen. „Aber was glauben Sie, werden wir dem Japaner was bezahlen müssen?"

„Ja, wahrscheinlich werden sie auch eine Kriegsentschädigung verlangen."

„Da wird man die Bauern mit noch mehr Steuern belasten. . . . Nein, dann ist es schon besser, weiterzukämpfen."

„Was hat doch der Zar gedacht, als er diesen Krieg anfing?" seufzte ein anderer.

Hinter uns in der Dunkelheit krachte ein Schuß, ein zweiter, und es fing an, rasend zu knattern. Das Gewehr-

feuer war nicht weiter als eine Werst von uns entfernt. Alle horchten gespannt.

„Oho! Die Japaner schlafen nicht!" sagte Schanzer, mit nervöser Lebhaftigkeit. „Sie ruhen nicht in ihrer Jagd."

Das Gewehrfeuer wurde heftiger und kam näher. Unten auf der Straße jagten die Fuhrwerke dahin; Geschrei und Fluchen scholl herauf. Ganze Scharen von Soldaten rannten an den Biwakfeuern vorbei.

„Was ist das für ein Geschieße dort, Landsleute?"

„Was! Der Japaner setzt uns nach. Er hat uns den ganzen Park weggenommen!"

„Aber wir haben Bedeckung?"

„Was Bedeckung! Die Unsrigen schießen nur einmal, dann laufen sie davon . . ."

Die Sappeure führten eilig ihre Fourgons auf die Straße.

„Machen wir uns auch auf?" fragte Schanzer.

Seljukoff blieb todmüde sitzen und ließ den Kopf hängen.

„Ich gehe nicht. Ich falle ja doch vom Pferde."

Auch mir lag eine bleierne, unbezwingbare Müdigkeit in den Gliedern. Mochte man mich gefangen nehmen, oder erschießen, — das war mir so vollkommen gleichgültig! Schlafen, schlafen — das allein war wichtig.

„Ich werde mich auch schlafen legen," sagte ich. „Wir können dort ja doch nicht reiten, die Fuhrwerke würden uns ohnehin zermalmen."

Wir legten uns am Feuer zurecht. Das Krachen des Gewehrfeuers rollte zu uns herüber, — aber es ließ uns kalt. Im Norden flammten immer wieder neue Stationen auf, — für uns waren das bloße Fackeln, die da am Horizonte brannten. . . . Der Gedanke an die fernen Lieben

blitzte auf, loderte empor und erloschen sogleich wieder in stumpfem Gleichmut.

Ich erwachte bei Morgengrauen. Das Feuer war schon längst erloschen; die unter dem Halbpelz verschlungenen Arme waren erstarrt; die Kälte drang bis in die Knochen. Neben der Asche schliefen, mit Reif bedeckt, Schanzer und Seljukoff. Unsere Pferde standen traurig, mit zu Boden gesenkten Köpfen da. Auf der Straße wogten wie zuvor endlose Reihen von Fuhrwerken langsam gegen Norden. An der Böschung lagen, von der Straße hierhergeschleppt, zwei staub- und blutbedeckte Soldatenleichen; sie waren von den Rädern und Pferdehufen zermalmt worden. Doch, wo waren die Japaner? Niemand hatte sie gesehen. In der Nacht war eine völlig unbegründete Panik entstanden. Irgend jemand schrie im Traume: „Die Japaner! Schießt!" und sogleich verbreitete sich ein fürchterlicher Schrecken. Die Wagen rasten in der Dunkelheit davon, warfen die Leute nieder und stürzten über die Abhänge. Die Soldaten schossen ins Dunkle hinein und trafen die Ihrigen.

Ich weckte Seljukoff und Schanzer, wir setzten uns in den Sattel und ritten fort. Die Sterne erloschen und die kalte Morgenröte fing an zu erglühen. An einem Flusse tränkten wir die Pferde.

Es wurde immer heller. Rechts hinter den Bergen stieg die Sonne empor, die Luft erwärmte sich. Mein Körper hatte ausgeruht, und ich fühlte mich frisch und munter. Vor uns zeigte sich in der glitzernden blauen Ferne eine Stadt; elegant zeichneten sich die Kuppeln der Pagoden und die geschweiften Ränder der Dächer ab. Ist das Telin? Nein, bis Telin sind's noch 30 Werst. ... In der heiteren Morgen-

sonne wälzte sich langsam ein fremdartiger Strom durch die stille chinesische Stadt. Aus den Kaminen stiegen wie in tiefstem Frieden Rauchsäulen empor.

Die Disziplin war vor aller Augen stark im Abnehmen begriffen.

„Ich haue dich mit dem Säbel nieder, du Lump!" schrie ein Offizier.

„Und ich steche dich mit dem Bajonett nieder!" schrie der Soldat zurück. „Wie tapfer du jetzt bist! Aber wo warst du in der Schlacht? . . . Seid hinter den Grabhügeln gelegen und habt uns vorausgeschickt? . . ."

Es wurden schreckliche Gerüchte darüber laut, wie Soldaten mit ihren Offizieren ins Gericht gingen. Folgender Vorfall mit einem Obersten wurde erzählt: in der Ferne tauchten transbaikalische Kosaken auf; zufolge ihren gelben Mützen- und Hosenstreifen hielt man sie für Japaner, und sofort entstand eine Panik; die Leute schnitten die Stränge durch und schossen wie von Sinnen auf die Kosaken. Der Oberst warf sich auf seine Leute, stieß fluchend Drohungen gegen sie aus, und schoß, um sie einzuschüchtern, zweimal mit dem Revolver in die Luft. Die Soldaten umringten ihn.

„Was fällt dir ein? Wie wagst du, auf uns zu schießen?" Sie gaben ein paar Schüsse auf ihn ab und rannten mit den Bajonetten auf ihn los. — All das erwies sich als wahr. Der Oberst hieß Timotheew. Er war nicht tot, starb aber an den erlittenen Wunden drei Wochen darauf in Guntschulin.

Im Lauf des Tages begegneten wir einigen unserer Fuhrwerke, bei welchen sich Dr. Gretschichin und der Gehilfe des Verwalters, Bruk, befanden. Wir ritten zusammen

weiter. Wo der Oberarzt und der Verwalter waren, wußte niemand.

Gegen Abend tauchte in der Ferne ein hoher, mit Befestigungen gekrönter Berg auf. Hinter ihm lag Telin. Die Straße teilte sich hier. Am Scheidewege saß ein Offizier zu Pferde und rief:

„Sechstes und sechzehntes Korps — rechts, erstes und zehntes — links!"

Zum erstenmal geschah es, daß auf diesem langen, unsinnigen und führerlosen Marsche jemand einen Befehl gab, an etwas dachte . . . Wir kamen an den Fuß des Berges. Weithin erstreckten sich hier ehemalige, mit niedrigen Lehmzäunen umgebene Gemüsegärten. Ein Biwak befand sich am andern, und überall stieg der Rauch der Lagerfeuer in die Luft. Auch wir machten halt.

Hier waren schon die andern drei Spitäler unseres Korps. Sultanoff lag, gelb im Gesicht und ganz krank, in dem vierspännigen Wagen, der für die Schwestern bestimmt war. Novizkaja hatte schwärzliche, zusammengeklebte Lippen und ein staubiges Gesicht; ärgerlich und grell schrie sie wie eine Pächtersfrau die Soldaten an. Die vorbeiziehenden Truppen schauten verwundert auf diesen sonderbaren Kommandeur.

„Wie? Kommandiert euch ein Weib?" fragten sie spöttisch die Sultanoffschen Leute.

Diese beobachteten ein düsteres Schweigen und wandten sich ab.

Da kam Sinaïda Arkadjewna zu uns gelaufen.

„Nein, jetzt ist's genug!" sagte sie, in reizender Erschöpfung die Arme sinken lassend. „Wir haben genug Schrecken ausgestanden, adieu! Wir fahren mit der Eisen-

bahn nach Charbin! . . . Aber wissen Sie, die arme Barbara Theodorowna! Sie kam von uns ab und fuhr den ganzen Weg allein in ihrem Charaban, und zu ihren Füßen lag die halb in Fäulnis übergegangene Leiche ihres Mannes. . . . Als sie hierherkam, wollte sie auf dem hiesigen Bahnhofe die Leiche auf den Zug geben, aber sie wurde nicht angenommen. Endlich erbarmte sich ihrer ein General, — er war so lieb! — ließ die Leiche in Matten einnähen und als Frachtgut spedieren. Sie fuhr mit . . ."

Wir fanden in einer elenden Lehmhütte Unterkunft. Bekannte Offiziere und Aerzte besuchten uns.

„Unserem Korpskommandeur wurde befohlen, eine Division vor Telin in Schlachtordnung aufzustellen, aber im Stabe wissen sie nicht, wo die Regimenter sind. Sie sind alle verloren gegangen."

„Wird es bei Telin zu einer Schlacht kommen?"

„Das weiß Gott! Ich glaube, daß nur die Nachhut ein Scharmützel zu bestehen haben wird. Man kann die Truppen nicht sammeln, und außerdem fehlt es an Munition: Alle Magazine waren unmittelbar hinter den Stellungen; zum Teil wurden sie durch Geschosse zerstört, zum Teil in die Luft gesprengt, damit sie den Japanern nicht in die Hände gerieten."

Auf dem Bahnhofe zu Telin war alles gedrängt voll. Man trank Schnaps und Tee und aß zu Abend. Neben mir saß ein magerer Intendanturbeamter mit den Epauletten eines Staatsrates. Er erzählte seinem Nachbarn, einem Trainoberstleutnant, wie sie nirgends Transportmittel auftreiben könnten und daher die Vorräte verbrannten. Sich vertraulich zu seinem Nachbarn hinüberbeugend, fügte er in halblautem Flüstertone hinzu:

„Jetzt bringt uns jeder Tag eine Einnahme von anderthalb bis zweitausend Rubelchen! . . .“

Wir legten uns in unserer Lehmhütte schlafen. Vom Stabe war der Befehl angelangt: morgen bei Tagesanbruch aufzubrechen und nach der Station Kajuan, 35 Werst nördlich von Telin, zu fahren. Da kehrte Bruk vom Bahnhofe zurück, wo er sich länger aufgehalten hatte, und erzählte, daß dort jetzt eine wahre Panik herrsche: man nehme die Briefkästen und Telegraphenapparate weg, alles fliehe; die Japaner rückten auf Telin los.

Neuntes Kapitel.

Irrfahrten.

Meuterei und Plünderung. — Die Vorgesetzten werden bedroht. — Haarsträubender Bureaukratismus auf Kosten der Armee. — Wie die Soldaten über das Ausrauben der Chinesen denken. — Davidoff bestiehlt die Kasse und verrät seine Leute, damit der Kassenwagen vom Feind genommen würde. — Kuropatkin abgesetzt; Linjewitsch Oberbefehlshaber. — Die Japaner wissen besser als unsere Führer, wo die russischen Truppen stehen. — Viele Offiziere simulieren Verwundungen und legen sich Verbände an. — Sinnlose Marschbefehle. — Wir erwarten einen Ueberfall der Chungusen.

Beim Morgengrauen standen wir auf und machten uns zur Abfahrt bereit. Alle waren aufgeregt und nervös. Kompanien und Bataillone marschierten vorbei.

„Woher?“

„Von der Aufnahmestellung.“

„Sind die Japaner weit?“

„Zehn Werst.“

Die Disziplin geriet immer mehr in Auflösung. Schranken fielen, die anscheinend stärker als Stahl gewesen waren. Ein dicker, aus einer Kalesche steigender General schrie wütend einen Leutnant an. Dieser gab ihm Worte zurück. Es entspann sich ein Streit. Ein Häufchen Offiziere stand herum. Ich ritt hinzu. Der Leutnant war bleich und äußerst erregt und rief keuchend:

„Ich will Sie nicht anhören! Ich diene nicht Eurer Exzellenz, sondern Rußland und dem Zaren!"

Alle Offiziere ringsum gerieten in Wallung und schlossen sich enger um den General.

„Und lassen Sie uns, bitte, wissen, Exzellenz, wo Sie zur Zeit der Schlacht waren?" schrie mit flammenden Augen ein magerer, sonnverbrannter Hauptmann. „Ich war fünf Monate lang in den Schlachtstellungen, und habe nie auch nur einen General gesehen! . . . Wo waren Sie beim Rückzug? Alle roten Hosen haben sich versteckt wie die Wanzen in den Ritzen, und wir haben uns allein durchgeschlagen! Jeder hat sich geschlagen, so gut er konnte, aber Sie liefen davon! . . . Und jetzt, hier hinten, kommen alle aus ihren Ritzen herausgekrochen, und alle wollen wieder kommandieren!"

„Hasenfüße! Rothosen!" riefen die Offiziere.

Der erblaßte General bestieg schleunigst seine Kalesche und jagte fort.

„Ihr Lumpenpack! . . . Habt Rußland verkauft! . . ." scholl es ihm nach.

Um die Eisenbahnwagen am Bahnhof wimmelte es von betrunkenen Soldaten. Hier standen die Wagen des Offizierkonsumvereins. Schachteln, Warenballen, Kisten flogen zu

Boden. Die Soldaten plünderten sie vor aller Augen. Sie rissen die Kisten auf, füllten ihre Taschen mit Zucker, suchten sich Rum- und Kognakflaschen und Päckchen teuren Tabaks aus.

„He, du, Euer Wohlgeboren! Da schau her!" schrie mir ein besoffener Soldat zu, indem er mir mit einer Rumflasche drohte. „Ihr Brüder habt euch jetzt lange genug gütlich getan! Jetzt kommen wir an die Reihe!"

Ein anderer schüttete wie Schnee glänzende Zuckerstückchen in den Schmutz und stampfte wütend mit den Füßen darauf herum.

„Da habt ihr euren Zucker! . . . Ihr selbst kauft ihn für 15 Kopeken, aber der Soldat muß 40 bezahlen! . . . Und 43½ Kopeken Löhnung gibt man ihm! . . . So, da freßt euren Zucker!"

„Schau her, wie ich trinke!" sagte der erste jetzt herausfordernd. Er trat bis zum Kopf meines Pferdes heran und begann demonstrativ aus der Flasche zu trinken. Dann setzte er sie plötzlich ab und sah mich an. „Geh auf Straf-posten! . . . Hu—undsfott! . . . Ihr trinkt selber wie die Teufel! Aber bei uns heißt's: ‚Wo hast du den Schnaps her? Der gemeine Mann soll keinen Schnaps kaufen! . . . Vier Stunden auf Strafposten mit dir!' — Also, geh auf Strafposten! Geh, oder . . .!"

Das Blut schoß dem Manne ins Gesicht, und er drang auf mich ein. Ich ritt davon, und er rief mir Schimpfwörter nach.

Unser Zug bewegte sich langsam durch die engen Straßen Telins. Betrunkene Soldaten raubten die chinesischen, armenischen und russischen Läden aus, die Kaufleute rannten schreiend und gestikulierend hin und her.

Wenn man das Plündern mühsam an einer Stelle unterdrückt hatte, fing es sogleich an einer andern wieder an. Bei einem Platze wälzte sich ein sterbender Chinese im Graben, dem mit einem Säbel der Kopf gespalten war.

Hinter der Stadt wurde die Straße von dem breiten, zugefrorenen Flusse Ljaohe durchschnitten. Zu unserer Linken erhob sich die Eisenbahnbrücke. Ein paar Tage später wurde sie vor den anrückenden Japanern in die Luft gesprengt.

Die Fuhrwerke gingen auf dem Eise über den Fluß. Es war schon sehr brüchig; es krachte und bog sich unter der Last der Wagen. Sprudelnd strömte das Wasser aus den Löchern und bildete trübe Pfützen. Links von uns erstreckte sich ein schmutziger, von einem großen Loche durchbrochener Weg über das Eis; am Morgen war es hier unter den Wagen eingebrochen. Es war fürchterlich, sich auszumalen, was geschehen wäre, wenn sich die Schlacht nur um eine Woche verzögert hätte. Eine »B e r e s i n a« wäre unvermeidlich gewesen!

Etwa hundert Schritte jenseits des Flusses erhob sich ein hoher Wall, wahrscheinlich ein chinesischer Damm, welcher die Felder vor Ueberschwemmungen schützte. Sowohl Pferde als Menschen strengten alle ihre Kräfte an, um die Wagen auf den hohen Wall hinaufzuschleppen. Es war auch hier wie immer: in einer halben Stunde hätten zwanzig Mann gewiß einen schönen ebenen Weg durch den Wall hindurch anlegen können; aber niemand unternahm das, weil niemand da war, um die Anordnungen dazu zu treffen. In der Armee existierte eine ganze »Militärverkehrsverwaltung«; aber wo sich jetzt die Vertreter dieser

Verwaltung befanden, und was sie trieben, — das wußte nur der Allgegenwärtige.

Wir schleppten uns über den Damm, schwenkten links ab und fuhren auf der »Kolonnen«-Straße, längs der Eisenbahnlinie hin.

Mit geretteter Habe beladene Züge rasselten an uns vorbei nach Norden. Sie boten einen seltsamen Anblick dar: jeder Wagen war dicht mit flüchtigen Soldaten besetzt. Auf den Dächern, Puffern, Treppen, Bremsen, Tendern, überall saßen sie, wie Fliegen auf einem Stückchen Zucker.

Die Fuhrwerke bewegten sich wie früher in dichten Reihen auf der breiten Kolonnenstraße. Diese Straße war frühzeitig von den Russen angelegt worden, aber so frühzeitig, daß am Tage des Rückzuges gut die Hälfte der Brücken verfault und eingestürzt war; die Fuhrwerke fuhren neben diesen vorbei, indem sie ihren Weg direkt durch die Betten der zugefrorenen Bäche nahmen. Aber wenn die Felder kotig gewesen, oder Regenwetter eingetreten wäre? . . .

Sehr oft verließen einige Wagen den Zug und fuhren zu den seitwärts liegenden chinesischen Dörfern. Man konnte sehen, wie die Soldaten auf den Heuschobern standen und Kaoljan- und Tschumisgarben in die Wagen warfen. Die kleinen Gestalten der Chinesen hüpften aufgeregt um die Plünderer herum. Ein Soldat erhob die Faust und ein Chinese flog kopfüber vom Heuschober herunter.

Auf den Stationen aber lagen ungeheure Vorräte von Furage und Proviant. Nur war es außerordentlich schwierig, etwas davon zu bekommen. Ein Schützenoffizier erzählte zitternd vor Wut und mit geballten Fäusten darüber:

„Ich wollte auf der Intendantur Konserven und Gerste holen lassen, aber man gab nichts heraus; ich sollte einen

Verlangschein ausstellen. Ich schrieb ihn, und schickte meine Leute damit weg; aber die kamen mit leeren Händen zurück und meldeten: der Verlangschein muß mit Tinte, aber nicht mit Bleistift geschrieben sein! Nun sagen Sie mir, wo soll ich hier Tinte hernehmen?! Ich dankte Gott, daß ich wenigstens ein Stückchen Bleistift gefunden hatte. . . . So gingen wir ohne Proviant fort, aber am folgenden Tage wurden sämtliche Vorräte verbrannt!"

Bis zur letzten Stunde war die Abgabe eines jeden Puds Gerste oder Stroh mit unausführbaren Formalitäten verbunden. Wenn man darauf hinwies, daß man ohnehin alles verbrennen müsse, furchten die hohen Vorgesetzten finster die Stirn und erwiderten unwillig:

„Was sagen Sie da?! Davon kann ja gar keine Rede sein!"

Wenn dann aber der Kanonendonner näher kam, änderte sich plötzlich die Sache. Die Vorräte wurden mit Petroleum begossen und gingen in Flammen auf.

Wir legten den Tag über nicht mehr als 14 Werst zurück und machten in einem chinesischen Dorfe zum Uebernachten halt. Nur einen Teil unseres geretteten Parks hatten wir bei uns. Auch der Oberarzt und der Verwalter fehlten. Die Machtbefugnisse des Oberarztes waren auf den ältesten Ordinator Gretschichin, diejenigen des Verwalters auf seinen Gehilfen Bruk übergegangen. Und schon allein weil jene beiden Menschen nicht hier waren, wurde es rings um uns reinlich und gemütlich. Wir erklärten unsern Soldaten, daß wir jeden strenge bestrafen würden, der sich erlauben sollte, den Chinesen etwas wegzunehmen. Und damit unsere Leute an nichts Mangel litten, kauften wir von den Chi-

nesen Kaoljanstroh zum Einheizen und unterhandelten mit den Hausherren über die Preise, die wir für das Uebernachten in ihren Fansen zu bezahlen hatten. Und die finsteren Chinesen wurden auf einmal zuvorkommend und herzlich gegen uns.

„Kapitana schibko schango!" sagten sie, nickten mit den Köpfen und streckten zum Zeichen ihrer Zufriedenheit die Daumen empor.

Unsere Soldaten sahen verdrießlich und unzufrieden drein. Es empörte sie bis auf den Grund ihrer Seele, daß wir den Chinesen bezahlten, was wir doch alles umsonst von ihnen nehmen konnten. Ein fremder Soldat kam in unsern Hof und begann das Tor zu zerschlagen. Ich jagte ihn fort. Unsere Leute folgten mir mit mißbilligenden Blicken und fingen an zu beweisen, daß den Chinesen ganz recht geschehe.

„Unser Zar hat ihnen befohlen, ihr Gebiet auf 25 Werst von der Eisenbahn zu verlassen. Warum sind sie immer noch hier?"

Sie erzählten, wie die Chinesen die gefangenen Russen quälten, und wie sie vor der Flucht die Oefen in ihren Fansen mit Pulver füllten: die Soldaten wollen einheizen, — plötzlich eine Explosion, und allen fliegen die Ziegelstücke an den Kopf.

Ich erwiderte:

„Aber sagt mir doch, wenn nun bei uns in Rußland die Deutschen und die Türken ebenso miteinander Krieg führten, — würdet ihr da anders handeln? . . . Wenn sie alles verheerten, raubten, vernichteten? . . ."

„Ja, Euer Wohlgeboren! So geht es im Kriege immer zu! Sogar bei uns in Rußland im Manöver; niemand hat

da etwas zu verbieten. — Wir nahmen immer alles, was wir brauchten, hatten überall freie Hand."

„Nein, Euer Wohlgeboren, Sie können sagen, was Sie wollen, aber die Chinesen hassen uns!"

„Ja, mein Lieber, aber warum sollten sie uns gern haben? Wenn wir sie recht behandelt, sie nicht beraubt und geschlagen hätten, dann wäre es etwas anderes. Aber so! Weswegen sollten sie uns lieben?"

„Nein, ganz gleich! Den Chinesen und allen anderen Katholiken ist jeder rechtgläubige Mensch verhaßt, und sie würden ihn gerne in Stücke zerreißen!"

Es wurde dunkel, und wir legten uns schlafen. Ein Chinese schlich unhörbar wie ein Schatten über den Hof.

„Hodja, was machst du da? Es ist Zeit zum schlafen!"

Der Chinese machte mit der Hand eine verneinende Bewegung.

„Kapitan schlaf—schlaf, Chines herumgehen, schauen, Soldata zerschlagen!"

Am andern Abend übernachteten wir in einer Fansa neben Uralschen Kosaken. Diese schimpften auf die Infanterie und erzählten, wie Infanteristen in wilden Haufen der Eisenbahnlinie entlang gelaufen seien; Kuropatkin hatte die Kosaken abgeschickt, damit sie den Fußtruppen die Flucht abschnitten, — und sie wurden von diesen mit Schüssen empfangen.

Wir waren schon daran gewöhnt, — jetzt schimpften alle aufeinander. Die Kavallerie schimpfte auf die Infanterie und Artillerie, die Infanterie auf die Kavallerie und Artillerie usw. Die Mannschaften schimpften auf die Offiziere und Generäle, die Offiziere auf die Generäle und Soldaten, die Generäle auf die Offiziere und Soldaten.

Von einer Beendigung des Krieges wollten die Kosaken nichts hören.

„So den Krieg beendigen! So etwas hat man in Rußland ja noch nie gesehen! Es wäre eine Schande, so nach Hause zurückzukehren, die Weiber würden uns auslachen und uns nicht mehr gehorchen."

Im Süden donnerten die Kanonen. Ein neuer Befehl kam, — weiter nach Norden, nach Tschantafu zu gehen. Unterwegs erfuhren wir, daß Telin genommen sei, und daß die Japaner fortfahren, uns zu bedrängen.

Bei der Ueberfahrt über einen Fluß holten wir den andern intakt gebliebenen Teil unseres Parkes ein. Bei diesem befanden sich der Oberarzt, der Verwalter und zwei Schwestern. (Die übrigen Schwestern waren bei uns.)

Der Oberarzt erzählte gerne und viel von seinen Irrfahrten mit dem Verwalter und von den Strapatzen und Entbehrungen, die sie unterwegs zu erdulden hatten. Die Schwestern jedoch, die mit ihnen gefahren waren, erzählten gar sonderbare Sachen von den beiden. Nach der Beschießung unseres Zuges waren der Oberarzt und der Verwalter plötzlich verschwunden, und niemand hatte sie mehr gesehen. Die Schwestern fuhren mit demjenigen Teile des Parkes, bei welchem sich die Kasse befand. Da keine Offiziere da waren, übernahm Unteroffizier Smetannikoff den Befehl. Seine Führung war sachgemäß und energisch, und den Schwestern wurde von seiner Seite eine so aufmerksame und sorgfältige Behandlung zuteil, wie sie eine solche vom Oberarzt und dem Verwalter niemals erfahren hatten. Sie kamen nach Telin und biwakierten dort. Auf einmal hörten sie, daß der Oberarzt und der Verwalter sich auch hier befänden und gerade im Bahnhofe beim Abendbrot

säßen. Die Leute waren sehr erfreut darüber, und Smetannikoff galoppierte auf den Bahnhof. Aber der Oberarzt ging nicht zu seinem Zuge; dagegen befahl er Smetannikoff, in Telin zu bleiben, und ohne seinen Befehl nicht wegzufahren, selbst wenn ihnen allen Gefangenschaft drohe. Der Park übernachtete. Im Süden krachten die Kanonen, und die Japaner kamen näher. Der Oberarzt und der Verwalter verschwanden wieder.

Smetannikoff wußte nicht was tun. Die Soldaten setzten ihm drohend zu.

„Mörder! Wozu sollen wir hier bleiben? Du siehst doch, daß sich alle davonmachen! . . . Der Oberarzt hat gut reden; ihn wird man gefangen nehmen, uns alle aber wird man vorher abschlachten!"

Da kam noch ein vorbeireitender Kosak hinzu.

„Was steht ihr da, ihr Narren? Macht, daß ihr fortkommt! Der Japaner wird sogleich hier sein."

Smetannikoff beriet sich mit den Schwestern und beschloß abzufahren. Nach anderthalb Tagen fanden sie endlich den Oberarzt und den Verwalter wieder.

Den Schwestern hatte sich eine Vermutung aufgedrängt; sie wagten es aber nicht, daran zu glauben, und teilten uns, sich ängstlich umsehend, im Flüstertone mit:

„Wissen Sie, wir hatten den Eindruck, daß der Oberarzt es sehr gerne gesehen hätte, wenn die Kasse in die Hände der Japaner gefallen wäre . . ."

Das alles schien so faul, so verkommen, wie man es selbst Davidoff nicht zutrauen mochte. Da erinnerte ich mich: schon bei Beginn des Rückzuges hatte der Oberarzt flüchtig bemerkt, daß er zur Sicherheit die Kassengelder zu sich stecken werde. . . . Oh, welche Raben!

Unser Park hielt an: vorne war es wieder zu der gewohnten Stauung der Fuhrwerke gekommen. Mit dem Oberarzte unterhielt sich ein Artillerieoberstleutnant, der Kommandeur einer Parkbrigade. Er fragte Davidoff, ob er schon lange im Kriege sei, und ob er viel „verdient" habe.

„Sie haben ein schönes Paar Pferde," sagte der Oberarzt, ein großer Pferdeliebhaber.

„Ja. Ich habe 80 Rubel für ein Paar Ausschußpferde bezahlt, sie in die Intendantur gegeben und dort dafür dies Pärchen ausgesucht. Gefallen Sie Ihnen?"

Aus einem nahen chinesischen Dorfe kamen Artilleristen her, von denen jeder eine Garbe Tschumisstroh auf seinen Schultern trug. Zwei aufgeregte Chinesen sprengten ihnen nach. Einer von ihnen, ein Dolmetscher mit feinem intelligentem Gesicht, wandte sich in reinem Russisch an den Oberstleutnant.

„Sehen Sie! Ihre Soldaten schleppen den Chinesen Stroh weg!"

Der Oberstleutnant wandte sich ab und ritt davon.

Der Dolmetscher biß sich auf die Lippen und sah ihm nach.

„Die Geduld der Chinesen ist bald zu Ende, und wir werden auf euch zu schießen beginnen!" rief er zornig und ritt langsam weg.

Auf unsern Herzen lag ein bitteres, zum Lachen reizendes Gefühl: wie weit geht die chinesische Geduld, bis sie endlich bricht?

Wir blieben zwei Tage in Tschantafu. Es kam die Nachricht, daß Kuropatkin abgesetzt und nach Petersburg zurückberufen sei. Am Abend erhielten unsere Lazarette

einen Befehl vom Chef der Sanitätsabteilung der dritten Armee, General Tschetirkin. Unserem Spitale wurde vorgeschrieben, nach Norden zu gehen, bei der Ausweichestelle Nr. 86 halt zu machen, die Zelte aufzuschlagen und da bis zum 8. März zu bleiben, dann aber um 12 Uhr mittags, (oh, wie pünktlich!) ohne einen weitern Befehl abzuwarten, nach Guntschulin zu gehen.

Aber während des Rückzuges hatten wir die Hälfte unseres Parkes verloren, so daß wir unmöglich ein Feldlazarett einrichten konnten. Dies wurde selbstverständlich dem General rechtzeitig zur Kenntnis gebracht, aber dessenungeachtet mußte der Befehl vollzogen werden.

Wir brachen auf. Wieder zog zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie ein endloser Strom von Fuhrwerken und zurückweichenden Truppen gegen Norden hin. Es verlautete, daß in Guntschulin mehr als 40 000 Flüchtlinge zurückgehalten, 50 Offiziere vors Kriegsgericht gestellt worden seien, und daß die Leute schonungslos erschossen würden.

Um vier Uhr nachmittags kamen wir an unserm Bestimmungsort an. Es war eine vollkommene Wüste, — kein Dörfchen in der Nähe, kein Fluß, kein Baum; nur ein kleiner Brunnen war da, in dem sich aber nicht mehr Wasser befand, als man für zehn Pferde brauchte. Der Oberarzt telegraphierte an General Tschetirkin, daß an der Ausweichestelle weder Holz, noch Furage, noch Wasser zu finden sei, daß das Lazarett hier unmöglich funktionieren könnte, und bat um die Erlaubnis, nach einem andern Orte zu gehen.

Wir übernachteten. Es kam keine Antwort. Aber jetzt machte sich bei der sich lockernden Disziplin der Truppen

alles sehr leicht und einfach. Ohne Erlaubnis brachen wir auf und fuhren nach Sipingai.

Sipingai wimmelte von Truppen und Militärbehörden. Auf der Station stand der prächtige Zug Linjewitschs, des neuen Höchstkommandierenden. Der Zug funkelte von Spiegelscheiben, im Küchenwagen arbeiteten die Köche. Auf der Plattform gingen Stabsoffiziere hin und her, — reinlich, aufgeputzt, wohlgenährt, — und sie bildeten einen seltsamen Kontrast zu den vorübergehenden ausgemergelten und mit Staub bedeckten Offizieren und Soldaten. Ein böses, feindseliges Verhältnis entstand zwischen ihnen.

Schleichend verbreiteten sich unheilvolle Gerüchte: die Japaner sind nicht mehr als 20 Werst von Sipingai entfernt; Nogi rückt mit 60 000 Mann von unserem Rücken her auf Girin los; die Japaner haben einen Teil von Kuropatkins Bagage weggenommen, und die Verteidigungspläne von Wladiwostok sind in ihre Hände gefallen. Der allgemeine Eindruck war, daß eine Fortsetzung des Kriegs vollständig sinnlos, und daß die Truppen im höchsten Grade demoralisiert seien. Auf den Lippen aller war nur ein Wort: „Sedan!" Aber unterdessen hieß es, daß man sich in Petersburg entschlossen habe, den Krieg unter allen Umständen fortzusetzen, und daß, „um den Mut der Armee zu heben," der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch zum Höchstkommandierenden ernannt worden sei. . . .

Alles ringsum machte den Eindruck grenzenloser allgemeiner Verwirrung und unglaublicher Gedankenlosigkeit. Ich traf einen bekannten Offizier unseres Armeestabes, der mir erzählte, daß Gerüchten zufolge parallel zu unseren Truppen eine japanische Kolonne 15 Werst von der Bahnlinie entfernt marschiere.

„Aber das kann man doch durch Rekognoszierungen genau feststellen!" erwiderte ich.

„Oh, Sie können sich gar nicht vorstellen, was jetzt bei den Stäben geschieht! Es klingt alles so fabelhaft, daß ein kühl urteilender Mensch es einfach nicht glaubt. Man sollte meinen, daß gerade jetzt, wo die Krisis ihren höchsten Punkt erreicht hat, die Stäbe Tag und Nacht arbeiten würden. Aber überall sitzen sie mit den Händen im Schoß da. Ich richtete meine Gedanken auf etwas anderes, nur um nicht sehen zu müssen, wie ringsum. . . . Und alle belebt nur ein warmes Interesse — für Auszeichnungen. Ueberall spricht man nur von Auszeichnungen."

Viele Anekdoten über die Rekognoszierungen der Japaner waren im Umlauf.

Unserem General brachte man einen gefangenen japanischen Offizier. Der General gab gerade einer Ordonnanz den Befehl:

„Reiten Sie sofort zum Kommandeur des N.schen Regimentes und übergeben Sie ihm dies."

„Aber wo steht das Regiment, Exzellenz?"

„Wo? . . . Wie heißt doch das Dorf?" . . .

Der General sinnt nach und knackt verlegen mit den Fingern. Da kommt ihm der Japaner höflich zu Hilfe:

„Das N.sche Regiment, Exzellenz, steht im Dorfe X."

Eine andere Anekdote:

Ein Kosak führte einen Mann in russischer Offiziersuniform zum Stabe und meldet, daß er einen verkleideten japanischen Spion gefangen habe.

„Das ist doch ein russischer Offizier!"

„Nein, nein, ein Japaner."

„Natürlich ein Russe! Was faselst du da?"

„Ein Japaner, ganz sicher: erstens spricht er sehr gut Russisch, und was die Hauptsache ist, — er kennt ausgezeichnet die Stellungen unserer Truppen."

Wir hielten uns einige Tage in Sipingai auf und fuhren dann, dem Befehle Tschetirkins nachkommend, am 8. März um 12 Uhr mittags nach Guntschulin.

Jetzt waren die Straßen frei und leer. Der größte Teil des Trains war schon nach Norden gezogen. Gerüchte gingen, daß Chunguſenbanden herumschwärmten und getrennt marschierende Truppenabteilungen angriffen. Wenn wir abends in der Dunkelheit über die Berge marschierten, geriet auf ihren Kuppen das trockene, vorjährige Gras auf rätselhafte Weise in Brand, und lange Feuerbänder krochen an uns vorüber, während ringsum die größte Stille und Einsamkeit herrschte. Man sagte, daß die Chinesen auf diese Art den Japanern die Marschrouten der sich zurückziehenden Russen anzeigten. Eine eigentümlich niedergeschlagene, nervöse Stimmung erfaßte uns.

Wir kamen an einen Fluß; an der Uferböschung lag, den Kopf zu Boden gesenkt, ein von seiner Herde abgekommener Ochse. Die Augen des Oberarztes begannen zu funkeln. Er ließ den Park halten, ritt zum Flusse hinunter und befahl, den Ochsen zu schlachten und sein Fleisch mitzunehmen. Das brachte ihm einen neuen Gewinn von ungefähr 100 Rubeln. Die Soldaten murrten:

„Er war wahrscheinlich krank! Wir werden doch nichts von seinem Fleische essen!"

Der Oberarzt stellte sich, als hätte er das Murren nicht gehört, steckte einen Finger in die blutige Lunge und sagte:

„Oh! Er ist vollkommen gesund. Es wäre geradezu eine Sünde, soviel Fleisch fortzuwerfen!"

Wir kamen in Guntschulin an. Es war ebenfalls voller Truppen. Bruk, der Gehilfe des Verwalters, war mit einem Teile des Parkes schon seit fünf Tagen hier. Der Oberarzt hatte ihn mit dem überflüssigen Gepäck von der obenerwähnten Ausweichestelle hierhergeschickt. Bruk erzählte, er habe sich bei seiner Ankunft an die hiesige Intendantur wegen Gerste gewandt, da die Pferde fast eine ganze Woche lang nichts als Stroh bekommen hatten. Auf der Intendantur fragte man ihn:

„Woher ist Ihr Lazarett?"

„Aus der Nähe von Mukden."

„So, aus der Nähe von Mukden! Dann haben wir keine Gerste für Sie. Flüchtlingen geben wir nichts!"

Und sie gaben nichts.... Hier zeigte sich jener bewundernswürdige „Patriotismus", mit dem sich in diesem Kriege die in unserem Rücken stehenden Truppen so auszeichneten, Truppen, die nicht ein einzigesmal das Pulver auch nur gerochen hatten. Während der ganzen Zeit bis zum Friedensschluß entbrannten sie in ihrer gefahrlosen Ferne vor kriegerischer Begeisterung, übergossen die ihr Blut verspritzende Armee mit Verachtung und appellierten an die Ehre und den Ruhm Rußlands.

Freilich: solche Art Heldenmut, Kühnheit, Selbstaufopferung waren dort, im Rücken; hier aber fielen vor allem menschliche Feigheit, Schamlosigkeit, moralischer Schmutz in die Augen, — alle jene Auswürfe, welche in erster Linie die riesige Woge der zurückweichenden Armee ausspie.

Am Büfett traf ich einen Offizier eines unserer Regimenter. Sein Kompaniechef war gleich bei Beginn der Schlacht gefallen und das Kommando auf ihn übergegangen.

„Wieso sind Sie hier?"

Fröhlich antwortete er: „Ja, sehen Sie, ich war erkrankt! Litt an Rheumatismus in den Beinen. Ich wandte mich ans Lazarett, aber man wollte mich nicht aufnehmen."

„Und Sie sind schon lange hier?"

„Anderthalb Wochen."

„Wer befehligt denn Ihre Kompanie?"

„Ein Fähnrich."

„Aber was machen Sie hier?"

„Ich erwarte mein Regiment."

Er erwartet es hier! . . . Und er selbst — sorglos und lebensfroh — ahnt nicht einmal, wie schamlos er handelt!

Ein mir bekannter Arzt, der einen Desinfektionszug leitete, erzählte mir folgendes. Während des Rückzuges aus Mukden füllte sich ein leerer Güterwagen ganz mit verwundeten Offizieren. Als der Zug in Kuatschendsi ankam, entfernten viele der „Verwundeten" die Verbände, stiegen aus dem Wagen und zerstreuten sich ruhig nach allen Richtungen hin. Die Verbände waren an gesunden Körpern angelegt worden! . . .

Jetzt eröffnete sich für den Generalinspektor der Spitäler, Eserski, von dem ich schon manches erzählt habe, ein weites Arbeitsfeld. Der ehemalige Polizeimeister war nun ganz in seinem Elemente. Er rannte auf den Stationen und Zügen umher und veranstaltete förmliche Durchsuchungen und Treibjagden. Man erzählte, daß er in einem Zuge zwei Offiziere fand, die sich in einem leeren Kessel auf der Plattform des Wagens — vor ihm verborgen hatten.

Aber General Eserski beschränkte seine Jagd auf Flüchtlinge nicht nur auf Güter- und Personenzüge, sondern er durchsuchte ebenso gründlich auch die Sanitätszüge. Hier prüfte und änderte er die Diagnosen der Aerzte und setzte diejenigen Kranken an die Luft, die er als gesund erkannte. Offenbar lenkte er durch seine Tätigkeit die Aufmerksamkeit auf sich, und so wurde er nach dem Rücken der Armee versetzt, nach Wladiwostok, wie es schien.

Die Angriffe der Japaner hörten auf. Nach und nach fing bei uns alles an, wieder in Ordnung zu kommen. Die Verbindungen zwischen den Truppenabteilungen wurden wieder hergestellt.

Gerüchte gingen um, daß unsere Patrouillen die Japaner nirgends finden könnten. Sie waren alle spurlos verschwunden. Man sagte, daß sie uns auf beiden Seiten der Eisenbahnlinie zu umgehen suchten, indem die eine Armee von Osten gegen Girin, die andere von Westen gegen Bodune anmarschiere.

Spät am Abend des 14. März erhielten unsere zwei und noch sechs andere bewegliche Lazarette von General Tschetirkin den Befehl, am folgenden Tage um 12 Uhr mittags aufzubrechen und ins Dorf Lidiatun zu fahren. Dem Befehle waren Krokis der Gegend mit Bezeichnung der wichtigsten, am Wege liegenden Dörfer beigefügt.

Alle unsere Truppenteile standen hier in Guntschulin. Wozu mußten wir nun nach Lidiatun gehen? Dies zu beurteilen, war jedoch nicht unsere Sache. Wir gingen.

Das Wetter hatte sich geändert. Es war trübe, kalt und windig. Gegen Abend stellte sich ein feiner Regen ein, der bald in nassen Schnee überzugehen begann. Wir fragten uns entgegenkommende Chinesen, wo Lidiatun sei.

Alle zeigten einstimmig nach Osten. Unsere Skizze aber wies uns nach Westen.

Der Oberarzt nahm einen chinesischen Führer, unterließ aber, seiner geschäftlichen Gewohnheit gemäß, sich vorher mit ihm über den Lohn zu verständigen, indem er einfach zu ihm sagte: „Ich werde dir Geld geben." Der Mann führte uns. Weit und breit war keine Spur von russischen Truppen zu bemerken; kein einziger Soldat, kein einziger Kosak. Nichts als Chinesen. Andere Lazarette fuhren vorbei, welche die gleiche Bestimmung hatten wie wir. Alle waren verblüfft und schimpften auf Tschetirkin.

„Wohin schickt er uns denn? Irgendwohin ins Innere Chinas, uns ganz allein! Was sollen wir dort tun?"

„Er hat wohl einfach seinen Finger irgendwo auf die Karte gelegt: ‚Hierher sollen meine Spitäler gehen!', um seinen Vorgesetzten zu zeigen, daß er nicht müßig sitzt, daß er sich mit etwas beschäftigt, daß er etwas anordnet. . . ."

Wir übernachteten in einer großen, reichen Fansa bei einem alten Chinesen mit ernstem, intelligentem Gesichte. Der Oberarzt klopfte dem Wirte, wie er immer bei den Halten zu tun pflegte, beruhigend auf die Schulter und sagte ihm, er brauche sich nicht zu ängstigen, man werde ihm alles bezahlen.

Am nächsten Morgen machten wir uns zum Aufbruch fertig. Der Oberarzt war von Chinesen umringt, denen er Furage und Holz weggenommen hatte, und in deren Fansen die Soldaten übernachtet hatten. Der Oberarzt tat, als sei er mit einer dringenden Angelegenheit beschäftigt, und sagte ungeduldig:

„Wartet! Später!"

Der Zug stand zur Abfahrt bereit, und man brachte ihm sein Pferd.

„Nun, nehmt!" sagte er rasch und begann unter die ihn umgebenden Chinesen Geld zu verteilen. Dem einen gab er ein 50 Kopekenstück, dem andern einen Rubel und unserem Wirte fünf Rubel.

Die Chinesen begannen zu lärmen und unserem Führer, der auch als Dolmetscher diente, vorzurechnen, wieviel Holz und Kaoljanstroh unsere Soldaten bei ihnen verbrannt, und wieviel Tschumis sie für die Pferde verbraucht hätten. Unser Wirt sprach kein Wort. Er hielt nur die fünf Rubel in der Hand und sah Davidoff kummervoll an, als schäme er sich für ihn.

„Ihr bekommt nichts mehr! Das sind Spitzbuben, was?" rief der Oberarzt erzürnt.

„Man weiß ja, daß sie Spitzbuben sind! Sie lügen alle!" unterstützten ihn die Soldaten, indem sie den Chinesen feindselige Blicke zuwarfen.

„Ich habe ihnen mehr als genug bezahlt! Aber ihnen ist's immer zu wenig!" schrie Davidoff.

Voll Entrüstung mischten wir uns ein:

„Warum verständigen Sie sich in solch einem Falle nicht vorher mit ihnen über den Preis? Wenn Sie Kaoljan und Tschumis brauchen, so kaufen Sie es und bezahlen Sie dafür! Aber Sie nehmen es einfach weg und kontrollieren nicht einmal, was die Soldaten wegschleppen!"

„Sie kennen sie nicht, diese Schufte! Die wären froh, wenn sie uns die Haut abziehen könnten!"

„Ich weiß nicht, aber immer, wenn wir ohne Sie fuhren, kamen wir sehr gut mit den Chinesen aus, und es gab nie Mißverständnisse zwischen uns."

„Genug! Packt euch!“ schrie Davidoff die Chinesen an und schwang sich auf sein Pferd. „Vorwärts! Führe uns, Hodja!“ wandte er sich an den Führer.

Der Führer sah ihn unwillig an.

„Ich nicht will!“ erklärte er.

Der Oberarzt stutzte.

„Ich werde dir zwei Rubel bezahlen, — ljanga Rubli!“ sagte er, zwei Finger in die Höhe streckend.

Der Mann schüttelte den Kopf und ging fort.

Wir machten uns ohne Führer auf den Weg. Im nächsten Dorfe nahm Davidoff einen anderen Chinesen, der uns nach Lidjatun führen sollte.

Die Straßen waren fast leer und nur wenig befahren. Weit hinter uns lag die Eisenbahnlinie; nur schwach drang das Pfeifen und Rollen der Züge über die weite Schneedecke zu uns her. Endlich erstarben auch diese Laute in der Einöde. Wir fuhren immer weiter und weiter. Nirgends begegnete man auch nur einem russischen Gesicht. Dörfer gab es hier fast keine, sondern nur vereinzelte, weit zerstreute Weiler mit drei oder vier Fansen.

Der Schnee glitzerte im hellen Sonnenscheine. Die Soldaten schlossen sich instinktiv enger an die Fuhrwerke an. Der Führer in seiner dreispitzigen Pelzmütze schritt, auf seinen langen Stock gestützt, schweigend voraus, und lächelte immer über etwas mit seinen frechen, hervorstehenden Augen.

Endlich langten wir im Dorfe Chunschimiosa an. Hier erfuhren wir bestimmt, daß in der Umgebung kein Ort namens Lidjatun existiere, und es nur Dörfer mit den Namen Lidiu und Lidiafan gebe. In der Ferne erblickten wir die Lagerplätze der vor uns eingetroffenen Lazarette.

Sie hatten sich in dem großen Dorfe Lidiafan niedergelassen. Alle Fansen waren besetzt, so daß für uns nicht eine einzige übrig blieb. Und hier hatte sich aller ein banges Gefühl der Verlassenheit bemächtigt. Eines der Spitäler hatte gestern in einem Dorfe übernachtet, wo einen Tag vorher nach den Aussagen der Chinesen eine Abteilung wohlbewaffneter Chunguſen über Nacht gewesen war.

Wir etablierten uns in einem kleinen Weiler, ungefähr zwei Werst von Lidiafan.

In aller Eile schafften die Chinesen ihre in Körbe und Säcke verpackten Habseligkeiten auf Tragkörben fort. Unsere Wirte unterhielten sich freundlich mit uns und lächelten liebenswürdig, während sie gleichzeitig mit besorgten Mienen und hastig miteinander sprachen und zuschauten, wie die Soldaten ihre Kaoljanhaufen fortschleppten. Der Verwalter hatte sonst immer gleichgültig und bequem die Plünderungen zugelassen. Jetzt aber trat er den Soldaten auf einmal entgegen und erklärte drohend, daß er jeden, der einem Chinesen ohne seine Erlaubnis auch nur ein Reisigbündel wegnehme, sogleich vor Gericht stellen würde.

Jetzt, da ringsum Gefahr drohte, wurde er bescheiden und bedachtsam, erinnerte sich plötzlich seiner Rechte und begann aus eigenem Antrieb, ohne den Oberarzt zu fragen, Futter und Proviant anzukaufen, wobei er für alles bar bezahlte. Der Oberarzt machte ein saures Gesicht dazu und zankte mit ihm, aber der Verwalter war jetzt fest und entschlossen. Die Chinesen fanden in ihm nun einen warmen Beschützer.

Zwei Tage nach unserer Ankunft kamen neue sinnreiche Befehle von Tschetirkin. Wir sollten „Leichtkranke und Leichtverwundete aufnehmen, und bis zur völligen Heilung

behalten". Alle lachten laut auf, denn ringsum war kein einziger Russe, den wir hätten aufnehmen können.

Der Schnee fing zu schmelzen an. Es war kaltes Schlackerwetter. Die Nächte waren undurchdringlich finster. Um unser Gehöft patrouillierte eine Streifwache, im Hofe und an den Toren standen Schildwachen. Aber da man keine zwei Schritte weit zu sehen vermochte, so konnten die Chunguſen, ohne einen Schuß abzufeuern, leicht bis an das Gehöft herankommen.

Eines Abends spät, als wir uns schon schlafen gelegt hatten, trat ein fremder, bleicher Soldat ein und überreichte dem Verwalter ein Schriftstück. Es war vom Verwalter des benachbarten Spitals.

„Nach uns zugegangenen Gerüchten bereitet diese Nacht ein großer Haufe Chunguſen einen Angriff auf unsere Lazarette vor, was ich Ihnen hiermit zur Kenntnis bringe."

Alle fuhren unruhig auf. Der Verwalter erblaßte.

„Ihr habt dort doch eine Schutzkompanie?" fragte er den Ueberbringer des Schreibens.

„Jawohl."

Der Verwalter gab ihm einen Brief mit, in dem er bat, man möchte unserem Spital in anbetracht seiner isolierten Lage einen Zug der Schutzkompanie schicken.

Wir hatten 85 bewaffnete Leute, die Burschen und Köche inbegriffen. Eine Kette von 40 Soldaten umringte unser Gehöft, den übrigen ward befohlen, unausgekleidet und das scharfgeladene Gewehr neben sich, zu schlafen. Auf dem Hofe war es so finster wie in einem Grabe. Ich und der Feldscher prüften unsere Revolver.

Eine Stunde verging, eine zweite. Der erbetene Zug kam nicht. Der Verwalter, dessen Mantel von Waffen

strotzte, saß da und horchte, horchte . . . Die übrigen schliefen. Wie dumm, wie dumm war doch alles! . . . Wir sitzen hier ohne Sinn und Zweck. Vielleicht müssen wir jetzt gleich bis zum letzten Atemzuge kämpfen, um nicht lebend in die Hände von Leuten zu geraten, die wir selbst zu wilden Tieren aufgestachelt haben. Und wozu das alles?

Ein Ueberfall fand in dieser Nacht nicht statt. Wahrscheinlich waren die Chunguſen von den Chinesen benachrichtigt worden, daß wir vorbeugende Maßregeln getroffen hätten und uns auf den Angriff vorbereiteten.

Am folgenden Morgen zogen wir in das Dorf, wo die übrigen Lazarette sich eingerichtet hatten, und zwei Tage darauf kam ein neuer Befehl Tschetirkins, — sämtliche Lazarette haben sich nach der Stadt Maimakai, 90 Werst gegen Süden zu begeben. Die Marschroute war uns mit gewohnter Genauigkeit vorgeschrieben. Am Abend des 25. März sollten wir in Maimakai eintreffen. Wie wir uns überzeugten, war diese Marschroute ohne die geringste Kenntnis vom Zustande der Straßen vorgeschrieben, und wir nahmen daher selbstverständlich keine Rücksicht darauf.

Von einem Offizier, der uns einen Befehl überbrachte, erhielten wir die angenehme Nachricht: unser Korps ist von der dritten zur zweiten Armee versetzt worden, d. h. wir waren dem so umsichtigen Kommando des Generals Tschetirkin nicht mehr unterstellt.

Am Morgen brachen wir auf.

Wir trafen wieder zerstörte Fansen, deren Dächer zur Heizung benutzt worden waren. Sie wurden immer zahlreicher. An Stelle der Weiler und Gehöfte traten Lehm-

haufen. In den bewohnbaren Fansen wimmelte es von russischen Soldaten. Chinesen sah man immer seltener. Auf den Feldern trieben sich wieder ganze Herden herrenloser, scheuer Hunde umher, und die Bäume fielen unter den russischen Aexten.

Alles bekannte, zum Ueberdrusse gesehene Bilder! Wir kamen wieder in unsere eigene Atmosphäre. Der Verwalter begann wieder ungezwungen und selbstbewußt aufzutreten, der Oberarzt rupfte in den Nachtquartieren die Chinesen wieder straflos, gab ihnen einen Rubel oder 50 Kopeken und schalt sie Spitzbuben.

Nach drei Tagen kamen wir in Maimakai an. Im Stabsquartier und im Lazarett sprach man dort von der Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Rückzuges. Man erzählte, daß vor uns auf eine Entfernung von 80 Werst nirgends ein Japaner zu finden sei, daß sie auf irgendeinem großen Umwege nach Norden zögen, und daß sie uns auf Ostern nach Charbin zu Gast geladen hätten. Man erinnerte sich, wie sie uns unlängst zum Blinessen nach Mukden eingeladen hatten. . . .

Zehntes Kapitel.

In Erwartung des Friedens.

Im Quartier an der Mandarinenstraße. — Die Auszeichnungen werden maßlos verschleudert. — Die Achtung vor den Orden geht verloren. — Sultanoffs Ordensvorschläge. — Ein Hauptmann stiehlt einem Chinesen sein Letztes. — Die mißhandelten Chinesen fangen an sich zu rächen. — Man befürchtet Ueberfälle der Chungusen. — Dem Heer droht Hungersnot. — Hoffnungslose Stimmung. — Unruhen in Rußland. — Unsere letzte Hoffnung, die baltische Flotte, ist vernichtet. — Roosevelts Friedensvermittlung. — Widersprechende aufregende Nachrichten. — Unheilvolle Stimmung in der Armee.

Wir wurden einige Werst nördlich von Maimakai, in die Nähe der Mandarinenstraße, versetzt. Am Abend traf ich mit einem Artillerieſtabshauptmann zusammen; wir kamen in ein Gespräch und er sagte mir, daß seit dem 18. März Friedensunterhandlungen geführt würden.

„Wie? Ist das wahr?"

„Heute erhielt unser Armeestab die Nachricht: der Zar hat die Semstwos einberufen und ihnen verkündigt, daß der Krieg für uns unglücklich verlaufen sei und jetzt Friede geschlossen werden müsse."

Als ich in unser Quartier zurückgekehrt war, erzählte ich dies. Kein einziger Soldat war in der Fansa. Aber schon nach fünf Minuten hörte man auf allen Höfen, in allen Fansen lebhafte Gespräche unter den Soldaten, lautes Fragen und fröhliches Lachen. Und überall erscholl es:

„Am 18. März . . . Am 18. März . . ."

Es war einem so leicht und fröhlich zumute, man trug Verlangen danach, sich auszusprechen, mit jedem, der einem in den Weg kam, darüber zu reden, daß der blutige Wahn

ein Ende genommen habe; man wollte selbst so daran glauben, und auch die anderen davon überzeugen, und überall erscholl es: „Am 18. März . . . Am 18. März . . .“

Eben erst hatte sich eine in der Geschichte der russischen Armee kaum glaubliche, unerhörte Katastrophe zugetragen. Aber überall sprach man nur von einem, — von Auszeichnungen. In den Stäben trafen unzählige Vorschläge zu Auszeichnungen ein, und die Orden wurden wie aus einem Füllhorn ausgeschüttet.

Man konnte dasselbe wie nach den Schlachten am Schaho und Liaojong und nach allen vorhergegangenen Schlachten beobachten. Fast täglich erschienen in den Armeebefehlen die längsten Listen von Personen, die mit Ehrenzeichen bedacht worden waren. Auf jene Tausende und Abertausende von Stanislaus-, Anna-, und Wladimirorden mit Schwertern, auf jene zahllosen, an die Mannschaften verteilten Georgskreuze gestützt, hätte man glauben müssen, daß dies der glorreichste aller Kriege war, einer der unsere Armee mit unsterblichem Ruhme bedeckte. Es schien, als wolle die Armee durch diesen wahren Platzregen von Ordenskreuzen vor sich selbst und andern die Schande verbergen, die insgeheim an ihr nagte.

Die Offiziere, welche am russisch-türkischen Kriege teilgenommen hatten, wunderten sich über diesen Ueberfluß an Auszeichnungen. Damals war es, wie sie sagten, nichts Ungewöhnliches, daß ein Offizier, der an zwei, drei großen Schlachten teilgenommen hatte, keine einzige Auszeichnung erhielt. Die rote Anna-Degenquaste »für Tapferkeit«, irgendein kleiner Orden mit Schwertern waren schon kostbare Ehrenzeichen. Jetzt waren die roten Degenquasten, —

in der Offiziersſprache „Moos- oder Preißelbeeren" benannt, — zu einer Art Etikette heruntergeſunken, die nichts anderes bedeutete, als daß der betreffende Offizier an einer Schlacht teilgenommen hatte. In den Stäben ſagte man ganz offen, daß ein jeder für die Teilnahme am Kriege zwei „aufeinanderfolgende" Orden bekommen werde. Der Kommandeur des 10. Armeekorps, der bekannte K. W. Zerpizki, — einer der wenigen Generäle, die ſich ihrer Stellung würdig zeigten, — war genötigt, folgenden merkwürdigen Korpsbefehl zu erlaſſen:

In Zukunft verbiete ich ſtrenge, alle Offiziere in corpore(!!) zur Auszeichnung vorzuſchlagen. Es dürfen nur die vorgeſchlagen werden, welche durch Tapferkeit, Mut, Umſicht und getreue Erfüllung ihrer Pflichten Auszeichnungen verdient haben. (Befehl an die Truppen des 10. Armeekorps, 1905, Nr. 39.)

Kriegsauszeichnungen und Orden mit Schwertern erhielten Intendanten, Kontrolleure und im Rücken der Armee beſchäftigt geweſene Aerzte.

Beſonders reichlich wurden die Stabsoffiziere bedacht, gegen die ſich in der Armee eine heftige Erbitterung zeigte. Die aus der Hauptſtadt zu den Stäben eilenden Offiziere mit einflußreichen Verbindungen, nannten ihre Reiſe nach dem Kriegsſchauplatze ganz offen einen »Kreuzzug«.

Die Achtung vor den Orden ſank gänzlich in der Armee.

Ebenſo freigebig und ſinnlos wurden die Soldaten mit Ehrenzeichen überſchüttet. Die Oberbefehlshaber verliehen auf ihren Rundgängen durch die Spitäler das Georgskreuz willkürlich, wem ſie wollten. Selbſtverſtändlich waren den Generälen die kriegeriſchen Verdienſte der Verwundeten nicht

bekannt, und die Kreuze wurden denjenigen angehängt, die in die Augen fielen, die den hohen Herren gut zu antworten verstanden und die durch die Schwere ihrer Wunden Mitleid erregten. Man erzählte, daß Linjewitsch bei einem Gang durch ein Spital das Georgskreuz auf der Brust eines schwerverwundeten Soldaten befestigte, den, wie es sich herausstellte, sein eigener Kompaniechef wegen der Weigerung, zum Angriff vorzugehen, niedergeschossen hatte.

Den hohen Befehlshabern in die Augen zu fallen, stets um sie herum zu sein, — das war sehr wichtig zur Erlangung von Auszeichnungen. In der Beilage zum Befehle des Höchstkommandierenden (Linjewitschs) vom 19. September 1905, Nr. 2011, wird angezeigt, daß die silberne Medaille mit der Inschrift „Für Eifer" an dem Bande des Stanislausordens „Für Bemühungen und hervorragend eifrigen Dienst" dem Bedienungspersonal des Zuges des Höchstkommandierenden, einigen Kondukteuren (sieben Mann) und einem Wagenschmierer, verliehen worden ist. Ich bezweifle natürlich durchaus nicht, daß alle diese Leute ihren leichten Dienst im Zuge des Höchstkommandierenden, der wochenlang immer am gleichen Flecke stand, „hervorragend eifrig" erfüllt haben.

Selbst wenn man im allgemeinen in der Verleihung von Auszeichnungen und Orden einen Nutzen sieht, so ist doch nicht zu bestreiten, daß die Auszeichnungen in der Weise, wie sie in der Armee verteilt wurden, nur Schaden stifteten. Es erscheint sonderbar, daß die einfache Erfüllung der Pflicht belohnt wird, während man doch die Nichterfüllung der Pflicht grausam bestraft. Es wird vorausgesetzt (so betrachtet nämlich jeder Profane den Kriegsorden), daß der Ausgezeichnete etwas ganz Besonderes, Außergewöhnliches und

Hervorragendes vollbracht hat. Solcher Helden gab es aber in der ganzen Armee nicht viele, vielleicht zweihundert. Bei uns jedoch wurden viele Tausende ausgezeichnet, aber von den „Heldentaten" der meisten konnte man nur in den Belohnungslisten etwas erfahren.

Wie die Offiziere, fingen auch die Soldaten an, einen jeden ihrer Schritte als einer Belohnung würdig zu erachten. Am Ende des Jahres, schon nach dem Friedensschlusse, wurden unsere Lazarette reorganisiert und die Mannschaften in Regimenter versetzt. Die Leute gingen schwer betrunken fort, es herrschte eine grimmige Kälte, einer fiel auf der Straße hin und schlief ein. Sein Kamerad ging eine halbe Werst weit zurück und sagte, man solle den Betrunkenen aufheben. Am folgenden Tage kam er zum Oberarzt und verlangte, daß man ihn zur Verleihung der »Lebensrettungs«-Medaille vorschlagen solle.

„Bist du verrückt geworden?!"

„Durchaus nicht! Ich bitte Sie ergebenst, — da ich ihn gerettet habe, möchte ich die Medaille . . ."

„Du Dummkopf, begreif' doch! Nur der bekommt die Medaille, welcher einen Menschen mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. Und du, weil du eine Werst weit gegangen bist, verlangst dafür die Medaille!"

„Wie es Ihnen beliebt! Wenn Sie mich nicht vorschlagen, so werde ich mich beklagen. . . . Warum beleidigen Sie mich?"

Wir jüngere Aerzte des Lazaretts waren vom Oberarzt bereits für den Stanislausorden dritten Grades vorgeschlagen worden und hatten ihn für vollständige Untätigkeit während der Schlacht am Schaho erhalten. Jetzt, nach

der Schlacht bei Mukden, schlug uns der Oberarzt für den Annenorden dritten Grades mit Schwertern vor, die Schwestern für die goldene Medaille am Bande des Annenordens, die älteste Schwester aber, die schon eine goldene Medaille hatte, — für die silberne Medaille am Bande des Georgskreuzes. In der Begründung dieser Vorschläge hieß es, daß wir unter dem feindlichen Feuer Verwundete verbunden hätten. Wir lachten darüber und entgegneten, daß wir schon deswegen niemanden hatten verbinden können, weil wir ja nicht einmal Verbandmaterial hatten. Nur die älteste Schwester, welcher für den Dienst in ihrer Gemeinde das Georgsbändchen von großer Wichtigkeit war, behauptete unter allgemeinem Lächeln hartnäckig, daß sie unter dem Feuer verbunden hätte. Der Oberarzt haßte uns alle im Grunde seiner Seele, und wir machten uns in seiner Gegenwart ungeniert über die Auszeichnungen lustig; dennoch schlug er uns für die Orden vor, weil dies von Vorteil für ihn war: wenn sich alle seine Untergebenen hervorgetan hatten, — so war es klar, daß er selbst auch eine Auszeichnung verdiente.

Im Sultanoffschen Spitale ging man noch weiter. Sultanoff schlug Novizkaja für die goldene Medaille am Bande des Georgskreuzes, die übrigen Schwestern für die silberne Medaille am gleichen Bande vor. Ueber alle war selbstverständlich berichtet, daß sie die Verwundeten unter dem feindlichen Feuer verbunden, und daß sich dabei besonders Schwester Novizkaja durch ihre Selbstaufopferung ausgezeichnet habe.

Aber jetzt hatten wir einen andern Divisionskommandeur. Dieser General war keineswegs geneigt, auf die besonderen Sympathien Rücksicht zu nehmen, welche der Korps-

kommandeur für das Sultanoffsche Spital hegte. Als er eine Woche vor der Schlacht bei Mukden eine Inspektion unserer beiden Lazarette vornahm, fand er Sultanoffs Leute schlecht organisiert, die Pferde abgemagert und erschöpft, die Rechnungsführung vernachlässigt, und erteilte in einem Divisionsbefehl dem allmächtigen Sultanoff einen scharfen Verweis.

Jetzt protestierte der Divisionskommandeur gegen die Sultanoffschen Auszeichnungsvorschläge in bezug auf die Schwestern. Er fand durchaus keinen Grund, Novizkaja vor den andern Schwestern auszuzeichnen: wenn sie wirklich eine goldene Medaille verdiente, so verdienten die andern Schwestern sie im selben Maße. Die hochmütige Novizkaja geriet deswegen in eine fürchterliche Aufregung.

Daraufhin bestand der Korpskommandeur dem Divisionskommandeur gegenüber nur noch hartnäckiger darauf, daß den übrigen Schwestern nur silberne Medaillen gegeben würden. Der Divisionskommandeur jedoch antwortete entschlossen:

„Sie können auf der Liste der Auszeichnungen in die Rubrik »Bemerkungen« hineinschreiben, was Sie wollen, Exzellenz, ich aber werde meine Vorschläge nicht ändern."

Sultanoff selbst erhielt für die Schlacht bei Mukden eine sehr hohe Auszeichnung. Eines Tages im Monat April kam der Korpskommandeur zu Sultanoff zum Diner und hängte ihm nach dem Essen auf feierliche Weise den Annenorden zweiter Klasse mit Schwertern um den Hals.

Wir wurden noch fünf Werst weiter nach Norden in das Dorf Tai-Pin-Schan versetzt. Wir befanden uns eine halbe Werst von der Mandarinenstraße in einem geräumigen

Landgute, das von hohen, mit Schießscharten versehenen Lehmmauern und Türmen umgeben war. Die reichen Landgüter sind hier alle gegen die Ueberfälle der Chunguſen befestigt. Der Eigentümer war nicht da: er war mit seiner Familie nach Maimakai gefahren. In diesem Landgute stand auch der Park eines Infanterieregimentes.

Der Frühling kam heran. Die Knospen begannen zu schwellen, die Spitzen des jungen Grases guckten fröhlich hervor, und die gelblichen Wiesen überzogen sich mit einem grünlichen Schimmer.

Die Chinesen fuhren auf ihre Felder. Die Zeit des Säens war gekommen. Die Kommandeure der russischen Truppenabteilungen erhielten den Besuch von zwei chinesischen Beamten, die von einem bunten Gefolge chinesischer Schutzleute mit langen Stöcken begleitet waren. Die Beamten zeigten ein Papier vor, laut welchem die russischen Befehlshaber gebeten wurden, die Chinesen in ihrer Feldarbeit nicht zu stören. Die russischen Befehlshaber durchlasen das Papier, nickten großmütig mit dem Kopfe und erklärten den Beamten: aber gewiß, gewiß . . . dazu braucht es doch eigentlich gar keiner Worte. . . .

Eines Morgens hörte ich aus der Ferne sonderbare chinesische Schreie, eine Art schluchzendes Geheul. . . . Ich ging hinaus. Auf dem zweiten Seitenhofe, wo sich der Regimentspark befand, hatte sich eine Menge Volks angesammelt, — Soldaten und Chinesen; daneben stand eine Reihe leerer, mit kleinen chinesischen Pferden und Maultieren bespannter Karren. Um eine leere, mit Matten ausgeschlagene Grube taumelte der alte pockennarbige Eigentümer des Landgutes herum und schluchzte laut. Er heulte, hob in seltsamer Weise die Arme zum Himmel empor, faßte

sich an dem Kopf, bückte sich und blickte in die Grube.

In dieser Grube, die oben mit Kaoljanwurzeln bedeckt gewesen war, hatte der Alte 400 Pud Kaoljankorn versteckt. Heute morgen war er mit den Karren und Arbeitern gekommen, um das Korn für die Aussaat zu holen. Er öffnete die Grube, — sie war leer.

Der Chef des Parkes, ein phlegmatischer Hauptmann mit rotem, herabhängendem Schnurrbart, stand dabei. Mit gleichmütiger Neugier beobachtete er den Alten, zuckte auf die Fragen des Dolmetschers erstaunt die Achseln und sagte, daß niemand den Kaoljan weggenommen hätte.

„Nikolai Sergjewitsch, wissen Sie nicht, — vielleicht hat einer unserer Soldaten den Kaoljan weggenommen?" fragte er einen Fähnrich. In seiner Stimme lag etwas Falsches und Unnatürliches.

„Nein!"

„Hat einer von euch, Kinder, den Kaoljan genommen?" wandte sich der Hauptmann an die Leute.

„Nein, nein!" antworteten die Soldaten gezwungen und blickten zur Seite.

Der Alte sprang in die Grube. Er wälzte sich am Boden, krümmte sich in krampfhaftem Schluchzen und schrie etwas auf chinesisch. Der Dolmetscher erklärte: der Alte bittet, ihn in der Grube zu begraben, da er jetzt ja doch Hungers sterben muß.

Die Soldaten gingen finster und schweigsam auseinander.

Am Abend erzählten uns die Offizierburschen folgendes: vor anderthalb Wochen stießen die Trainsoldaten zufällig auf den vergrabenen Kaoljan und meldeten dies ihrem Hauptmann. Dieser gab jedem drei Rubel, damit sie

schwiegen, und ließ in tiefer Nacht, als alle schliefen, den Kaoljan durch diese Leute in seine Speicher schaffen.

Der alte Eigentümer verschwand, und wir haben ihn nicht wieder gesehen.

Und noch immer wurde überall geplündert. Für Heizungszwecke zerstörte man die Fansen, man nahm den Chinesen ihre letzten Vorräte weg. Ein etwas unklarer Befehl des Höchstkommandierenden erschien:

> Der Höchstkommandierende befiehlt von neuem, daß die Oberbefehlshaber mit der größten Strenge darüber wachen, daß die chinesischen Dörfer im Rückenstellungsrayon der Armee unversehrt bleiben und die Beitreibung der daselbst erhobenen Mundvorräte und Furage auf korrekte Weise geschieht. (Befehl Nr. 365.)

Wieder flog dieser Befehl als kraftloses, trockenes Papier empor und verschwand.

Aber im Vergleich zu den früheren Zeiten trat etwas Neues zutage: die passive Haltung und das demütige Schweigen der Chinesen begannen zu verschwinden. Die Voraussage des Dolmetschers, dem wir auf dem Rückzuge begegneten, daß die chinesische Geduld bald brechen werde, ging in Erfüllung.

Morgens fand man auf der Mandarinenstraße nicht selten erstochene oder erschossene Soldaten und Kosaken. Sich allein auf der Straße zu zeigen, war gefährlich. Die Furagiertransporte kamen leer zurück, und in den Wagen lagen Soldaten mit blutigen Verbänden. Sie erzählten von Scharmützeln mit den Chunguſen, und wie die chinesische Bevölkerung ganzer Dörfer mit allem möglichen bewaffnet, unsere Furagiere angriffe.

Es schien sich eine Art Guerillakrieg vorzubereiten, grausam und schonungslos, wie alle diese Kriege sind. Gerüchte gingen, daß Chunguſen unlängſt zwei ruſſiſche Offiziere ergriffen, ihnen eiſerne Ringe durch die Naſe gebohrt hätten, und ſie nun an Stricken mit hinter dem Rücken zuſammengebundenen Händen mit ſich ſchleppten; Sie ſelbſt würden reiten, die Gefangenen aber müßten ihnen nachlaufen und auf den Höfen im Schmutz und Regen übernachten.

Ende April erhielten wir vom Diviſionsſtab folgendes ſonderbare Telephonogramm:

Eilig. Der Armeekommandeur hat befohlen: die Parkabteilungen und Militäranſtalten, die ſich in Rückenſtellungen befinden, ſind ſofort zu benachrichtigen, daß ſie ſich bereit machen, die Angriffe berittener Chunguſen und japaniſcher (!) Truppenabteilungen zurückzuſchlagen.

Was ſoll das heißen? Bei uns im Rücken der Armee ſchwärmen ungeniert feindliche Abteilungen umher, und der Kampf mit ihnen wird Nichtkombattanten übertragen. . . . Die Flanken unſerer Armee ſind alſo nicht geſichert, und es ſind keine Bedeckungen vorhanden? Die Gerüchte ſind alſo wahr, daß eines ſchönen Tages eine Umgehungsarmee der Japaner uns den Rückzug abſchneiden und von Norden her auf uns losmarſchieren wird?

Am folgenden Morgen kam ein neuer Befehl. In dieſem ward befohlen, die Fanſen zu befeſtigen, in den Umzäunungen Schießſcharten anzulegen, Streifwachen vorzuſchicken und Signalſtangen aufzurichten. Wieder waren die Nächte finſter und qualvoll unruhig. Das Geſtöhn eines ſchlafenden Nachbars wurde für das entfernte Stöhnen

eines Verwundeten gehalten, jeder Laut schien uns eine Gefahr anzuzeigen, und aufmerksam horchten wir auf jedes Geräusch.

Und Furage war immer schwerer zu erlangen. Die umliegenden Dörfer waren verwüstet. Die Pferde hungerten und wurden mit faulem Stroh und faulem Kaoljan gefüttert. In den Gefechtsstellungen und bei den dicht dahinter liegenden Truppenteilen herrschte eine niedergedrückte Stimmung. Einen Sieg erwartete niemand mehr. Selbst die allerpatriotischsten Offiziere rechneten nicht mehr auf das bis zum äußersten demoralisierte Heer. Alle warteten und hofften nur auf eines: jetzt wird endlich die baltische Flotte erscheinen, die der Japaner vernichten, ihrer Armee den Rückzug abschneiden, und dann wird sich alles ändern.

Es hieß, Linjewitsch habe dem Zaren eine geheime Depesche gesandt, in welcher er meldete, daß wir weniger Truppen hätten als die Japaner, daß unsere Armee den Mut vollständig verloren habe, daß keine Hoffnung mehr auf einen Sieg bestehe, und daß unserer Armee Gefahr drohe, Hungers zu sterben. Er halte es für seine Pflicht, als eines treuen Untertanen, dies zur Kenntnis zu bringen; alles andere zu beurteilen, dazu habe er aber als Soldat kein Recht. Wenn man es ihm befehle, — werde er auch nur mit einer Kompanie in den Kampf ziehen.

Von Kuropatkin, der hiergeblieben war, um die erste Armee zu befehligen, erzählte man, daß er die ganze Zeit auf den vordersten Stellungen zubringe, und daß alle ihm Nahestehenden den Eindruck hätten, als ob er beharrlich und hartnäckig den Tod suche.

Den Monat April über standen wir ohne Beschäftigung

im Dorfe Tai-Pin-Schan. Anfangs Mai wurden wir zur selben Untätigkeit zehn Werst nach Norden in die Nähe der Station Godsiadan versetzt. Das Sultanoffsche Lazarett befand sich wie früher stets unweit des Korpsstabs.

Bäume und Felder waren schon mit dichtem Grün bedeckt, die heißen Tage nahten heran. Ueberall wurden für den Fall eines Rückzuges Straßen angelegt und verschanzt und Brücken geschlagen.

Von den Stellungen her wurde eine Abteilung gefangener Japaner und Chunguſen an uns vorbei zur Station geführt. Entwaffnete russische Soldaten wurden mit ihnen eskortiert. Wir fragten die Wachmannschaft:

„Weshalb sind die da arretiert?"

„Weshalb unsere Brüder arretiert sind? Sie haben Offiziere beschimpft," antworteten die Leute finster und unwillig.

Es war uns ein geheimer Befehl zugegangen, die aus Rußland an die Soldaten eintreffenden Briefe sorgfältig zu öffnen und zu durchlesen, da diesen in großer Menge Proklamationen regierungsfeindlichen Inhalts zugeschickt würden.

Nachrichten über Gärungen in Rußland trafen ein, über Streike, über kolossale Demonstrationen.

„Nein, meine Herren, wie können wir denn heimfahren? Man kann sich ja auf der Straße nicht zeigen. Haben Sie nicht gelesen, wie man diesen Winter in Petersburg einen General niedergeschlagen hat?"

„Aber wie man uns feierte, als wir hierher fuhren! Wie sie Hurra geschrien haben!"

„Ja . . . Aber jetzt heißt's, auf Nebenwegen und durch Seitengäßchen gehen, sonst bringen sie einen um!"

„Das ist mal ein Pöbel!"

Ein finsterer Leutnant mit roter Nase machte eine resolute Handbewegung:

„Darüber sprechen wir lieber nicht. Wenn wir nach Hause kommen, — werden uns die Studenten aufs Maul schlagen!"

„Nun, das werden wir noch sehen! . . ."

Und ihre Augen loderten unheilvoll auf.

Vom 17. Mai an gingen in der Armee dumpfe Gerüchte um, daß irgendwo bei Japan die baltische Flotte von Admiral Togo geschlagen worden sei. Die Gerüchte nahmen von Tag zu Tag zu, wurden immer hartnäckiger, bestimmter — und immer unglaublicher. Man erzählte, daß die Flotte gänzlich vernichtet, die besten Panzerschiffe in den Grund gebohrt und die übrigen von den Japanern weggenommen worden seien, daß Roschdestwjenski und Nebogatoff sich in Gefangenschaft befänden, und sich nur ein einziger Kreuzer nach Wladiwostok gerettet, sowie, daß die japanische Flotte keine Verluste erlitten habe. Die größten Pessimisten gaben diese „übertriebenen" Gerüchte lachend weiter. Aber Tag um Tag verging, — das Unglaubliche erwies sich als wahr: die mächtige Flotte, die man hatte nicht genug preisen können, und an deren Unbesiegbarkeit man die Armee hatte so eifrig glauben machen wollen, — diese Flotte war unter den weittragenden Geschützen Togos wie ein Kinderspielzeug in Stücke zerflogen, ohne den Japanern irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Verzweiflung, Schrecken und Entrüstung herrschten in der Armee. Wie war dies alles möglich? Die Soldaten

wollten hartnäckig gar nicht an die Vernichtung der Flotte glauben.

Allen war es ein großes, immer schwieriger werdendes Rätsel, — woher hat dieser Japaner, von dem vor dem Kriege niemand auch nur etwas gehört hatte, — woher hat er diese verhexte Unbesiegbarkeit und Macht?

„Nun, jetzt ist am Frieden nicht mehr zu zweifeln!" sagten die meisten überzeugt. „Alle Grenzen des Wahnsinns sind überschritten!"

Immer mehr Gerüchte schwirrten umher. Es hieß, die Japaner hätten nur auf die Seeschlacht gewartet, und seien jetzt im Begriff, sich mit aller Macht auf uns zu werfen; sie hätten sich auf großartige Weise vorbereitet, und wenn es zur Schlacht komme, werde unsere Armee von der Oberfläche der Erde geradezu hinweggefegt werden.

Von Ohr zu Ohr ging die Nachricht, daß in Petersburg, als die Kunde vom Untergange der Flotte eintraf, eine ungeheure Aufregung unter dem Volke entstanden und 14 000 Menschen getötet worden seien.

Die Friedensgerüchte wurden immer hartnäckiger. Es verlautete, daß die Japaner den Angriff schon begonnen — und ihn plötzlich wieder eingestellt hätten. Die Soldaten erwarteten den Frieden mit einer fast krankhaften Spannung und Sehnsucht. Ihre Augen flammten düster. Sie sagten:

„Wie Vieh hat man uns hierher zur Schlachtbank getrieben, und man weiß nicht, warum!"

Endlich erschien am 1. Juni von seiten der Regierung die Erklärung, daß Präsident Roosevelt der russischen Regierung seine Vermittlung für die Führung der Friedensunterhandlungen mit Japan vorgeschlagen, und daß die

russische Regierung den Vorschlag Roosevelts angenommen habe.

Und die Folter begann. Diese Folter erstreckte sich über den ganzen Sommer, ungefähr zweieinhalb Monate. Begierig fing man alle Nachrichten aus Washington auf. Die Soldaten gingen jeden Tag auf die Stationen, um die Nummern des »Boten der Mandschurischen Armee« zu kaufen. „Nachdem die Vermittlung Roosevelts angenommen ist, machen sich die Bevollmächtigten Rußlands und Japans zur Abreise bereit . . ." Und plötzlich ein Befehl Linjewitschs, in dem er das folgende vom Zaren erhaltene Telegramm anführt: „Ich vertraue fest auf meine heldenmütigen Truppen und erwarte, daß sie zuletzt mit Gottes Hilfe alle Hindernisse überwinden und den Krieg zu einem für Rußland glücklichen Ende führen werden."

Und wieder: als Ort des Rendezvous der Bevollmächtigten ist Washington bestimmt, aber diese werden erst im August, also nach zwei Monaten, zusammentreten. Warum wartet man so lange? Und in anderen Telegrammen wurde gemeldet, daß Ojama zu einer energischen Offensive übergegangen sei. Von den Stellungen kamen Gerüchte, daß eine Hauptschlacht beginne. Die Japaner waren auf Sachalin gelandet, hatten Korsakoff besetzt und rückten nun rasch ins Innere der Insel vor.

Die Gerüchte von einer bevorstehenden Schlacht behaupteten sich immer hartnäckiger, diejenigen über Friedensverhandlungen und über einen Waffenstillstand verstummten allmählich. Die Soldaten sagten:

„Es wäre besser gewesen, sie hätten nichts geschrieben, denn mit diesen Telegrammen verwunden sie nur das Herz

eines jeden Soldaten. Heute liest er die Zeitung und freut sich: ‚Friede!‘ Aber wenn er sie morgen wieder öffnet, — steht er vor einem schaurigen Grabe . . . Als wir noch nicht daran dachten und nichts erwarteten, war es besser.“

Im »Boten der Mandschurischen Armee« erschien eine Depesche, die der Höchstkommandierende an den Kaiser geschickt hatte. Linjewitsch meldete darin, daß die Armee mit Betrübnis von den angebahnten Friedensunterhandlungen gehört habe, und daß alle einmütig von dem Wunsche beseelt seien, sich mit dem Feinde zu schlagen.

Die Soldaten lasen die Depesche und lachten erbost:

„Er hat sich scheint's noch zu wenig Geld zusammengeraubt, weil er so schreibt. Und er bekommt 12 000 Rubel monatlich; hat er damit noch nicht genug?“

„Und warum lügt er den Kaiser an? Hat er uns denn gefragt?“

Von der Front kamen Offiziere zu uns. Sich vorsichtig umschauend, ob die Burschen es nicht hörten, erzählten sie, daß sich vor einigen Tagen zwei Bataillone geweigert hätten, in die Gefechtsstellungen zu rücken.

Die Stimmung der Soldaten veränderte sich rasch vor aller Augen. Nur ungern gaben sie die Ehrenbezeigungen ab. Es kam beständig zu Kollisionen mit den Offizieren. Die Glossen der Mannschaften zu den in Rußland eingetretenen Ereignissen waren sehr unheilverkündend.

„Jetzt heißt es, daß dort überall Aufruhr herrsche. Aber wenn wir dort ankommen, wird es noch ganz anders werden! Von Hause schreibt man, daß Roggen, Hafer, Heu, alles mißraten sei, aber trotzdem sollen dem Grundbesitzer seine 27 Rubel bezahlt werden. Wenn wir von der Regierung kein Land bekommen, dann werden wir es einfach den

Grundbesitzern abnehmen; denn ohne ihr Land können wir nicht leben."

Mitte Juli reiste Witte nach Washington ab, und jedermann atmete erleichtert auf. Jetzt wurde es also wahr! Aber plötzlich verbreitete sich das Gerücht, man habe ihn unterwegs wieder zurückberufen. Die patriotischen Zeitungen schrieben gegen den Frieden, die Duma von Chabarowsk beschwor den Zaren in einer alleruntertänigsten Adresse, den Frieden nicht anzunehmen, wenn die Japaner eine Kriegsentschädigung oder „auch nur eine Handbreit russischer Erde" verlangten. Die Antwort des Zaren auf die Adresse lautete: „Ich teile vollkommen die Gefühle, welche die Duma von Chabarowsk beseelen." Den Bittschriften verschiedener unbekannter Oertchen wurde die gleiche Aufnahme zuteil. Vielleicht geschah dies alles nur, um die Japaner nachgiebiger zu machen? Aber wenn die Worte des Zaren vollkommen ernst gemeint waren? . . .

Alle waren jedoch des Krieges herzlich satt. Man wollte kein Blut, keine nutzlosen Opfer mehr. Auf den vorgeschobenen Stellungen wiederholten sich öfters Fälle folgender Art: eine Kosakenpatrouille gerät in eine ringsum von Japanern besetzte Schlucht, sie sitzt wie in einem Sack. Früher wäre kein einziger der Kosaken lebend entkommen. Jetzt aber erscheint auf der Höhe ein japanischer Offizier, salutiert lächelnd den Führer der Patrouille und zeigt ihm den Ausgang. Und die Kosaken reiten ruhig fort.

Die Gerüchte von der Zurückberufung Wittes erwiesen sich als falsch. Er kam in Washington an, und die Unterhandlungen begannen. Mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit folgten alle dem Gange derselben, der »Bote der Mandschurischen Armee« wurde wie im Sturme gekauft. Und

noch immer bemühten sich die hiesigen Befehlshaber, den „Geist der Truppen aufrecht zu erhalten".

Ein unlängst bei der Armee eingetroffener, höchst erhabener General sagte in einer Rede an die Soldaten:

„Wenn euch einer sagt, daß der Friede geschlossen ist, so haut ihm eins aufs Maul!"

Der »Bote der Mandschurischen Armee« druckte Verse „von Soldaten" folgender Art ab:

Führ' uns, o Vater, gnädig zur Schlacht,
Dem Feinde, dem frechen, entgegen,
Beschütze uns sicher mit deiner Macht,
Gib wieder zum Kampf uns den Segen!
Laß uns abwaschen mit Feindesblute
Die Flecken aus früherer Zeit,
Die Schande, die so lang auf uns ruhte . . .
Sei, Vater, uns Führer im Streit!

Die Telegramme brachten die widerspruchvollsten Nachrichten, — das eine über Frieden, das andere über Krieg. Die Schlußsitzung der Friedensvermittler wurde beständig verschoben. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht: „Der Friede ist geschlossen!" Sie bestätigte sich jedoch nicht. Und endlich langten düstere, Unheil verkündende Depeschen an: Witte versteht sich zu keinen Konzessionen, er hat schon einen Platz auf dem Dampfer belegt, Professor Martens packt seine Koffer. . . . Es ging das Gerücht, daß die Armeekommandeure zu Linjewitsch zu einem Kriegsrat gefahren seien, und daß in diesen Tagen ein Angriff vorbereitet werde.

Nie in meinem Leben habe ich eine so allgemeine, tief niedergedrückte Stimmung gesehen. Die Offiziere saßen

finster und in Gedanken versunken da, und sie tauschten nur selten kurze Bemerkungen aus.

Die Soldaten machten finstere, böse Gesichter. Sie verkauften den Chinesen ihre letzten eigenen Hemden.

„Warum sollen wir sie aufbewahren? Wir wollen sie lieber vertrinken! Wir glaubten, es werde Friede; jetzt soll nur die Regierung dafür sorgen!"

„Aber wenn wir uns jetzt zurückziehen müssen, sollen alle diese rothosigen Hasenfüße bei uns bleiben. Bei einer Schlacht sind sie fünf Werst vom Schlachtfelde entfernt, und wenn wir uns zurückziehen, so jagen sie uns allen voraus, zu Pferd und sogar in Kaleschen. Was kümmert sie das! Sie selbst rauben sich Millionen zusammen und dem Zaren schicken sie Depeschen, daß der Soldat den Krieg wolle!"

Elftes Kapitel.

Der Friede.

„Hurra Friede!" — Die Schwestern und die Feldscherer. — Die Sehnsucht nach Frauen. — Der Winter naht, und die Armee hat keine warmen Kleidungsstücke vorrätig. — Skandal in Sultanoffs Lazarett. — Das kaiserliche Konstitutions-Manifest. — „Wann geht es endlich heim?" — Die Haltung der Truppen wird täglich drohender. — 20 000 Georgskreuze „für wackeres Aussehen". — Bureaukratische Kurzsichtigkeit. — Das Leben der Offiziere ist in Gefahr. — Ein trauriges Fazit.

„Hur—ra!" erscholl es von allen Seiten durch die sonnige Luft.

Auf der Straße fuhren zwei Artilleristen, hoben ein im Winde flatterndes Blatt des »Boten« empor und schrien: „Friede! Friede!"

„Hur—ra!“ ertönte es als Antwort.

Die Soldaten warfen ihre Mützen in die Luft, umarmten sich und drückten einander die Hände. Alle lasen brennend vor Neugier die Depesche Wittes an den Zaren:

Japan hat Ihre Forderungen bezüglich der Friedensbedingungen angenommen, und so wird der Friede dank Ihren weisen und festen Entschließungen wieder hergestellt sein . . .

Immer wieder überliefen die Augen die kostbare Depesche. Ueberall herrschte Jubel, überall hörte man fröhliches Lachen und Hurrarufe. Man riß sich den »Boten« mit der Depesche Wittes aus den Händen, in Maimakai wurde für die Nummer 50 Kopeken bezahlt.

Man erzählte, daß es gerade regnete, als in Charbin die Depesche vom Abschlusse des Friedens eintraf. In einem Restaurant wandte sich ein Offizier an die Anwesenden und wies auf die dicht vom Himmel fallenden Tropfen:

„Schauen Sie, meine Herren! Sie glauben, daß das Regen ist? Nein, das ist kein Regen, das sind die Tränen der Intendanten, Generäle und Stabsoffiziere!“

Beendigt war der Kampf der christlichen Krieger mit dem »Drachen«; man erwartete die Ratifikation des Friedensvertrages. Ein Waffenstillstand wurde nicht geschlossen. Auf den vordersten Stellungen dauerten die Scharmützel immer noch fort und jeden Tag kamen Nachrichten von Gefallenen. Wozu jetzt noch diese unnötigen Opfer? Die Offiziere lachten:

„Alle beeilen sich, noch die Orden zu erhalten, die sie bisher nicht haben bekommen können. Sobald der Frieden ratifiziert ist, ist's aus damit: die Armeekommandeure verlieren dann das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit

Orden zu verleihen . . . Sie sollten nur sehen, wie es jetzt zugeht! Kein einziger General ist zu Hause zu treffen, alle stecken in den vordersten Stellungen!"

Die Stäbe wurden von Offizieren belagert, die von allen Seiten herkamen, um Orden zu ergattern.

Auch unsere Schwestern erhielten ihre Medaillen. Sie strahlten förmlich, und alle gratulierten ihnen. Die Soldaten unserer Abteilung fragten mich voll Erstaunen:

„Euer Wohlgeboren! Warum gibt man ihnen die Medaillen? Jede hat ja schon eine bekommen. Haben sie denn mehr gearbeitet als die Feldscherer?"

Sie hatten in der Tat durchaus nicht mehr geleistet als die Feldscherer. Sie hatten gewissenhaft gearbeitet, aber die Arbeit der Feldscherer war doch eine viel mühsamere gewesen. Außerdem fuhren die Schwestern auf den Märschen in einem Wagen, während die Feldscherer wie die Soldaten zu Fuß gingen. Die Schwestern bekamen außer Wohnung und Unterhalt 80 Rubel monatlich, die Feldscherer, wie die Unteroffiziere, nur drei.

Der Oberarzt schlug acht Feldscherer und Lazarettaufseher für Medaillen vor. Man entgegnete ihm, daß einem jedem Spitale nur zwei Medaillen für die Mannschaften verabfolgt würden. Bei uns erhielten sie der Feldwebel und der älteste Feldscherer.

Die Schwestern! . . . Ich habe nichts gegen sie einzuwenden. Sie waren im Kriege nicht unnütz, in den rückwärts gelegenen Spitälern sogar sehr nützlich. Aber sie dienten zur unumgänglich notwendigen Dekorierung der Schlachtszene, sie waren „die weißen Engel, welche die Qualen der

verwundeten Krieger lindern". Als solchen „Engeln" sang man ihnen überall Loblieder, ein jeder war schon zum voraus bereit, ihnen voll Rührung entgegenzutreten, und man überschüttete sie mit Ehrenzeichen. So viel ich weiß, kehrte keine einzige Schwester ohne eine oder zwei Medaillen aus dem Kriege zurück; es genügte schon, wenn auf eine Entfernung von zweihundert Metern eine Kugel vorübersauste oder ein Schrapnell platzte, — und die Schwester wurde mit dem Georgsbändchen belohnt. Für die Schwestern, welche Bekannte in den höheren Kreisen hatten, war selbst das nicht nötig; sie bekamen die Georgsbändchen einfach infolge ihrer Bekanntschaft mit den Machthabern. So erhielten diese kostbaren Schleifen z. B. Novizkaja und die andern Schwestern des Sultanoffschen Spitals, ohne auch nur ein einzigesmal im Feuer gewesen zu sein.

Dabei erinnere ich an die Tausende heldenmütiger Leute, an die Feldscherer, welche unter der unendlichen, grauen Menge der Soldaten aus den Augen verschwanden. Ihnen sang niemand ein Loblied, sie schmückten sich nicht mit glänzenden Kriegsdekorationen. Von keinem beachtet, schritten sie mit ihren Verbandtäschchen bescheiden hinter den Kompanien her; sie froren gemeinsam mit den Soldaten in den Schanzgräben, arbeiteten wirklich unter einem Regen von Kugeln und Schrapnells, krochen furchtlos im Feuer hin und her, um die Verwundeten zu verbinden. Von diesen Helden sprachen alle Kriegsoffiziere nur mit Begeisterung und Hochachtung. Von meinem Spitaldienste her erinnere ich mich mit besonders warmem Gefühle zwar nicht der Schwestern, — obgleich ich gegen sie nichts einzuwenden habe, — wohl aber der Feldscherer und Krankenwärter, die mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit

ihre Pflicht erfüllten und mit so warmer, freundschaftlicher Teilnahme die Verwundeten und Kranken pflegten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich im allgemeinen noch etwas über die Schwestern sagen, die an diesem Kriege teilnahmen.

Nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil von ihnen bestand aus Schwestern von Beruf, die schon in Rußland als solche gewirkt hatten. Die Mehrzahl — von denjenigen wenigstens, die ich gesehen habe — waren Volontärinnen, die erst kurz vor ihrer Abfahrt nach dem Kriegsschauplatze ganz oberflächlich in der Pflege der Verwundeten unterrichtet worden waren. Was führte sie in den Krieg? Eine „Idee" trieb offenbar nur sehr wenige dahin. In diesem Kriege gab es keine Heldenschwestern, wie im russisch-türkischen Kriege, — Heldenschwestern, welche schon die Gestalt einer barmherzigen Schwester mit einem Nimbus umgaben. Und dies ist begreiflich. Diesem Kriege selbst mangelte es viel zu sehr an Ideen. Im russisch-türkischen Krieg konnten als Freiwillige Leute wie der Schriftsteller Garschin am Kampfe teilnehmen, — und es ist natürlich, daß sich auch unter den Schwestern Mädchen wie die von Turgenjew und Polonski besungene Baronin Wrewskaja befanden. Jetzt war für jede Frau, die nach Heldentaten und Selbstaufopferung dürstete, auch im Innern Rußlands genug Arbeit vorhanden.

Die Mehrzahl der Schwestern war aus der Mitte jener Mädchen, deren es in allen Winkeln Rußlands so viele gibt: sie haben ihre Studien vollendet, — aber was jetzt? Sie leben bei ihren Eltern, geben Stunden, um etwas Taschengeld zu bekommen, langweilen sich fürchter-

lich und passen auf eine Gelegenheit, einen Mann zu bekommen. Mit zwanzig Jahren scheint ihr Leben wie abgeschlossen zu sein. Da winkt plötzlich in der Ferne ein blendend heller Schein, ein Leben, wo alles so ungewöhnlich, großartig und kurzweilig ist. Auch Witwen und Mannweiber gingen hin, die in der stumpfen Langweile und Einförmigkeit ihres Lebens fast erstickten, ferner bloße Abenteuerinnen, dann Frauen, denen ein gefahrloses Leben, ohne Sturm und Blitz, zuwider war, — Frauen mit einer Falkenseele, aber mit schwachem Kopfe. Solch eine war der in unserem Lazarett nur ganz vorübergehend auftauchende »Schwesterknabe«, deren Augen unheimlich aufleuchteten, sobald sich nur eine Gefahr zeigte. Aber Gefahren gab es nur wenige, auch hier floß das Leben langweilig und grau dahin; und der »Schwesterknabe« kehrte bald, noch vor der Schlacht bei Mukden, nach Rußland zurück.

Ferner gab es nicht wenige Schwestern aus aristokratischen Familien mit großen Beziehungen. Diese Schwestern erwiesen sich mit wenigen Ausnahmen als eine wahre Geisel für die ärztlichen Anstalten, in denen sie dienten. Zur Ausübung ihrer Pflichten waren sie sehr wenig befähigt, erfüllten nur diejenigen Anordnungen der Aerzte, welche ihnen gefielen, hatten verzweifelt wenig Respekt vor den Aerzten und schalteten in der ganzen Anstalt wie es ihnen beliebte. Ihre ganze Tätigkeit hier bestand sozusagen in einem ununterbrochenen, fröhlichen, eigenartigen Picknick mit Generälen und Stabsoffizieren.

Ein nicht geringeres Uebel stellten auch die als Schwestern dienenden Offiziersfrauen dar, deren Männer in der Front kämpften. Während der Schlacht, da die

Schwestern am nötigsten waren, konnte man sie zu gar nichts gebrauchen. Natürlich waren dann alle ihre Gedanken nur auf ihre Männer gerichtet, — wo ist er, lebt er? Wenn die Nachricht kam, daß ihr Mann gefallen oder verwundet worden war, — kümmerte sich die Schwester nichts mehr um ihre Umgebung. Einzelne dieser Schwestern mochten sehr gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen, aber die Hauptsache ist, daß sie nicht aus Neigung Schwestern wurden, sondern nur deswegen, um näher bei ihren Männern sein zu können. Die weniger gebildeten unter ihnen waren höchst empfindlich, faßten eine Bemerkung wegen Nachlässigkeit in der Pflege der Kranken als Beleidigung auf, und es war äußerst schwierig, mit ihnen zu arbeiten. Sehr natürlich war der Wunsch der Frauen, möglichst nahe bei ihren Männern zu sein, die in das infernalische Gewühl dieser fürchterlichen Schlachten gingen; aber es war vollkommen unverständlich, daß die Regierung den Frauen für ihr Verweilen in der Nähe der Männer einen verhältnismäßig ziemlich hohen Gehalt (80 Rubel monatlich, Wohnung und Unterhalt frei) bezahlte.

Die Schwestern waren das einzige weibliche Element in der enormen Menge gesunder, kräftiger, die Frauen entbehrender Männer. Wie immer in Kriegsheeren machte sich eine ungeheure Sehnsucht nach Frauen geltend. Die bloße Möglichkeit, eine halbe Stunde in Frauengesellschaft zuzubringen, wurde von den Offizieren außerordentlich hoch geschätzt. Ein Regimentsfest wäre kein Fest gewesen, hätte man nicht Schwestern, wenn auch nur zwei oder drei, dazu einladen können. Schwestern, deren Bildung und gesellschaftliche Stellung derart waren, daß in Rußland ein ganz gewöhnlicher Leutnant sie kaum seiner Bekanntschaft

würdig gehalten hätte, wurden hier beständig von den Armeekommandeuren zum Mittagessen geladen, und hervorragende Gardeoffiziere bemühten sich um ihre Bekanntschaft. Eine unserer Schwestern, ein schmuckes Mädchen, mußte eines Tages zu einem Zahnarzt fahren, der sich beim Stabe eines unserer Regimenter befand. Im ganzen Regiment entstand eine hochgradige Aufregung, die Offiziere guckten durch die Türritzen, um die Schwester zu sehen. Einer von ihnen erzählte mir lachend und kopfschüttelnd, als begreife er es selbst nicht:

„Bei Gott, ich bin durchaus kein schüchterner Mensch und habe mit Damen schon sehr viel Umgang gehabt. Aber hier, — werden Sie es glauben? — als man mir vorschlug, die Bekanntschaft dieser Schwester zu machen, da stand ich fünf Minuten lang ganz aufgeregt vor der Türe und wagte nicht einzutreten! So wenig war ich mehr an Damengesellschaft gewöhnt!"

Es war schon Mitte September. Wir warteten auf die Ratifikation des Friedensvertrages, um unser Winterquartier bei Kuantschendsi zu beziehen. Noch zu Anfang August hatte man uns nach den Stellungen versetzt, wo wir uns etablierten und zu arbeiten begannen.

Der Tschumis war geschnitten, überall heimste man den Kaoljan ein. Die Felder wurden kahl. Die Tage blieben sonnig und warm, die Nächte aber waren sehr kalt, und oft stellte sich Frühfrost ein. Die Soldaten hatten nur Sommerhemden und Mäntel. Die Tuchuniformen und Halbpelze waren schon im Frühling nach Charbin zur Aufbewahrung geschickt worden.

Die Mannschaften lebten in Zelten. Sie hatten nachts

sehr unter der Kälte zu leiden und gingen mit finstern, verfrorenen Gesichtern umher. Wer Geld hatte, ging nach Maimakai und kaufte sich chinesische Wattebettdecken. Die Nachfrage danach war jedoch sehr bedeutend, und so stiegen die Preise dafür bis auf acht Rubel.

Unser Zeughauswärter fuhr, mit dem nötigen Schriftstück versehen, nach Charbin, um die dort aufbewahrten warmen Kleider zu holen. Am Tage nach seiner Abreise kam ein Schreiben aus dem Militärmagazin, wo unsere Sachen aufbewahrt lagen, und berichtete, daß diese jetzt einem andern Magazin, Nr. so und so viel, übergeben seien. Und eine Woche später kehrte der Zeughauswärter zurück — ohne die Effekten. Er meldete:

„Man hat die Sachen nicht ausgehändigt. Der Schein war nicht an das richtige Magazin adressiert."

„Das hättest du im ersten Magazine angeben müssen! Dann hätten sie auf unserm Schein vermerkt, daß die Sachen jetzt in einem andern Magazin sind!"

„Das habe ich angegeben, aber ich wurde abgewiesen. Man hat mir gesagt, daß Ihnen darüber ein Schreiben zugegangen sei."

Man mußte einen neuen Schein ausstellen und den Zeughauswärter damit nach Charbin schicken. Eine Woche darauf kamen dann endlich die warmen Kleider.

Viele Uniformen, Halbpelze und Filzstiefel waren bereits derart abgetragen, daß sie vollkommen unbrauchbar waren. Man verlangte daher neue Sachen. Und da trat ein äußerst merkwürdiger Umstand zutage: Vorräte an warmen Kleidern waren in der Armee gar nicht mehr vorhanden!

Bei einer Musterung sagte der Divisionskommandeur zu den Soldaten:

„Denkt daran, Brüder! Wann wir nach Hause zurückkehren werden, ist noch ungewiß. Der Winter ist hier sehr streng, und wir haben keine Vorräte an warmen Kleidern. Bewahrt jeden warmen Fetzen auf, werft nichts weg, — sonst könntet ihr es später bereuen!"

Als ich den General hörte, — erfaßte mich ein Schauder, und ich stellte mir die Frage vor: aber wenn die Japaner das letzte Ultimatum Wittes nicht angenommen hätten, und der Krieg fortgesetzt würde? . . .

Ich erinnerte mich an die Erzählungen von Offizieren, die im Sommer aus Wladiwostok angekommen waren. Sie hatten sich verwundert, wie träg und langsam die Befestigung dieser Stadt vor sich ging, als ob auch Wladiwostok wie Port Arthur darauf warte, bis es von den Japanern eingeschlossen sei, um erst dann energisch an den Bau der Befestigungen zu gehen.

Ja, hier war einfach alles möglich!

Die Geschichte des Sultanoffschen Lazaretts schloß mit einem großen Skandal. Eines Tages, als Sultanoff gerade zum Korpskommandeur auf Besuch fahren wollte, ging er vorher zu seinen jüngeren Aerzten, um irgend eines jener Mißverständnisse aufzuklären, die beständig in seinem Lazarette vorkamen. Während der Besprechung nannte der älteste Ordinator Wassiljew Sultanoffs Nichte „Schwester Novizkaja".

Sultanoff fuhr zornig auf, stampfte mit den Füßen und rief:

„Sie dürfen Aglaja Alexjewna nicht Schwester Novizkaja nennen!"

Wassiljew riß verwundert die Augen auf.

„Erlauben Sie, wer ist sie denn? Sie ist — barmherzige Schwester und ihr Familienname ist — Novizkaja."

Sultanoff holte rasend vor Wut mit der Peitsche zum Schlage aus.

„Wenn Sie noch einmal wagen, Aglaja Alexjewna Schwester Novizkaja zu nennen, dann prügele ich Sie mit der Nagaika durch!" schrie er und verließ die Fansa.

Dies spielte sich vor zahlreichen Zeugen ab. Wassiljew reichte einen Rapport ein, in welchem er den Vorfall genau auseinandersetzte. Der Divisionskommandeur ließ eine Untersuchung vornehmen. Außerdem fuhr Wassiljew nach Guntschulin zum Bevollmächtigten des Roten Kreuzes und erzählte auch ihm den Vorfall. Dieser seinerseits sandte einen Delegierten, um die Sache zu untersuchen. Es wurde eine schöne Suppe eingebrockt. Der Bevollmächtigte des Roten Kreuzes entsetzte Novizkaja ihrer Stelle als älteste Schwester. Der Divisionskommandeur verlangte die Entfernung Sultanoffs und kündigte dem Korpskommandeur an, daß er die Anwesenheit Sultanoffs in seiner Division nicht länger dulde. Der Korpskommandeur gab sich alle Mühe, die Sache zu vertuschen, aber der Divisionskommandeur bestand auf seiner Forderung und erklärte dem Korpskommandeur:

„Als ich, Exzellenz, die Division übernahm, haben Sie mich nicht vorher benachrichtigt, daß ich in meinen Rechten als Divisionskommandeur beschränkt sein werde."

Sultanoff mußte sich krank melden und fuhr zusammen mit Novizkaja nach Charbin. Nach einem Monat kehrte

Sultanoff als Oberarzt eines Lazaretts einer andern Division unseres Korps zurück. Von diesem Zeitpunkte an befand sich dies Spital stets beim Korpsstab. In bezug auf Dr. Wassiljew richtete es der Korpskommandeur so ein, daß er aus seinem Korps in ein anderes versetzt wurde.

An Sultanoffs Stelle wurde ein neuer Oberarzt ernannt, — ein schwatzhafter und durchaus unbedeutender alter Mann. Er hielt die Traditionen Sultanoffs in ihrem vollen Umfange aufrecht. Graf Saraiski setzte die Besuche bei seiner „Schwester" fort, und die Lazarettchefs waren dem Grafen gegenüber die Gefälligkeit selbst. Seine Schwester hatte einen besonderen Offiziersburschen. Sie schaffte sich eine Kuh an, — und ein Soldat wurde dazu bestimmt, sie zu hüten.

Der Friede war ratifiziert. Mitte Oktober gingen die Truppen nach Norden in die Winterquartiere. Unser Korps stand bei der Station Kuantschendsi.

Wann geht's nach Hause? Alle quälte diese Frage, alle vergingen vor Sehnsucht nach Rußland. Die Mannschaften stellten sich die Sache sehr einfach vor: der Friede war geschlossen, — jetzt setzen wir uns in die Wagen und fahren heim. Inzwischen verging Tag um Tag und Woche um Woche. In den höheren Kreisen herrschte tiefstes Schweigen. Niemand in der Armee wußte, wann er nach Hause zurückbefördert würde. Es verbreitete sich das Gerücht, daß das eben erst aus Rußland angekommene 13. Korps zuerst die Rückfahrt antreten werde. . . . Warum gerade dies? Wo war da die Gerechtigkeit? Natürlich erwartete man, daß die Truppen in der gleichen Reihenfolge, in der sie hierhergekommen waren, zurückkehren würden.

Endlich erschien ein Befehl des Höchstkommandierenden, in welchem die Reihenfolge der Abfertigung der Korps festgesetzt war. Diese war höchst abenteuerlich. Zuerst fuhr tatsächlich das soeben angekommene dreizehnte Korps ab, ihm folgten — das neunte Korps, einige kleinere Truppenteile und das erste Korps. Damit war einstweilen die Liste geschlossen. Wann die anderen Korps, oder wenigstens in welcher Ordnung sie abgehen würden, hielt der Befehl nicht für nötig zu melden.

Die Soldaten waren entrüstet, und sie nahmen eine drohende Haltung an.

Aber in Rußland und Sibirien zirkulierten keine Eisenbahnzüge mehr. In Charbin wurden Billette nur bis zur Station Mandschuria ausgegeben, und bald war auch die telegraphische Verbindung mit Rußland unterbrochen. Der große Oktoberstreik war gerade auf seinem Höhepunkt angelangt. Es gingen schlimme, unbestimmte Gerüchte. Es hieß, in allen Städten fänden Metzeleien statt, Petersburg stehe in Flammen, und die Verfassung sei schon unterschrieben.

Endlich traf in der Armee das Manifest vom 17. Oktober ein.

Alle Offiziere, vom Leutnant bis zu den höchsten Befehlshabern hinauf, versetzte das Manifest in die größte Bestürzung. „Die unerschütterlichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit nach den Grundsätzen wirklicher Unverletzlichkeit der Person, der Freiheit des Gewissens, des Wortes, der Versammlungen und Vereine. . . . Damit kein Gesetz ohne Genehmigung der Kaiserlichen Duma Gültigkeit erlangen kann, und damit den Abgeordneten des Volkes die Möglichkeit wirklicher Beteiligung an der Aufsicht über

die Gesetzmäßigkeit der Handlungen der von uns eingesetzten Behörden gesichert wird." . . . All das hatte bisher nur in geheimen Proklamationen gestanden, und wegen der entferntesten Anspielungen darauf waren die aus der Heimat für die Soldaten eintreffenden Briefe konfisziert worden. Und jetzt so plötzlich! . . .

In den Befehlen des Höchstkommandierenden war das Manifest nicht veröffentlicht und es wurde den Soldaten nicht vorgelesen. Aber diese verstanden es natürlich, sich selbst sogleich mit dem Manifest bekannt zu machen.

Von selbst entstand und verbreitete sich das Gerücht, daß der Oberbefehlshaber noch zwei kaiserliche Manifeste geheimhalte, von denen sich das eine selbstverständlich auf den Grund und Boden, das andere auf sämtliche während des Krieges angehäuften ökonomischen Gelder bezog, die gleichmäßig unter die Mannschaften verteilt werden sollten.

Die Offiziere verhielten sich mit geringen Ausnahmen den Vorgängen in Rußland gegenüber entweder vollkommen gleichgültig oder höhnisch feindselig. Worte, die sonst nur der Mehlhändler und Budenbesitzer würdig waren, wurden hier von Hauptleuten und Obersten mit Aplomb ausgesprochen:

„Das machen alles die Juden!"

Mit entsetzlichen, in der Geschichte unerhörten Wehen wurde in der Heimat ein neues Leben geboren, es vollzog sich ein historisches Ereignis, welches das Vaterland in den tiefsten Grundfesten erschütterte, und Millionen von Menschen kämpften und zersprengten ihre Ketten. Hier hatte man nur diese eine Beziehung dazu:

„Alles Juden! Alles wird mit jüdischem Gelde gemacht!"

Die Armeen standen müßig in den Winterquartieren und langweilten sich. Ueberall unaufhörliches fürchterliches Saufen. Die Soldaten gaben den Chinesen ihr letztes Geld für ganz ordinären, einheimischen Schnaps, — Hanschin. Der Verkauf geistiger Getränke war zwar im Rayon der Armeequartiere strenge verboten, die Chinesen wurden arretiert, aber schließlich bekam man doch so viel Hanschin als man nur wollte.

Alle erwarteten voll Sehnsucht und in qualvoller Unruhe eine Antwort auf die Frage, die ihnen beständig im Kopfe lag: Wann geht es endlich heim? In den höheren Kreisen herrschte immer noch dasselbe gleichgültige Schweigen. Aber unter den Soldaten gärte eine dumpfe, bösartige Erbitterung, das Verlangen keimte in ihnen auf, irgend etwas zu begehen, das die Behörden zwänge, sie endlich baldigst nach Hause zu befördern. Sie drohten mit einem „Streike". Aber wie war da ein Streik möglich, wo die Leute ohnehin nichts taten? . . . Er konnte sich nur auf eine einzige Art äußern, — in der Mißhandlung und Niedermetzelung der Offiziere. Und das lag bedenklich in der Luft. Auch verbreiteten sich Gerüchte, daß die Regierung sich davor fürchte, die infolge der Unglücksschläge und der durch den Krieg hervorgerufenen Anordnungen aufrührerische Armee heimzuführen, und daß beschlossen sei, sie hier zu lassen. Die Soldaten lachten drohend und sagten:

„Sie behalten uns hier; sie fürchten sich, daß, wenn wir nach Hause kommen, wir einen Aufruhr anzetteln werden. Wie sehr sie uns auch zurückhalten wollen, wir werden trotzdem nach Hause fahren und unsere Sache durchführen!"

Linjewitsch ordnete für die Truppen unserer Armee

eine Musterung an. Dies ermunterte die Soldaten, und sie zählten vor Ungeduld die Tage bis dahin. Alle erwarteten, daß Linjewitsch ankündige, wann die Heimfahrt beginne. Die Musterung fand statt. Linjewitsch dankte den Truppen „für ihr wackeres Aussehen" und hielt eine Rede. Die Soldaten hörten gierig und mit brennenden Augen zu und fingen undeutliche, schnarrend gesprochene Worte auf. Aber vor den Blicken des Höchstkommandierenden waren nicht lebendige Massen abgequälter, sich nach der Heimat sehnender Menschen, sondern offiziell-wackere Regimenter von „Kriegern, welche in Erwartung zukünftiger Schlachten" usw. Und Linjewitsch sagte, daß er nicht verstehe, warum Väterchen Zar Frieden geschlossen habe; mit solchen wackeren Soldaten würde er, Linjewitsch, die Japaner wie Hasen aus Sipingai verjagen . . .

Nach der Musterung übergab Linjewitsch jedem Korps 800 Georgskreuze zur Verteilung unter die Soldaten, die sich am meisten ausgezeichnet hatten. Spaßmacher erklärten diese Belohnungen damit, daß Linjewitsch den Friedensschluß nicht erwartend, 20 000 Georgskreuze bestellt hätte und jetzt nicht wüßte, was er mit ihnen anfangen sollte.

„Achthundert Georgskreuze für wackeres Aussehen!" witzelten die Offiziere. „Früher verlieh man sie für kriegerische Heldentaten, aber jetzt: für wackeres Aussehen!"

Die Stimmung der Soldaten wurde immer drohender. In Wladiwostok brach ein Aufstand aus, die Matrosen brannten die Stadt nieder und plünderten sie. Auch in Charbin erwartete man eine Empörung.

Hier auf den Stellungen traten die Soldaten immer herausfordernder auf, sie banden mit den Offizieren an und suchten absichtlich Streit mit ihnen. An Festtagen, wenn

alle betrunken waren, fühlte man, daß es nur eines Funkens bedurfte, um ein allgemeines, sinnloses Gemetzel hervorzurufen.

Ueberall herrschte eine gedrückte Stimmung.

Endlich erkannten auch die leitenden Persönlichkeiten die Lage der Dinge. Solange es ruhig war, dachten sie nicht an die Gerechtigkeit und ignorierten hochmütig die Interessen ihrer Untergebenen. Jetzt erinnerten sie sich auf einmal der Gerechtigkeit. Es war, als wollten die Vorgesetzten ihren Untergebenen auf Schritt und Tritt den Gedanken einflößen: wenn du etwas von uns erhalten willst, so fordere es und kämpfe darum, sonst bekommst du nichts. Am 10. November erschien ein Befehl des Höchstkommandierenden, in welchem die frühere ungerechte Reihenfolge der Abfahrten der Korps umgestoßen wurde, und die Reservemannschaften in der Reihenfolge ihrer Ankunft auf dem Kriegsschauplatze nach ihrer Heimat zurückbefördert werden sollten.

Schon ehe wir im Oktober die Winterquartiere bezogen, war es beschlossen und bekannt, daß unser Lazarett nicht mehr arbeiten, sondern reorganisiert werden sollte. Trotzdem standen wir schon einen Monat müßig hier, man reorganisierte weder noch entließ man uns. Endlich erschien ein Befehl des Höchstkommandierenden bezüglich der Reorganisierung einer Reihe von Spitälern, unter denen sich auch das unsrige befand. Wir wußten nun nicht, ob wir das Spital auf Grund dieses Befehles reorganisieren — oder noch einen besonderen Befehl des unmittelbaren Vorgesetzten abwarten sollten.

Es war auch bekannt, daß die Pferde nicht nach Rußß-

land mitgenommen würden; sie sollten hier auf dem Wege der Versteigerung verkauft werden. Wir hatten 70 Pferde, deren Unterhalt ungefähr 25 Rubel täglich kostete. Eines Tages kam ein Fuhrunternehmer aus Charbin, feilschte um die Pferde und bot 100 Rubel pro Kopf. Das war ein sehr schöner Preis: die Chinesen kauften unsere großen Pferde nicht, und bei den Auktionen mußten sie zu einem Spottpreise losgeschlagen werden.

Der Verwalter fuhr zum Divisionsstab, um sich zu erkundigen, ob die Pferde verkauft werden könnten. Der General gab eine ausweichende Antwort.

„Natürlich, verkaufen Sie sie. Aber ich sage Ihnen: ohne meine Verantwortung! Wenn es mit dem Kontrolleur später Mißverständnisse gibt, so machen Sie die Sache allein mit ihm ab; mich geht das nichts an."

Der Verwalter setzte sofort ein Schreiben an den Feldkontrolleur unseres Korps auf, worin er ihm die Sache auseinandersetzte; unser Schriftführer überbrachte es — und kehrte damit zurück. Auf der Rückseite des Papiers hatte der Kontrolleur mit Bleistift und ohne seine Unterschrift bemerkt: „Geht zurück! Antwort mündlich."

Die mündliche Antwort aber lautete: „Ich kann nichts sagen; tun Sie, was Sie für gut finden!"

Selbstverständlich ließ man die Sache fahren und verkaufte die Pferde nicht. Aber einen Monat später wurden sie, nachdem sie noch für 600 Rubel Futter verzehrt hatten, auf dem Auktionswege für je — 15 Rubel verkauft.

Die Eisenbahnzüge liefen wieder nicht mehr, und der Post- und Telegraphenverkehr mit Rußland war wieder

unterbrochen. Die Streikkomitees jedoch versicherten, daß die Ueberführung der Truppen aus dem fernen Osten rechtmäßig vor sich gehen werde. Wohl oder übel mußte die Militärverwaltung mit dem Eisenbahner-Streikkomitee in Verbindung treten, und die Staffelabteilungen wurden pünktlich befördert.

Die Disziplin der Truppen geriet von Tag zu Tag immer mehr in Zerfall. In den Stäben wurden die Offiziere gebeten, mit den Soldaten so mild als möglich zu verfahren und gegen die Unterlassung der Ehrenbezeigungen keinen Einspruch zu erheben. Man bemühte sich, die Soldaten in ihren Quartieren mit Turnübungen, kleinen Ausmärschen und Spielen zu beschäftigen.

In der Armee krachte es, und sie drohte, ganz in die Brüche zu gehen. Eigentlich gab es schon keine Armee mehr, sondern nur noch eine enorme Masse erbitterter und aufgebrachter Menschen, die keine Macht mehr über sich anerkennen wollten.

Bei den Regimentern nahm man den Mannschaften die Patronen ab. Es wurde befohlen, strenge darüber zu wachen, daß sich in den Soldatenquartieren keine Fremden aufhielten, daß man sogar die Soldaten nicht ohne Erlaubnisscheine benachbarte Dörfer besuchen lasse, daß man sie unerwartet kontrolliere und alle, die keine Scheine hätten, arretiere.

Es gingen Gerüchte, daß irgendwo in einem Sappeurbataillon eine Versammlung von delegierten Soldaten stattgefunden habe, und daß beschlossen worden sei, am Feste des heiligen Nikolaus alle Offiziere zu ermorden und die in den Kassen liegenden Gelder unter sich zu verteilen. Trotz den wiederholten Dementierungen der Kommandeure erhielt sich unter den Mannschaften hartnäckig das Gerücht,

daß befohlen worden sei, alle Wirtschaftsgelder der Truppen unter die Soldaten zu verteilen.

An Werktagen konnte man sich noch auf den Straßen aufhalten, aber an Feiertagen, wenn die Soldaten betrunken waren, war fast gar nicht daran zu denken.

Wenn ein berittener Offizier eine Schar Soldaten einholte, begleiteten ihn Schmähreden und Beschimpfungen.

„Sieh mal! Er reitet! Schmeißen wir ihn herunter, Brüder! Wir werden euch, ihr Schurken, erschießen! Wartet nur! Ihr habt uns schon lange genug mit Spott und Hohn überhäuft!"

Einst begegnete ich auf der Straße einer großen Menge von einer Eskorte begleiteter, unbewaffneter Soldaten. Alle waren betrunken, benahmen sich drohend und überschütteten die Offiziere, denen sie begegneten, mit Schimpfwörtern. Die Eskorte teilte offenbar vollkommen die Gefühle ihrer Gefangenen und hielt sie nicht im geringsten zurück. Die Leute waren aus einer reorganisierten Abteilung Mischtschenkos und marschierten zu einem unserer Regimenter. Bei einer Station fingen sie zu lärmen und zu toben an, zertrümmerten die Buden und besoffen sich unmenschlich. Man mußte eine Kompanie Soldaten gegen sie zu Hilfe rufen.

Die Arretierten sagten, daß sie zwei Tage lang weder gegessen, noch getrunken hätten, daß man ihnen versprochen habe, sie im September nach Hause zu schicken, sie aber immer noch zurückbehalte.

„Wir werden es ihnen zeigen! Wir werden es ihnen noch zeigen!" wiederholten sie drohend, von Schnaps und Wut erregt.

An einem Feiertage ging ich abends mit zwei Schwestern

spazieren. Die Sonne ging gerade unter. Auf dem engen, von Buschwerk eingefaßten Wege kam uns ein angetrunkener bärtiger Soldat in kurzem Halbpelze entgegen.

„Euer Wohlgeboren, geben Sie mir eine Zigarette!"

Ich gab ihm eine. Wir steckten sie an.

„Wann werden wir endlich nach Hause fahren, Euer Wohlgeboren?"

„Ich weiß nicht," seufzte ich. „Man sagt, im Januar."

„Damit sind wir nicht einverstanden, wir werden streiken! Meine Frau schreibt mir von daheim: Das Pferd, die Kuh sind verkauft. Alles ist aufgegessen, es ist gar nichts mehr da. Und es muß noch alles zur Saat herbeigeschafft werden, aber wie? November, Dezember, Januar, Februar, — nein! Wir sind damit nicht einverstanden. Machen Sie, was Sie wollen!"

„Aber mein Lieber, was kann ich denn dafür? Ich möchte doch ebenso gerne nach Hause, als du!"

„Was tut das Ihnen! Sie haben solch eine Besoldung, — können darauf los leben und brauchen sich um nichts zu kümmern! Mit Ihrer Besoldung würde ich zehn Jahre lang warten! Aber wir bekommen nur $43^1/_2$ Kopeken Löhnung, und die ist uns jetzt in der Friedenszeit auch noch gekürzt. Sie haben Nutzen vom Warten, uns aber bringt es ins Elend und an den Bettelstab!"

Darauf war nichts zu erwidern. Gewiß war das Warten bei einem Solde von fast 200 Rubeln monatlich leichter.

„Wann werden wir heimbefördert? Euer Wohlgeboren!" fragte der Soldat, mit drohender Miene eine Antwort fordernd. „Ich will . . ."

Es war klar, — der Mann gab sich alle Mühe, mich zu einem Streit herauszufordern.

„Nun, geh deines Weges!" unterbrach ich ihn und ging mit den Schwestern weiter.

Er ging dreihundert Schritte weit seldein, kehrte dann plötzlich in der Dämmerung gegen den Weg zurück und machte bei einem chinesischen Grabhügel unter einem Baume halt. Wir gingen an ihm vorüber. Der Mann stand schweigend da und schaute uns nach. Dann folgte er uns.

„Ja . . . Wer kämpft, hat Kummer! . . ." sagte er drohend herausfordernd, und ließ einige unflätige Schimpfworte folgen.

Die Schwestern begannen sich aufzuregen. Wir gingen langsamer, um den Soldaten vorbeizulassen. Er holte uns ein und schwankte, immer noch Schimpfworte ausstoßend, an uns vorüber.

Was sollten wir tun? Wir kehrten um und gingen einem Dorfe zu. Der Soldat rannte uns nach und holte uns ein.

„So kämpfen Sie also, ha?" sagte er keuchend. „Treiben sich hier nachts mit den Schwestern herum?" Und er stieß gräßliche Schimpfworte aus.

Ich gab den Schwestern einen Wink, sie möchten ins Dorf gehen, blieb selbst aber bei dem Soldaten.

Er stemmte sich mit seiner linken Schulter gegen mich an und hob die geballte Faust.

„So also kämpfen Sie! Gib fünf Rubel, du Hundsfott! . . . Sonst schlage ich dir den Schädel ein!"

„Fünf Rubel bekommst du sicher nicht. Und weshalb wir von dir weggingen? Weil du betrunken bist."

„Gott mit Ihnen! Geben Sie mir drei Rubel!" sagte er plötzlich.

„Nein."

„Schon gut!" rief er drohenden Tones. „Du wirst nicht mehr lange herumspazieren! Warte nur, wir werden mit euch allen noch abrechnen!"

Und er verschwand in den Büschen.

Das, was schon bei der Flucht der Armee nach der Schlacht bei Mukden so deutlich bemerkbar gewesen war, und von Monat zu Monat zugenommen hatte, war jetzt auf einem Punkte angelangt, über den es nicht mehr weiter hinauskonnte. Alle Bande waren zersprengt, alle Schranken niedergerissen. Es herrschte vollkommene Anarchie. Was man früher für so vollkommen undenkbar gehalten hatte, erwies sich jetzt als so einfach und leicht! Einige Dutzend Offiziere gegen Tausende von Soldaten! — Wie konnten jene diese beherrschen? Wie konnten diese die Herrschaft jener gehorsam ertragen! Etwas Unsichtbares und Unfühlbares war zusammengestürzt, die Kraft der Suggestion war gebrochen, ein Geheimnis hatte sich enthüllt, und allen wurde es klar, daß Tausende von Menschen stärker sind als einige Dutzend.

Alles was sich so lange und hartnäckig in der Soldatenseele angehäuft hatte, brach jetzt nach außen durch, und langsam begann ein unheimlich-finsterer, fürchterlicher Wirbelwind die ganze Armee zu erfassen. Die überraschende Ungleichheit in der Lage der Offiziere und Soldaten, die zu Hause hungernden Familien, die in die Augen fallende Mißwirtschaft und Unordnung des Krieges, die vernichtete Zauberkraft der russischen Waffen, die aus Rußland eingetroffenen Nachrichten von den furchtbaren Volkserhebungen, — das alles erfüllte die Soldatenseele mit einer unklaren, chaotischen Entrüstung, mit dem Durste nach Rache, mit

dem Verlangen etwas zu zerstören, etwas zu zertrümmern, mit dem rauschartigen Drange, jegliches Leben mit einem einzigen furchtbaren Schlage zu vernichten.

Am 8. Dezember erhielten wir jüngeren Aerzte ein Schreiben, worin uns mitgeteilt wurde, daß wir aus dem Spitale ausgeschieden und nach Rußland zur Verfügung der Moskauer Militärmedizinalverwaltung abkommandiert seien. Genau genommen war dies die Entlassung zur Reserve. Aber dann hätte man uns bis zum Orte unserer Einberufung Fahrgelder bezahlen müssen. Um dies zu vermeiden, entließ man uns hier nicht, sondern „kommandierte" uns nach Rußland ab.

Fast anderthalb Jahre waren wir in der Mandschurei. Wir hatten viele Entbehrungen erlitten, viel Schweres durchgemacht. Der Wunsch tauchte auf, das Fazit zu ziehen und sich Rechenschaft darüber abzulegen, — was hast du hier geleistet. Das Ergebnis war traurig. Die Einrichtung unseres beweglichen Lazaretts kostete ungefähr 150 000 Rubel; das monatliche Budget belief sich auf 6—7000 Rubel; 125 Menschen wurden in Rußland ihren Beschäftigungen entrissen und dem Spitale zugeteilt. Was hatten wir hier gemacht? In den Zwischenzeiten von Schlacht zu Schlacht waren wir ganze Monate lang nicht etabliert oder nahmen nur Kranke auf, um sie sogleich weiter zu befördern. Wenn eine Schlacht begann, packten wir fast gleich im Anfang zusammen und fuhren in aller Eile zurück. Wenn wir hier nicht gewesen wären, wenn unser Lazarett gar nicht existiert hätte, würde darunter entschieden niemand zu leiden gehabt, und niemand würde unsere Abwesenheit überhaupt bemerkt haben.

Zwölftes Kapitel.

Nach Hause.

Anarchie in Charbin. — Offiziere werden von Soldaten mißhandelt und ermordet. — Wüste Unordnung beim Rücktransport der Offiziere. — Das Streikkomitee in Mandschuria sorgt für geregelte Heimbeförderung der Armee. — Nachrichten über die Revolution. — Ein revolutionäres Komitee maßregelt vier Generäle. — Ein Pogrom in Irkutsk. — Hier herrscht noch die Militärverwaltung, daher Unordnung. — Wir bezahlen den Soldaten für unsere Plätze in einem guten Wagen. — Die Mannschaften sind Herren der Eisenbahnzüge und begehen zahllose Ausschreitungen. — Ueberall Aufruhr und Freiheitstaumel. — Das Ende.

Gretschichin, Schanzer und ich fuhren zusammen von Kuantschendsi nach Charbin. Es fuhren noch viele Offiziere und Aerzte mit, die sich ebenfalls nach Rußland begaben. Angetrunkene Soldaten traten ins Coupé, setzten sich, ohne um Erlaubnis zu bitten, neben die Offiziere, rauchten und bliesen den Offizieren den Rauch ins Gesicht.

Gegen Morgen kamen wir in Charbin an. Hier war die Haltung der Soldaten noch viel anarchischer als auf den Stellungen. Sie traten mit drohender, erwartungsvoller Miene vor die Offiziere und suchten sie zu einem Streit herauszufordern. Keiner salutierte mehr. Wenn schon einer salutierte, so geschah dies unter beleidigendem Lachen mit der — linken Hand. Es hieß, daß man fast jeden Tag auf den Straßen erschossene Offiziere fände. Der Soldat trat an einen Offizier heran, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Guten Tag, jetzt ist Freiheit!" Wenn der Offizier ihm nicht zur Antwort die Hand reichte, erhielt er eine Maulschelle.

Schreckliche Dramen trugen sich zu. In Wladiwostok

begegnete der Artilleriehauptmann N—zki auf der Straße einem Soldaten; der Mann hatte zwei Georgskreuze auf der Brust, die Hände in die Seite gestemmt und eine Zigarette zwischen den Zähnen. N—zki hielt den Soldaten an und machte ihm eine Bemerkung darüber, daß er nicht salutiert habe. Der Soldat versetzte ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen derben Faustschlag ins Gesicht. N—zki zog, der Offizierstradition gemäß, seinen Säbel und spaltete dem Beleidiger den Schädel. Der Vorgang wurde von Soldaten bemerkt, die sich in der tschurkinskischen Kaserne befanden. Sie liefen aus der Kaserne und setzten N—zki nach. Der rannte ins Offizierskasino und schloß sich ein; die Soldaten machten sich daran, die Türe einzuschlagen. Im Saale befanden sich noch einige Offiziere. N—zki erschoß sich. Die eindringenden Soldaten mißhandelten die übrigen Offiziere in grausamer Weise; sie schlugen sie mit Holzscheiten und stießen sie mit ihren Stiefelabsätzen, vorzüglich an den Kopf. Zwei der Offiziere starben nach einigen Tagen im Spital. —

Wir erwarteten unseren Zug auf dem Bahnhof. Es herrschte hier ein sehr großes Gedränge. Offiziere kamen und gingen oder saßen, einen Imbiß vor sich, an kleinen Tischchen. Zwischen den Tischen gingen Soldaten hin und her und verkauften chinesische und japanische Nippsachen.

„Wieviel kostet der Fächer?" fragte ein Oberst, der an einem der Tischchen saß.

„Zwei Rubel, Euer Hochwohlgeboren!"

„Zu teuer," sagte der Oberst gleichgültig und legte den Fächer zurück.

„Zu teuer? Bekommen Sie so wenig Sold?" erwiderte der Soldat, ihn drohend anschauend.

Der Oberst stand auf, tat, als müsse er sowieso fort, und schritt dem Ausgange zu.

„Zu teu . . . er!" schrie ihm der Soldat nach. „Willst einem Soldaten nicht eine Kopeke zu verdienen geben! Hast wohl hier zu wenig Geld zusammengescharrt! Du Hundsfott!"

In einem Befehle des Höchstkommandierenden war vorgeschrieben, daß die Besetzung der Wagen mit den einzeln nach Rußland fahrenden Offizieren genau vorausgegangener Anzeige gemäß erfolgen solle. Aber in Charbin erfuhren wir, daß dieser Befehl, wie so viele andere, durchaus nicht ausgeführt wurde. Derjenige fand einen Platz im Wagen, der mit den Ellbogen energisch zu arbeiten verstand. Das war sehr unangenehm; man hätte lieber zwei bis drei Tage gewartet, bis die Reihe an einen kam, um sich dafür ruhig und ohne sich darum schlagen zu müssen, in den Wagen setzen zu können.

Um 12 Uhr mittags wurde der Zug gestellt. Offiziere, Aerzte und Militärbeamte strömten auf den Perron. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen, um früher in den Wagen zu gelangen. Jeder verfolgte mit feindseligen, scharfen Blicken seine Nachbarn.

Der Zug kam heran und hielt. Wir stürzten uns auf die Wagen. Aber sie waren geschlossen und an jeder Türe stand ein Gendarm.

„Oeffne die Türe!"

„Beim ersten Glockenzeichen wird geöffnet werden."

Die Passagiere klammerten sich fest an die Handgriffe und das Geländer an, um nicht weggedrückt zu werden. Ein Sappeurleutnant blickte zwischen den Wagen durch und

sah, daß eine Türe nicht geschlossen war. Als sich der Gendarm einmal abwendete, sprang er schnell auf einen Puffer, von diesem auf einen andern und verschwand im Wagen. Ein stämmiger Militärarzt versuchte den Leutnant am Zipfel seines Rockes zu packen und rief entrüstet:

„He, he, Leutnant! Wohin! . . . Was für ein Recht ha . . ."

Aber plötzlich sprang er selbst auf den Puffer und verschwand im Wagen.

Der Gendarm flog zur Seite. Die Passagiere brachen sich grob und erbost mit den Ellbogen Bahn und fingen an, auf die Puffer zu springen. Sie warfen einander nieder und sprangen über die am Boden Liegenden hinweg. Es war widerlich, aber mir blitzte der Gedanke auf: „Wenn du's jetzt versäumst, — auch morgen und übermorgen wird's die gleiche Geschichte geben!" — Und ich sprang den andern auf die Puffer nach.

In dem engen Korridor des Wagens drückten, stießen und beschimpften sich die Leute. Neben mir öffnete sich ein wenig die geschlossene Türe eines Coupés. Schnell trat ich mit dem Fuß in die Oeffnung und zwängte mich hinein. Schanzer und vier mir unbekannte Offiziere waren darin.

„Entschuldigen Sie! Hier ist schon alles besetzt!" protestierte ein Offizier.

„Seien Sie nur ruhig, ist mir ganz gleich, ich werde nicht fortgehen," erwiderte ich.

Die Proteste wurden lauter. Und im ganzen Wagen, in allen Coupés und Korridoren wurde geschrien, gestritten und geschimpft. In unser Coupé drangen neue Passagiere ein.

„Meine Herren, machen wir der Sache lieber ein Ende!"

schlug ich vor. „Fortgehen werde ich ja doch nicht, und wie Sie sehen, bringen immer neue Passagiere ein. Lassen Sie uns lieber ein allgemeines Schutz- und Trutzbündnis schließen, und wir werden uns hier schon irgendwie einrichten."

Alle lachten, und das Bündnis ward geschlossen.

Ueberall wurde noch gewettert und getobt. Das benachbarte Coupé war von einem Neger in glänzendem Zylinder und kostbarem Pelz und von einer eleganten, geschminkten Dame mit retuschierten Augen besetzt. Dieses Pärchen hatte in den Charbiner Café chantants Cake-walk getanzt und fuhr nun auf ein Gastspiel nach der Station Mandschuria.

Ein Stabshauptmann schrie einen Gendarmen an:

„Ich frage dich, wo kommt diese aetiopische Vogelscheuche her?! Wir haben sie unter der Menge nicht gesehen, als wir bei den Wagen standen. Hast du sie auf der anderen Seite hereingelassen und dafür ein Trinkgeld bekommen? . . . Wir haben hier unser Blut vergossen und bekommen keinen Platz, aber für diese Cake-walktänzer hat sich ein besonderes Coupé gefunden?!"

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und alle suchten es sich auf den wie im Sturme genommenen Plätzen so bequem als möglich zu machen. Gott sei Dank! Trotz allem fuhren wir endlich — vorwärts, — Rußland entgegen!

Der Zug flog durch öde schneebedeckte Ebenen. Er führte außer Tepluschken* drei Personenwagen, die von Offizieren besetzt waren. In den Tepluschken fuhren ein-

* Für den Personenverkehr eingerichtete Güterwagen.

zelne nach Rußland zurückkehrende Soldaten. Sie waren alle betrunken. Während der Halte sangen sie, spazierten auf dem Perron auf und ab und saßen in den Wartesälen erster und zweiter Klasse. Sie würdigten die Offiziere keines Blickes. Wenn ein Soldat aus alter Gewohnheit salutierte, so erschien dies sonderbar und ungewöhnlich.

Und in allen Echelons beobachtete man dasselbe. Eine finstere, blinde, ewig rebellische Kraft offenbarte sich auf Schritt und Tritt. In Irkutsk zerschlugen und plünderten durchfahrende Soldaten den Bahnhof. Bei Tschita brachten sie einen Expreßzug zum Stehen, vertrieben die Passagiere daraus, setzten sich selbst in die Wagen und fuhren, bis kein Dampf mehr in den Kesseln war.

Dies erzählte uns ein mit uns fahrender Eisenbahnangestellter. Alle umringten ihn neugierig und fragten ihn aus. Zum erstenmal sahen wir einen Vertreter des weltberühmten Eisenbahnerbundes, der als erster den großen Oktoberstreik auf seine Schultern genommen hatte. Er hatte klare, jugendliche Augen. Mit verwundertem Lächeln sprach er von dem mangelnden Verständnisse der Offiziere für die freiheitliche Bewegung, erzählte von den Streikkomitees und den von ihnen aufgestellten Forderungen.

„Aber sagen Sie, wie ist das bei Ihnen, gehorchen da alle Ihren Streikkomitees?"

Der Beamte lächelte leicht.

„Ja, bei uns ist eine andere Disziplin als bei Ihnen in der Armee. Nur ein Wort des Streikkomitees, — und alle, vom Ingenieur bis zum letzten Weichenwärter herunter, legen sogleich die Arbeit nieder."

Er sagte noch, daß sie früher bloß Reformen verlangten; jetzt aber, da die Regierung durch ihr Benehmen nach dem

17. Oktober ihre Unaufrichtigkeit gezeigt hat, wollen sie schon die Revolution.

Am Abend des folgenden Tages kamen wir auf der Station Mandschuria an. Hier mußten wir umsteigen. Da aber unser Zug den Anschluß verpaßt hatte, mußten wir auf dem Bahnhof übernachten.

Hier hatte das Streikkomitee die Herrschaft schon vollständig in Händen. Alles sah so neu, ungewöhnlich und seltsam aus, als zeigte sich ein wildes phantastisches Traumbild vor unseren Augen. Neben den vergilbten, von den Fliegen beschmutzten Bekanntmachungen des Kriegsgouverneurs von Transbaikalien erglänzte hell eine neue Bekanntmachung des »Komitees der Angestellten und Arbeiter der transbaikalischen Eisenbahn«. Sie verkündete, daß die aus dem fernen Osten zurückkehrenden Militärpersonen strenge in der Reihenfolge befördert würden, in der sie auf der Liste stünden; die Liste liege da und da auf; zwischen den Generälen, Offizieren und Mannschaften werde keinerlei Unterschied gemacht; ganz unabhängig von der Liste sollten in den Wagen erster Klasse die barmherzigen Schwestern und Kranken reisen; die übrigen Plätze der ersten, zweiten Klasse usw. bis zu den geheizten Güterwagen sollten der Reihenfolge der Eintragungen gemäß besetzt werden. Am Schlusse wurde erklärt, daß wer sich den Anordnungen des Streikkomitees nicht unterwerfe, überhaupt nicht befördert werde.

Wir gingen, um uns einschreiben zu lassen. Am Ende des Bahnsteigs lag neben der jetzt verödeten und untätigen Kanzlei des Platzkommandanten ein kleines Gebäude, wo Komiteevertreter vom Dienst die Namen eintrugen. An der Wand war zwischen Bekanntmachungen und Tarifen an

leicht sichtbarer Stelle eine Depesche aus Irkutsk angeschlagen, welche verkündete, daß „die Truppen der Garnison Irkutsk auf die Seite des Volkes übergetreten seien". Daneben hing ein sozialdemokratischer Aufruf. Wir ließen uns durch den Agenten für den folgenden Tag eintragen. Dieser gab auf alle unsere Fragen höflich und bestimmt Bescheid.

In den Wartesälen des Bahnhofes herrschte überall reges Leben, die Gesichter trugen einen heiteren Festtagsausdruck. Ein Lokomotivführer las, von einem Haufen Soldaten umringt, die Forderungen vor, welche die Garnison Tschita an den Höchstkommandierenden gestellt hatte.

Zwölfte Forderung: Freiheit und Unverletzlichkeit der Person, — die Vorgesetzten dürfen die Soldaten nicht beschimpfen oder schlagen, und müssen sie freundlich behandeln und mit Sie anreden; kein Vorgesetzter darf die Koffer eines Soldaten durchsuchen; die Briefe sollen unmittelbar von der Post zu den Kompanien gebracht und den Soldaten ungeöffnet übergeben werden.

Die Soldaten hörten gierig und den Atem anhaltend zu. Die vorübergehenden Offiziere warfen ihnen schweigend scheele Blicke zu.

Kellner teilten uns mit, daß morgen ein »Lohndienermeeting« abgehalten werde. Man treffe Anstalten, das Büfett zu »expropriieren«, und es in Zukunft auf genossenschaftlicher Grundlage, ohne Wirt, zu führen. Freudig erregt kam ein Arbeiter mit eisengeschwärzten Händen herein und rief durch den ganzen Saal:

„Genossen! Delegierte haben soeben die Nachricht gebracht: in Rußland sind in 16 Gouvernements die Truppen auf die Seite des Volkes übergetreten!"

Es trafen noch andere Nachrichten ein: in Sebastopol sind alle Panzerschiffe in den Händen meuternder Matrosen.

Wir waren in einem ganz gewöhnlichen, großen russischen Bahnhof, und es herrschte das gewohnte Gedränge von Gepäckträgern, Kondukteuren, Remontierungsarbeitern, Telegraphisten. Aber nirgends sah man die gewohnten, automatisch-geschäftigen müden Gesichter. Ueberall waren fröhliche, lebhafte Gespräche im Gange, man las Zeitungen und Proklamationen, alle Gesichter erschienen von der frischen Luft der Freiheit und des Kampfes wie neubelebt. Und vor uns standen nicht vereinzelte Menschen, nicht Scharen von „vom rechten Wege Abgekommener", denen man überall nur mit Feindschaft begegnet. Die Elemente selbst begannen sich zu regen und voll großer, schöpferischer Kraft zu erheben.

Ist das der Jugend bester Traum?
Ich seh' es an und glaub' es kaum . . .

Auf einmal fing ich an, deutlich in die Ferne zu sehen, und ich begriff, daß während der zwei Jahre unserer Abwesenheit in Rußland wirklich die Göttin der Freiheit geboren ward.

Am Morgen fuhr ein Zug vor. Zwei Bahnbeamte kamen mit den Listen. Die Wagen wurden besetzt. Ein Agent rief nach der Liste die Namen aus, der Aufgerufene stieg in den Wagen und setzte sich auf den für ihn bestimmten Platz. Wer mit dem Wagen oder seinem Platze nicht zufrieden war, konnte den nächsten Zug abwarten, — zufolge dieser selben Liste hatte er dann ein Anrecht auf einen der ersten Plätze.

Ein dicker Hauptmann mit rotem Kopfe legte keuchend seine Sachen zurecht und sagte:

„Bei Gott, diese Streiker sind doch wackere Leute! . . . Kein Gedränge, kein Hasten, kein Schimpfen! Jeder hat seinen Platz . . . Aber als wir von Charbin wegfuhren, hätten sie mir erstens fast den Arm gebrochen und zweitens mußte ich wie ein Hund auf dem Korridor schlafen . . ."

Wir kamen in Tschita an. Hier herrschte schon vollständige Revolution. Der Gouverneur von Tschita, Cholтschewnikoff, war gefangen gesetzt, die Verwaltung der Stadt lag in den Händen des revolutionären Komitees, Offiziere, Soldaten und Kosaken zogen demonstrierend mit roten Fahnen durch die Stadt.

Auf dem Bahnhof erzählte man uns einen sonderbaren Vorfall, der sich vor einigen Tagen hier zugetragen hatte. Ein Korpskommandeur fuhr mit drei Generälen seines Stabes auf dem Wege nach Rußland durch. Einer der Generäle beschimpfte auf dem Bahnhofe den Gehilfen des Stationsvorstandes, drohte ihn niederzuschlagen und warf ihm mit lauter Stimme vor, sich den Japanern und Juden verkauft zu haben. Nachdem die Generäle im Bahnhofe zu Nacht gespeist hatten, kehrten sie in ihren Wagen zurück und tranken Tee. Da erschien es ihnen sonderbar, daß der Zug solange hielt. Sie schauten hinaus, — ihr Wagen war abgekoppelt und stand allein da; ringsum waren Posten aufgestellt. Jetzt traten drei Offiziere ohne Epauletten und zwei Zivilpersonen in den Wagen.

„Einer von Ihnen hat soeben den Gehilfen des Stationsvorstandes beleidigt," sagte einer der Zivilisten zu den Generälen. „Wollen Sie sich gefälligst bei ihm entschuldigen! Wenn Sie sich entschuldigen, so werden Sie

in Ihrem Wagen vierundzwanzig Stunden in Arrest bleiben und können dann weiterfahren. Im andern Falle — werden Sie überhaupt nicht weiterfahren."

Die Generäle waren wie vor den Kopf geschlagen. Da aber nichts anderes zu machen war, gingen sie und entschuldigten sich. Dann saßen sie ihre 24 Stunden ab und fuhren weiter.

Bis Tschita fuhren wir ziemlich schnell und gleichmäßig. Von da an aber flogen wir schneller als jeder Expreßzug. Die Sache klärte sich bald auf: unserem Zuge war ein Wagen angehängt, in welchem Eisenbahnerdelegierte zu einer Versammlung nach Irkutsk fuhren.

„Gott sei Dank! Nun können wir ruhig sein: fahren mit der »Obrigkeit«," witzelten die Offiziere und schauten mit spöttischer Hochachtung in den Wagen hinein, in den kein Fremder eingelassen wurde.

Auf den Stationen begegneten wir bewaffneten Milizen. An einer Ausweichestelle überholte uns ein Zug mit einer »revolutionären Kriegsschar«, der zur nächsten Station sauste, wo die »Tschernosotenzi« (die schwarzen Hundert) Arbeiter angegriffen hatten.

Wir fuhren auf der Baikalumgehungsbahn. Als uns auf der Station Mamai ein Echelon einholte, flog aus einem mit Soldaten besetzten Wagen ein großer Stein mit aller Wucht in unser Coupé, zersplitterte die Doppelfensterscheiben und verletzte einen Offizier am Knie. Die ganze Nacht froren wir.

In Irkutsk mußten wir wieder umsteigen. Die Art des Platznehmens war in Mandschuria soviel angenehmer gewesen als in Charbin, daß wir jetzt durch die Wagen liefen und den Passagieren vorschlugen, die Liste aller Weiter-

fahrenden jetzt schon zusammenzustellen, damit sich in Irkutsk nicht jeder einzelne eintragen lassen müsse, und die fertige Liste der in Irkutsk funktionierenden »Obrigkeit«, — dem Streikkomitee oder dem Platzkommandeur — gleich direkt eingehändigt werden könne. Sie waren alle gerne damit einverstanden. Die Reihenfolge der Eintragungen wurde durch das Los bestimmt; wir fertigten die Liste an und wählten zur Ueberreichung derselben eine aus einem Stabsoffiziere, einem Militärarzte und einem Reservefähnrich bestehende Deputation. Wir waren noch etwa 40 Werst von Irkutsk entfernt, als äußerst aufgeregt ein Kondukteur in den Wagen kam und uns mitteilte, daß auf der Station Irkutsk gekämpft werde, und daß einige Tausend Tscherkessen den Bahnhof belagern.

„Was für Tscherkessen? Woher?"

In der Nähe des Bahnhofs von Irkutsk liegt ein kleines, von Kaukasiern — Tscherkessen, Armeniern und Grusinern — bevölkertes Dorf. Mehrere Tage hintereinander hatte dort ein Pogrom* stattgefunden. Zwei mit uns fahrende Einwohner von Irkutsk erzählten, die Kaukasier dieses Dorfes seien gewerbsmäßige Räuber; wer abends in das Dorf gehe, verschwinde spurlos, und da die Polizei die Kaukasier fürchte, so blieben alle ihre Schandtaten ungestraft. Kürzlich habe man im Dorfe die Leiche eines erstochenen Soldaten gefunden. Soldaten und Arbeiter hätten sich auf das Dorf geworfen, um es zu zerstören und die Tscherkessen niederzuhauen. Bei der Zerstörung der Buden seien eine Menge Soldatenmäntel, Gewehre und die noch warme Leiche eines Unteroffiziers gefunden worden. Nun hätten die Tscherkessen ihre in der

* Metzelei.

Umgebung wohnenden Landsleute zusammengerufen und den Bahnhof überfallen, um sich zu rächen.

Aus diesen Berichten über noch warme Leichen und zwecklose Ermordung von Soldaten, klang etwas Sonderbares und Bekanntes; man ahnte gewisse verräterische, blutige Hände hinter den Kulissen. Ein Passagier, der einige Tage vorher durch Irkutsk gefahren war, hatte selbst den Pogrom gesehen. Er ging auf die Bahnhoftreppe hinaus. Das Dorf brannte, aus den Läden wurden Waren fortgeschleppt; mit eigenen Augen sah er, wie ein plündernder Soldat einem fliehenden Tscherkessen mit einer eisernen Stange den Schädel einschlug. Neben dem Bahnhof aber stand unter dem Kommando eines Offiziers eine Kompanie Soldaten in Reih und Glied und schaute ruhig zu. Der Passagier fragte den Offizier, warum er denn die Metzelei nicht verhindere.

„Ich habe keinen Befehl erhalten, mich da einzumischen. Ich habe nur den Auftrag, den Bahnhof zu bewachen."

Der Zug flog dahin. Vor uns, in der Ferne, zeigte sich roter Widerschein am schwarzen Himmel, und durch das Wagenrasseln glaubte man Schüsse zu hören. Alle untersuchten und luden ihre Revolver.

Wir kamen spät in der Nacht in Irkutsk an. Auf dem Bahnhofe war alles still und ruhig.

Die Verteilung der Plätze besorgte hier die Militärbehörde. Unsere Deputation wandte sich mit ihrer Liste an den Kommandanten. Er wohnte auf dem Bahnsteige selbst, in einem Wagen zweiter Klasse. Die Deputation wurde von einem kleinen, mageren Offizier mit kleinem

Köpfchen und zerzaustem Schnurrbart empfangen; er trug die silbernen Epauletten eines Stabshauptmanns. Die Deputation überreichte ihm die Liste. Mit hochmütig majestätischer Entrüstung schob der Offizier sie mit seinen Fingerspitzen von sich weg.

„Pardon! Hier funktioniert nicht das Streikkomitee. Ich kann keine Liste annehmen, jeder muß sich bei mir persönlich einschreiben lassen. Und was ist das eigentlich für eine Liste? Wolkoff, Aisenberg, Filipoff! . . . Wer ist dieser Wolkoff? Was ist das für ein Aisenberg? Rang und Beruf müssen angegeben sein . . . Die Stabsoffiziere erhalten bei der Besetzung der Wagen den Vorzug."

„Wann werden wir denn fahren?"

„Das hängt von der Länge der Liste ab. Für die nächsten zwei Tage ist schon alles zum voraus besetzt."

Alles stürzte scharenweise in den Wagen, um sich eintragen zu lassen. In dem engen Korridor war ein fürchterliches Gedränge; es war nur ein Ausgang da; wer sich eingeschrieben hatte, konnte sich nur mit größter Mühe durch die Kopf an Kopf stehende Menge einen Weg nach dem Ausgang bahnen. Dies geschah am 18. Dezember. Für die Abfahrt der ersten fünf Personen setzte der Kommandant den 20., dann für je zehn Personen den 21. und 22. fest. Am 23. wurde niemand befördert. Ich und meine Kameraden kamen am 24. an die Reihe — also fast acht Tage nach unserer Ankunft!

„Aber entschuldigen Sie, was ist denn das für eine Beförderung? Fünf, zehn Personen täglich! . . ."

Der Kommandant würdigte uns keiner Antwort und sagte nur mit näselnder Stimme:

„Wollen Sie gefälligst rechtzeitig zur Abfahrt des

Zuges auf dem Bahnhof erscheinen. Ich werde die auf der Liste Stehenden aufrufen und in den Wagen unterbringen. Es ist übrigens wohl möglich, meine Herren, daß Sie schon vor dem festgesetzten Termine weiterfahren können, denn viele der Eingeschriebenen sind auf andere Weise weitergefahren. Ich rate Ihnen, sich bei der Abfahrt eines jeden Zuges einzufinden, vielleicht finden Sie noch Platz. Ich rate ihnen dies um so mehr, da es nicht sicher ist, ob innerhalb drei, vier Tagen überhaupt jemand von hier fortfahren kann. Diesen Abend haben wir den Angriff der Tscherkessen auf den Bahnhof abgeschlagen. Man sagt, daß sie sich jetzt wieder in einer Stärke von 10 000 Mann gesammelt haben. Wenn sie den Bahnhof niederbrennen und die Verbindungen unterbrechen sollten, würden die Reservisten der Echelons alles ringsum zerstören und uns niedermachen, und was dann überhaupt geschehen wird, kann niemand wissen . . ."

Verstimmt und gereizt verließen wir den Kommandanten. Wohin sollten wir gehen? Das Dorf beim Bahnhofe war niedergebrannt und in die Stadt konnte man nicht, weil auf der Angara ein heftiger Sturm wütete und keine Fähre existierte; auch war es wegen der Tscherkessen gefährlich, nachts auszugehen.

Wir hatten uns unterwegs mit einem Hauptmann, Nikolai Nikolajewitsch T., und zwei Reservefähnrichen angefreundet. Schanzer, Gretschichin, ich und diese drei beschlossen, nicht zu warten und unbedingt, selbst in einer Tepluschka, weiterzufahren. Man sagte uns, daß die Soldatenwagen des Zuges, mit dem wir hier angekommen waren, bis nach Tscheljabinsk weiterfahren würden. Im Labyrinth der Reservegeleise suchten wir in der Dunkelheit

unseren Zug. Wir bestiegen eine Teplušchka, in der sich nicht mehr als fünf Soldaten befanden, machten mit ihnen Bekanntschaft und setzten uns auf den Pritschen zurecht. Da es schon sehr spät in der Nacht war, legten wir uns sogleich schlafen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Unser Wagen stieß und rüttelte wie in heftigem Fieberschauer; wir flogen auf unserer Lagerstatt auf und nieder wie soeben gerupfte Hühner. Endlich schliefen wir ein.

Am Morgen erwachten wir, — frisch und munter. Der Zug stand.

„Was doch die Gewohnheit macht!" bemerkte Schanzer erstaunt. „Als wir abgefahren waren, glaubte ich, daß ich niemals einschlafen würde. Und doch habe ich prächtig ausgeschlafen und nicht einmal das Schütteln bemerkt."

„Und ich auch," rief Hauptmann T.

Plötzlich wurde die Wagentüre geräuschvoll zurückgeschoben, und jemand rief: „Ist wer hier? Aussteigen! Die Wagen gehen nicht weiter!"

„Wo sind wir denn?"

„Auf der Station Innokentjewsk."

Innokentjewsk! Nur sieben Werst von Irkutsk! Darum hatten wir diese Nacht so gut geschlafen: der Zug stand die ganze Zeit auf dem gleichen Flecke!

Wir kletterten aus dem Wagen und suchten den Platzkommandanten auf. Auf der Kommandantur war eine große Menge von Stabs- und höheren Offizieren. Alle verlangten Plätze.

„Bringen Sie uns doch nur wenigstens in einer Teplušchka irgendeines durchfahrenden Echelons unter!"

Der Gehilfe des Kommandanten lief hin und her, läutete

jeden Augenblick am Telephon und führte uns bald auf diesen, bald auf jenen Perron. Ungefähr zehn Personen plazierte er in einem Wagen vierter Klasse einer vorbeifahrenden Staffelabteilung, fünfzehn brachte er in einer Tepluschka unter, aber wir sechs und noch drei andere erhielten keine Plätze mehr.

„Warten Sie nur eine halbe Stunde, meine Herren; dann werde ich wissen, ob heute der Zug Nr. 11 kommt, und werde Ihnen bejahenden Falles eine Tepluschka zur Verfügung stellen."

Wir gingen ins Stationsgebäude, um etwas zu essen. An einem langen Tische aßen zwei Offiziere zu Mittag, ein beleibter vornehmer Oberst mit breitem, langem Barte und ein großer, fetter Hauptmann mit jugendlich gutmütigem Gesicht. Gretschichin und Schanzer gingen, um womöglich noch etwas Besseres herauszuschlagen, als die uns in Aussicht gestellte Tepluschka. In fröhlich erregter Stimmung kehrten sie zurück.

„Meine Herren, dort steht ein Echelon mit einem prächtigen Pullmannwagen zweiter Klasse, und nur drei Offizieren darin, in den übrigen Coupés sitzen Soldaten. Man hat uns gesagt, daß der Kommandeur der Abteilung hier im Saale zu Mittag ißt."

Die am Tische sitzenden Offiziere steckten ihre Nasen in die Teller. Wir traten vor den Oberst hin und baten, ob er uns nicht in seinen Wagen aufnehmen könnte.

„Ja, ja! Bitte, bitte! Mit Vergnügen!" antwortete er hastig.

„Sie sind Ihrer sechs?" fragte sein Adjutant, der fette Hauptmann. „Ein Coupé wird Ihnen wohl genügen? Ich werde es reinigen lassen und die Soldaten in einer

Tepluschka unterbringen. Geben Sie jedem Mann drei Rubel. Sie werden sich sehr darüber freuen."

„Gewiß! Mit dem größten Vergnügen!"

Die sechs Soldaten gingen in eine Tepluschka. Wir zahlten ihnen 18 Rubel dafür und machten es uns in dem prächtigen, geräumigen Coupé bequem.

„Und all die andern Unglücksraben! Müssen in Tepluschken fahren!" lachten wir.

Später holten uns in Tscheljabinsk einige Offiziere und Aerzte ein, die in Irkutsk der Anordnung des Kommandanten gemäß den Zug bestiegen hatten. Sie erzählten, wie die Besetzung der Wagen vor sich ging. Der Zug fuhr vor. Die Zivilpassagiere stürzten in die Wagen. Die Militärpassagiere standen lachend da und schauten zu, wie sich die Zivilisten zurechtsetzten, denn sie wußten wohl, daß man den Militärs den Vorrang lassen würde: gleich wird der Kommandant erscheinen, die Wagen säubern, der Liste gemäß den Militärpersonen ihre Plätze anweisen, und nur die übrig bleibenden Plätze den andern überlassen. Erstes Glockenzeichen. Nirgends ist der Kommandant zu sehen! Zweites Zeichen. Er ist noch nicht da! Die Offiziere stürzen auf die Kommandantur.

„Wo ist denn der Kommandant?"

Der Kommandant war nicht da. Mit dem letzten Zuge war eine schöne Dame angekommen, der Kommandant hatte ihre Bekanntschaft gemacht und war mit ihr in die Stadt gefahren. . . . Und die Offiziere mußten auf ihren Koffern sitzend fahren und in den Gängen auf dem Boden schlafen.

Oh, ja! Dort funktionierte nicht das Streikkomitee!

Aufgeregt liefen die Soldaten hin und her. Wir traten

auf den Treppenabsatz hinaus. Alles drängte sich zusammen und schaute nach rechts. Ueber den Eisenbahndamm kam langsam eine große dunkle Masse.

Die Fahne des Kampfes erheben wir stolz und kühn,
Für die Arbeitersache geben unser Leben wir hin.

Eine Lokomotive flog, ein Warnungssignal gebend, vorüber und verdeckte einen Augenblick alles.

Die Menge umgab einen soeben aus Westen angekommenen Zug. Auf dem Treppenabsatz eines Wagens stand totenbleich und bestürzt ein Gendarmerieoffizier und rief der Menge etwas zu:

„Du lügst, du Schurke!" schrie man ihm entgegen.

„Mörder! Kain!"

„Blutsauger! Hast dich in Christenblut satt getrunken?"

Unser Zug setzte sich, drohende Pfeifensignale ausstoßend, gegen die rasende, gestikulierende Menge in Bewegung.

Unser Kondukteur sprang auf den Wagentritt. Wir bestürmten ihn mit Fragen: „Was war das? Was ist dort los?"

„Ein Gendarmerierittmeister ist mit dem Personenzug aus Nischni-Udinsk angekommen. Dort wurde auf seinen Befehl geschossen, und zwanzig Arbeiter wurden getötet. Da wollten wir nun sehen, was das für ein Mensch ist, der auf die Leute schießt. Auch wir haben einen Rittmeister, und in Tschita ist auch einer, aber noch nie haben die aufs Volk geschossen."

„Wollen Sie ihn jetzt durchprügeln?"

„Nein, aber ihm seine Schande vorwerfen."

Der Kondukteur hatte so gute, klare Augen. Sie öffneten

sich weit vor Entsetzen, als er von dem Schießen auf die unbewaffneten Leute sprach. Was ist das? Woher hatten alle, mit denen wir jetzt zusammentrafen, jene hellen, wie von innen heraus bestrahlten Augen, als wären diese Leute von einer ganz anderen Rasse, als zwei Jahre vorher?

Die Staffelabteilung, mit der wir jetzt fuhren, kam aus Wladiwostok und bestand aus sibirischen Reservisten. Auf jeder größeren Station stiegen einige Dutzend Leute aus. Im Coupé des Obersten wimmelte es die ganze Zeit von Soldaten, denen er ihre Gebühren auszahlte.

In allen Wagen wurde fürchterlich gesoffen. Die Soldaten schenkten den Befehlen ihrer Offiziere nicht die geringste Beachtung. Der Oberst, dem Anscheine nach so erhaben und imponierend, war in Wirklichkeit der reinste Waschlappen. Es war in die Augen fallend, wie sehr er sich vor seinen Untergebenen fürchtete. Viele Soldaten hatten den Zug schon verlassen; die Teplushken waren fast leer, aber der Zug war außerordentlich lang, und die Lokomotive schleppte ihn nur mühsam vorwärts. Der Oberst befahl, die Leute sollten aus den hinteren Teplushken in die vorderen gehen, um einige Wagen abkuppeln zu können. Der Feldwebel aber meldete:

„Euer Hochwohlgeboren! Die Soldaten wollen nicht umsteigen!"

Der Oberst tat, als wäre er mit seinen Papieren beschäftigt. Dann schaute er einen Augenblick auf und erwiderte ungeduldig:

„Was ist los? Schon gut, später!"

Das „später" kam jedoch nicht, und die Leute blieben in ihren Teplushken.

In Gegenwart der im Gange des Wagens stehenden Soldaten sagte der Oberst ganz laut zu uns:

„Was soll man mit ihnen machen? Sie schlagen gleich alles kurz und klein! Solch ein Volk! . . .“

Und trotzdem fuhr er fort, im Verkehr mit den Soldaten die Rolle des erhabenen Vorgesetzten zu spielen, der nicht einmal den Gedanken an Ungehorsam zuläßt. Von allem, was um ihn her passierte, schien er nichts zu bemerken und bildete sich ein, daß alle überzeugt wären, daß dem wirklich so sei.

Sein Adjutant, der fette, rotbärtige Hauptmann mit dem Gesichte eines gutmütigen Jungen, befolgte eine andere Taktik: er schmeichelte den Soldaten so sehr er nur konnte, machte sich mit ihnen gemein und bewirtete sie mit Zigaretten.

Unser Reisegefährte, Hauptmann T., sah all dies an und nagte entrüstet an seinen spärlichen Schnurrbartspitzen. Er hatte mitgefochten und eine große Narbe am Halse davongetragen, die von einer japanischen Kugel herrührte. Obwohl ich mit keiner seiner Ansichten einverstanden war, gefiel er mir doch außerordentlich; er war ein ganzer Mann, tapfer, und von dem Bewußtsein seiner Würde getragen, der er nie etwas vergab. Alles, was er sagte, trug den Stempel der Aufrichtigkeit und, was die Hauptsache war, ideellen Strebens.

Auf den Stationen zeigten sich immer neue, ungewöhnliche Bilder. Ueberall herrschte die Feiertagsstimmung des erwachenden Sklaven, der sich nun selbst als ein vollwertiger Mensch fühlt.

Auf der Station Sima speisten wir zu Mittag. Im Saale erster und zweiter Klasse saßen Remontierungsarbeiter mit groben, schwieligen Händen am Tische. Sie aßen zu Mittag und tranken Schnaps. Alle Stühle waren besetzt. Verstohlen folgten uns die lachenden Augen der Arbeiter, als wir uns im Saale nach freien Plätzen umschauten.

Ich und der fette Hauptmann bestellten uns am Büfett Haselhühner. Da wir zum Sitzen keinen Platz fanden, aßen wir stehend. Plötzlich hörte ich jemanden etwas zu uns sagen. Am Tische uns schräg gegenüber stand ein alter Mann mit einer Adlernase und grauem, gekräuseltem Bart. Er schaute uns an und sagte, die Hand ausstreckend:

„Meine Herren! Bitte, erklären Sie mir, warum die Haselhühner bei uns nur für die Herren Offiziere und die Bourgeoisie herumfliegen? Warum können wir, wir Arbeiter, nicht auch Haselhühner essen? Vierzig Jahre lang habe ich im Schweiße meines Angesichts gearbeitet und mich bis aufs Blut abgeschunden und seht, — außer Schwielen an den Händen habe ich mir nichts erworben. Haben Sie vielleicht mehr in Ihrem Leben gearbeitet als ich? Aber Sie essen jetzt Haselhühner und ich kann es nicht. . . . Warum ist dies so, meine Herren Offiziere? Vielleicht können Sie es mir erklären!“ . . .“

Was sich in Rußland ereignete, wußte niemand. Die Zeitungen brachten nur lokale Nachrichten. Aus Rußland kommende Reisende erzählten, ganz Moskau sei verbarrikadiert, und auf den Straßen werde unaufhörlich mit Kanonen geschossen.

In den Soldatenwagen unseres Echelons dauerte das

Saufen ungestört fort. Die Mannschaften benahmen sich drohend und herausfordernd, und es kam zu peinlichen Auftritten, wenn man das Coupé verließ. Ueberall herrschte eine nervöse, argwöhnische Stimmung. Während man in finsterer Nacht bei einem Halt am Zuge auf und ab geht, wird plötzlich die Tür einer Tepluschka aufgerissen, und ein betrunkener Soldat schaut heraus:

„He, du, he! Warum hast du dir die glänzenden Epauletten da auf die Achseln gesteckt? Komm mal her, ich werde dir eins hinter die Löffel hauen! Oh, du Hundssott! . . . Pfu . . u! . . ."

Auf den Stationen gingen die Soldaten direkt ins Restaurant erster und zweiter Klasse, machten sich an den Tischen breit und tranken Schnaps an den Büfetts. Der Verkauf von Branntwein an die Soldaten war, soviel ich weiß, verboten, aber die Wirte gaben ihnen bereitwilligst soviel Schnaps als sie nur verlangten. Sonst nahm die Sache einen schlimmen Ausgang: die Leute zertrümmerten das Büfett und schlugen alles ringsum in Stücke. Wir fuhren an einer ganzen Reihe von Stationen vorbei, wo man schon nichts mehr bekommen konnte. Die Büfetts und sämtliche Möbel im Saale waren zertrümmert, und durch die zerschlagenen Fenster drang die sibirische Kälte.

Die Offiziere huschten, scheu um sich blickend, zwischen den an den Tischen sitzenden Soldaten durch, leerten schnell ihr Gläschen Schnaps am Schanktisch und verschwanden. Vor meinen Augen hockte breitbeinig ein betrunkener Gefreiter am Tisch und wetterte mit echt russischen Schimpfwörtern auf den kaum fünf Schritt von ihm stehenden Kommandanten der Station. Dieser sah zur Seite und tat, als ob er nichts hörte.

„Warum, Bruder, kehrst du deine Fratze weg? He, du, Euer Wohlgeboren! Zu dir rede ich!"

Und er zupfte den Offizier am Aermel.

Man erzählte schreckliche Dinge. In der Nähe von Krasnojarsk rempelte ein Soldat einen Offizier mit der Schulter an. Dieser gab ihm eine Ohrfeige dafür. Da stürzten sich die Soldaten auf den Offizier; der floh in die Taiga*, die Soldaten mit ihren Gewehren ihm nach. Eine halbe Stunde später kehrten sie mit blutigen Bajonetten zurück; der Offizier aber kam nicht wieder.

Auf der großen sibirischen Bahn, die sich über Tausende von Werst hinzieht, wälzte sich langsam ein ungeheurer, schwer betrunkener, unaufhörlich rebellischer Strom von Menschen hin. Dieser, von blinder, wilder Zerstörungswut erfüllte Strom rollte an den Ufern einer sozusagen ganz anderen Welt entlang. In dieser anderen Welt waltete ebenfalls ein großer Zerstörungsdrang, aber über diesem herrschte ein leuchtender Gedanke, und er war von großen, schöpferischen Zielen genährt. Man kämpfte gegen einen klar erkannten Feind, und heldenmütig erhob sich der Geist.

Diese beiden Elemente standen sich im höchsten Grade fremd gegenüber. Sie verstanden einander nicht. Die Soldaten lebten nur ihrer maßlosen Wut, und für diese Wut waren ihnen alle gleich. Sie schlugen die Offiziere, — und schlugen auch die Eisenbahnangestellten; sie zerstörten die Regierungsgebäude, und hieben auf die Demonstranten ein, welche die Truppen mit freundschaftlichen Zurufen begrüßten.

Ein Soldat erzählte mir gutmütig lächelnd, wie sie

* Sibirischer Urwald.

in der Nähe von Irkutsk dem Gehilfen eines Stationsvorstandes den Schädel einschlugen.

„Warum?"

„Darum. Ich weiß nicht . . . Alle haben dreingeschlagen."

Hier, inmitten der zurückkehrenden Truppen, konnte man sehen, was eine wirkliche Anarchie ist. Es war ein Krieg gegen alle, und des einen gegen den anderen. Während der Heimreise wurden auf den Stationen blutige Schlachten um die Lokomotiven und um das Recht geschlagen, als erster vorausfahren zu können. Auf einer Station holten wir eine Staffelabteilung ein; sie hatte nur eine Lokomotive, die sehr langsam fuhr, während wir deren zwei hatten. Daher koppelten die Soldaten jenes Echelons eine unserer Lokomotiven zu ihrem Gebrauche ab. Als unsere Leute dies sahen, setzten sie sich zur Wehr, und da sie in der Ueberzahl waren, eroberten sie ihre Lokomotive zurück, und unter Hurrarufen fuhren wir weiter.

Auf einer großen Station stieg ein Gendarm in das Coupé des Obersten.

„Euer Hochwohlgeboren! Die Soldaten Ihrer Abteilung haben soeben einen Eisenbahnbeamten niedergeschlagen!"

Der Oberst schrie ihn zornig und aufgeregt an:

„Sie werden noch Ihre ganze Station niederreißen und alle totschlagen, wenn Sie uns hier noch länger zurückhalten! Befördern Sie uns sofort weiter, sofort! . . ."

Und wirklich wurde unser Zug, unter Schreien der Entrüstung und wüstem Geschimpf von seiten der anderen Echelons, außer der Reihe abgelassen.

Die Soldaten soffen und soffen. Sie fielen während der

Fahrt aus dem Zuge und erfroren in der Taiga. Oder sie sprangen während der Fahrt auf, glitten aus und wurden von den Rädern zerstückelt.

Eines Abends trat der aufsichtführende Mann des Wagens Nr. 4 vor den Oberst und meldete, daß einer der Leute vollständig betrunken sei, meutere und den eisernen Ofen aus dem Wagen geschmissen habe.

Der Oberst fuhr den Aufsichtführenden an:

„Ihr seid doch zwanzig Mann und nüchtern! Konntet ihr ihn denn nicht daran hindern? Weshalb habt ihr ihn denn nicht geknebelt? Wie? Soll ich alter Mann selbst noch kommen, um ihn zu knebeln? . . . Geschieht euch ganz recht, fahrt jetzt nur im kalten Wagen!"

Beim nächsten Aufenthalt stürzte ein mit Blut bedeckter, berauschter Soldat, — barfuß, bis zum Gürtel nackt und heulend — in unseren Wagen.

„Euer Hochwohlgeboren! Sie haben mich fürchterlich durchgehauen. Sie wollen mich umbringen!"

Der Hauptmann schob ihn in das benachbarte, von Soldaten besetzte Coupé.

„Geh hier hinein und schlaf dich aus! Morgen werde ich die Sache untersuchen!"

Die Soldaten im Coupé freuten sich nicht sehr über den unerwarteten Gast. Sie standen im Gange und sagten laut, so daß der Oberst und der Hauptmann es hören mußten:

„Was? Wir sollen also ruhig warten, bis er auch uns den Ofen aus dem Wagen hinausschmeißt?"

„Wir sollten ihn selbst hinauswerfen! Er soll nur erfrieren, der besoffene Hund!"

Der Betrunkene tobte noch lange.

„Ich fürchte mich vor nichts, weder vor Feuer noch

Flammen!" kreischte er, mit Unheil verkündender Stimme, in der sowohl eine Drohung, als auch ein aus dunkeln Tiefen hervorquellender Kummer lag. „Ich fürchte mich vor nichts, warte nur, du wirst noch was erleben! Was in Wladiwostok geschehen, wird in ganz Sibirien, wird in ganz Rußland geschehen! Wir werden ganz Rußland in Rauch und Flammen aufgehen lassen!"

Als sich der Soldat am andern Morgen ausgeschlafen hatte, führte man ihn in seine Tepluschka zurück. Er betrank sich jedoch sogleich wieder. Nach dem Mittagessen aber kam der aufsichtführende Mann des Wagens Nr. 4 und meldete, daß dieser selbe Soldat in voller Fahrt die Türe der Tepluschka geöffnet und sich nackt hinausgestürzt habe. — Wir hatten 32 Grad Kälte; wenn er auch nicht sogleich tot war, so mußte er doch erfrieren.

Während der Mann diese Meldung abstattete, nahmen seine Augen einen sonderbaren Ausdruck an und er wich den auf ihn gerichteten Blicken aus. Und in allen tauchte der gleiche Gedanke auf: der Soldat hatte sich nicht selbst hinausgestürzt, sondern er wurde von seinen Gefährten, denen er durch sein wüstes Lärmen und Toben lästig geworden war, hinausgeworfen.

Ein Menschenleben wurde nicht mehr höher geschätzt als eine faule Kartoffel.

Etwa zehn Werst vor Krasnojarsk bemerkten wir auf einer Station Militärzüge von ungewöhnlichem Aussehen. Man sah keine Betrunkene; überall gingen Posten mit geschultertem Gewehr auf und ab. Auf den Treppenabsätzen der Wagen streckten scharfgeladene Maschinengewehre ihre dünnen Läufe hinaus, als würden sie schweigend auf etwas warten.

Auf der Station trat das aus der Mandschurei eingetroffene Regiment Krasnojarsk an; man erwartete noch die übrigen Staffelabteilungen, um dann das ganze Regiment zu Fuß gegen das aufständische Krasnojarsk zu führen.

Wir kamen in Krasnojarsk an. Die hier liegende Garnison hatte im Verein mit dem Volke auf den Straßen mit roten Fahnen demonstriert; der neue, revolutionäre Gouverneur, Fähnrich Kusmin, fuhr, von zwei Kosaken begleitet, durch die Stadt. Die Wahlen in die städtische Duma erfolgten auf Grund der allgemeinen, geheimen, für alle gleichen, freien Stimmabgabe. Auf dem Bahnhofe, der von Matrosen der Reserve geplündert worden war, verkaufte man die Nummern der sozialdemokratischen Zeitung »Der Krasnojarskische Arbeiter«, die in der Gouvernementsdruckerei gedruckt wurde. Noch war alles vom Freiheitstaumel bezaubert, aber den Horizont überzogen schon schwarze, schwere Wolken. Jedermann wußte, daß die Regierung in der Nähe der Stadt Truppen zusammenzog.

Hier erfuhren wir zum erstenmal Näheres über die Unterdrückung des Aufstandes in Moskau, die Zerstörung ganzer Stadtviertel durch die Geschosse, über das unter den Einwohnern angerichtete Blutbad und den Moskau in Ketten legenden Kriegszustand.

Der Telegraph fing wieder zu funktionieren an. Auf der Station Ob schickten wir Telegramme nach Hause, mit der Nachricht, daß wir kommen.

Es war Heiliger Abend. Nach wie vor wurde gräßlich gesoffen. Auf den Stationen schlugen die Soldaten die Stationsvorsteher und Maschinenführer, verfügten selbst

telephonisch über die Freihaltung der Geleise, verlangten die Signalstäbe, und wenn sie diese nicht erhielten, nötigten sie den Lokomotivführer, ohne dieselben zu fahren. In unserem Pullmannwagen froren wir entsetzlich. In der vorhergehenden Nacht, als draußen 38 Grad Kälte herrschten, war der Heizerjunge eingeschlafen, die Heißwasserleitung fror ein und die Röhren platzten. Aber einen anderen Wagen konnten wir nirgends bekommen.

Der fette Hauptmann, der Adjutant des Obersten, sah nachdenklich aus und seufzte.

„Morgen werden die Soldaten unseren Obersten verprügeln! Sie haben es mir heute gesagt. Die Leute sind aber auch wirklich in einer schlimmen Lage! . . . Der Oberst kann ihnen nur die Gebühren für diese Eisenbahnfahrt auszahlen; wegen des Restes ihrer Forderungen müssen sie sich an ihr Bezirkskommando wenden. Aber von der Station sind es oft zweihundert Werst bis dahin! Sie sagen: ‚Was? Sollen wir bei dieser Kälte zweihundert Werst zu Fuß gehen? Und uns von Schnee ernähren? . . .‘ Sie haben ja vollkommen recht! . . . Ich erklärte ihnen, daß dies nicht die Schuld des Obersten sei, — woher soll er das Geld nehmen, wenn er von der Regierung keines bekommt? — ‚Das begreifen wir wohl, aber wir werden ihn trotzdem verhauen. . . . Was ist denn das für eine Ordnung!‘ — Nun, was sollte ich mit ihnen machen?“ — Der fette Hauptmann wurde nachdenklich. — „Mich werden sie nicht anrühren. Mich haben sie lieb . . .“

Unser Reisegefährte, Hauptmann T., erhob schnell den Kopf und blickte dem fetten Hauptmann scharf in die Augen.

„Bitte, was soll das heißen?“ fragte er schneidend und nachdrücklich. „Sie kennen doch, denke ich, die Pflichten

eines Offiziers? Wenn der Oberst auch nur mit dem Finger berührt wird, so sind ich und Sie, als Offiziere, verpflichtet, ihn zu beschützen!"

„Ja, ja! gewiß! Was denn sonst?" stimmte eilig der fette Hauptmann bei und fügte beruhigend hinzu: „Sie werden ihn nicht schlagen, bloß beschimpfen."

Aber während der weiteren Unterhaltung versank er unerwartet in tiefes Sinnen und schwieg lange. Plötzlich verriet er seine geheimen Gedanken:

„Umsonst habe ich gestern meiner Frau meine Ankunft telegraphiert. Vielleicht werden sie mich morgen umbringen . . ."

Früh am andern Morgen, als es eben erst hell wurde, raffte der fette Hauptmann seine Sachen zusammen, und sein Bursche trug sie aus dem Wagen.

„Wohin?"

„Man kann ja hier vor Kälte nicht schlafen, meine Herren! Ich gehe zu den Soldaten in eine Tepluschka!"

Aber es war klar, daß der wackere Hauptmann seine Haut in Sicherheit bringen wollte . . .

Zum Glück ereignete sich nichts Schlimmes. Die Soldaten rührten den Obersten nicht an. Bald gab man uns einen neuen Wagen, und der Hauptmann kehrte zu uns zurück.

Unser Zug hatte eine enorme Länge; er bestand aus 38 Wagen. Er war jetzt fast leer, denn es befanden sich nicht mehr als fünf oder sechs Mann in einer Tepluschka. Man wollte ungefähr 15 Wagen abhängen, um den Zug zu erleichtern, aber wieder ließen sich die Soldaten nicht bewegen, ihre Tepluschken zu verlassen. Alle Ueberredungskünste waren vergeblich, und die fast leeren Wagen, die für

ihre Kameraden dort hinten so nötig gewesen wären, mußten so Tausende von Werst mitgeschleppt werden.

Von Kainsk an flogen wir fast ohne Aufenthalt wie rasend die ganze Nacht hindurch. Gegen morgen befanden wir uns schon in Omsk. Am Abend vorher waren drei schwer betrunkene Soldaten auf die Lokomotive geklettert und hatten den Lokomotivführer aufgefordert, die Maschine laufen zu lassen, was sie nur könne, sonst würden sie ihn von der Lokomotive herunterschmeißen. Als sie drei Stationen weit gefahren waren, fror es die Soldaten, und sie gingen in ihre Tepluschken zurück, erklärten aber dem Lokomotivführer zuvor, daß, falls er langsamer fahre als jetzt, sie wieder kommen und ihm mit einem Holzscheite den Schädel einschlagen würden.

Und bei allen Staffelabteilungen geschah das gleiche.

Ende Dezember kamen wir endlich in Tscheljabinsk an. Hier fühlte man zum erstenmal, daß das ersehnte, ferne Rußland, wohin man fast nicht mehr zu gelangen glaubte — schon nahe lag, gerade hinter dem Rücken des Urals.

Wir fuhren mit einem Postzuge weiter. Allein er ging nicht schneller als ein gewöhnlicher Güterzug, und durchaus nicht fahrplanmäßig. Uns voraus fuhr eine Staffelabteilung, und die Leute paßten scharf auf, daß wir ihnen nicht zuvorkämen. Auf jeder Station gab es Lärm und Streit. Die Stationsbehörde erklärte den Soldaten, daß der Postzug sie durchaus nicht aufhalten würde; aber die Leute wollten auf nichts hören.

Sie legten Schwellen vor unseren Zug, kuppelten die Lokomotive ab, kletterten zum Lokomotivführer hinauf und drohten, ihn ins Feuer zu werfen, falls er den Zug in

Bewegung setzen sollte. Die Offiziere der Staffelabteilung hetzten heimlich ihre Leute auf. Die Streiterei zog sich eine halbe, eine Stunde lang hin. Endlich fuhr ihr Zug unter dem triumphierenden „Hurra" der Soldaten als erster ab. Auf der folgenden Station wiederholten sich diese Auftritte.

Von der Militäreisenbahnverwaltung kam eine drohende Depesche mit dem Befehle, den Postzug genau nach dem Fahrplan abzulassen. Aber die Depesche änderte selbstverständlich nichts an der Sache. Bis kurz vor Samara fuhren wir hinter der Staffelabteilung her, und erst in Samara wurde der Echelon heimlich auf ein Seitengeleis gebracht, die Offiziere der Abteilung arretiert, und das Geleise für den Postzug frei gemacht.

Wir fuhren über die Wolga und befanden uns nun schon im wirklichen, echten Rußland.

Der Streik war vorüber. Ueberall zirkulierten wieder die Züge. Die Eisenbahn- und Telegraphenangestellten sahen finster, traurig und nachdenklich aus.

Der Freudentaumel der Freiheit war zu Ende. Der Katzenjammer begann. Durch den Kampf erschöpft, an Händen und Füßen gebunden, wurde das Vaterland von heftigen Konvulsionen erschüttert. Die Regierung begann Rache zu nehmen, und von allen Seiten erhoben sich blutigschwarze Wogen.

393

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

W. Weressájew

Bekenntnisse eines Arztes.

4. Auflage. (8.—10. Tausend.)

Preis geh. M. 2.—, in Lwd. geb. M. 3.—.

Jeder Gebildete sollte dieses Buch lesen!

Einige Urteile:

Peter Rosegger: „Der Verfasser erzählt mit erschütterndem Freimut seine Enttäuschungen, seine Mißerfolge, seine Verzweiflung an der Medizin und — seine Hoffnung auf sie. Das Buch ist eins der ernstesten, redlichsten und nützlichsten Werke, die je geschrieben wurden. Weressájew ist ein ganzer, ein guter und treuer Mensch. Aber er ist auch ein großer Schriftsteller; sein Buch ist glänzend geschrieben."

„Man mag mit ihm über diesen und jenen Punkt rechten, Hochachtung indes kann dem Verfasser niemand vorenthalten, ebensowenig als Bewunderung seiner großen schriftstellerischen Begabung, die sein Buch auf jeder Seite auszeichnet."

Pustet's Deutscher Hausschatz.

„**Ein Kunstwerk,** ein in rückhaltloser Offenheit gezeichnetes Seelengemälde. **Manche Kapitel** lesen sich in ihrer unbarmherzigen psychologischen Analyse **wie ein moderner Roman** und könnten fast unverändert in den Werken unserer zeitgenössischen Literatur Platz finden.

Rigaer Tagblatt.

„Das Buch ist für jeden Gebildeten von Interesse und von einem über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre weit hinausgehenden Wert."

Deutsche Medizinalzeitung. Berlin.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben

Neu herausgegeben von **G. Kuntze**

343 Seiten, mit 4 Porträts

Preis geh. M. 6.—; in Lwd. geb. M. 7.—; in Halbfranz M. 8.—

9. Auflage.

Die Memoiren enthalten des Interessanten genug, um ein Dutzend Romanbände damit zu füllen. Ja, es liest sich direkt wie ein Roman, wie ein ganz unglaublicher Roman jener Sorte, die sonst über die Hintertreppen geschmuggelt zu werden pflegt, was diese Fürstin von sich und ihrer Umgebung in ihrem Geheimbuche berichtet. — — — Dies Memoirenbuch ist ein kulturhistorisches Dokument, das mit einer Klarheit wie kaum ein zweites die halbwilden russischen Zustände des 18. Jahrhunderts beleuchtet.

Rudolf Herzog in den Berliner Neuest. Nachrichten.

Diese unzweifelhaft von der Hand der Kaiserin herrührenden Aufzeichnungen sind in ihrer Art ein klassisches Erzeugnis ihrer Gattung: ein menschliches Dokument, das die Entwicklung eines jungen, dürftigen, deutschen Prinzeßchens zur Amoureuse größten Stils und zu einem der mächtigsten Monarchen, die je auf Europens Thronen gesessen haben, ungefähr mit derselben Aufrichtigkeit schildert, die die Lebensbeichte des Bürgers von Genf weltberühmt gemacht hat.

Bühne und Welt.

Ein seltsam naives und aufregendes Buch, ein offenherziges Bekenntnis — — — — ein beinahe lasterhaftes Buch und doch ein Buch, das uns die geistige Größe einer Frau voll erfassen läßt: ein solches Buch sind die „Erinnerungen“ der Kaiserin Katharina, der „nordischen Semiramis“.

Bohemia, Prag.

Wer heute die Memoiren Katharinas liest, wer die Entwicklung ihrer Persönlichkeit unter dem Zwang der Verhältnisse begreift, wird bewundernd und erschüttert vor diesem gewaltigen Leben stehen.

Neue Hamburger Zeitung.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Erinnerungen eines Nihilisten

Von

Debogory-Mokriewitsch

Broschiert 5,50 M., gebunden 6,50 M., in Halbfranz 7,50 M.

Zweite Auflage

■ ■ ■

Deutsche Zeitung:

Es gibt kein besseres Mittel, um sich vom Intimen und Tatsächlichen der nihilistischen Bewegung, vom Gefängnisleben in Rußland, vom Treiben der Polizei, von den Exekutionen, Deportationen und Etappenmärschen nach Sibirien ein anschauliches Bild zu machen, als diese Erinnerungen zu lesen.

Neue Freie Presse:

Die vorliegenden „Erinnerungen eines Nihilisten" bieten in mehr als einer Hinsicht großes Interesse. Schon als rein persönliche Erinnerungen genommen, bilden die Aufzeichnungen **eine äußerst spannende Lektüre.** Aber der Schwerpunkt der Erinnerungen liegt in der **glänzenden Charakteristik der politischen Zustände und der revolutionären Bewegung in Rußland.**

Berner Bund:

Diese Memoiren geben eine äußerst spannende Lektüre. Aber selbst wenn man von der romantischen Seite der Erinnerungen absieht, so erfordern diese doch das **allergrößte Interesse gerade in unsern Tagen, wo aller Augen auf Rußland gerichtet sind.**

Neues Wiener Journal:

Dann kam die Flucht aus Sibirien. Hier häufen sich **die aufregenden Momente des Buches zu einer wahren Seelenfolter für den Leser. Man zittert mit dem Flüchtigen** bei den mannigfachsten Gefahren, und man glaubt, die Hetzjagd, welche von den Behörden auf Mokriewitsch gerichtet ist, gegen sich selbst ausgeführt zu empfinden.

Nord und Süd:

Das Buch ist lehrreich und spannend, vor allem aber **tief ergreifend.** Es gibt Jammer, für den man keine Worte findet, und solchen erwecken die Memoiren. Das Mitleid mit den Hunderttausenden von unschuldig Gemordeten erstickt selbst die Bewunderung für die ideale Begeisterungsfähigkeit der russischen Märtyrer.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Fürst Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Deutsche Ausgabe

Mit einem Vorwort von **Georg Brandes**

2 Bände; 44 Bg. mit 3 Porträts.

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

5. Auflage.

„Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder . . .

. . . Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein **Buch mit Ewigkeitswerten** . . ."

Felix Holländer in der „Nation".

„. . . Der Adel der Gesinnung, der aus den Memoiren spricht, ein Adel ohne jedes Pathos und ohne heroischen Aufputz, macht ihre Lektüre zum ungewöhnlichen Genuß, und wo die nüchterne Kritik nicht fehlt, auch zum außerordentlichen Gewinn. Niemand sollte es versäumen, diese geradezu **klassisch geschriebenen Memoiren mit Andacht zu lesen.**"

Neue freie Presse.

„Daß er ein unermüdlicher Kämpfer für die Revolution, daß er ein bedeutender Gelehrter war und ist, wußten wir schon lange. Jetzt aber hat er uns bewiesen, daß er auch ein feinsinniger Künstler und ein edler, guter Mensch ist, ein Mensch voll Milde und Herzlichkeit. — — Vor uns ersteht die Sittengeschichte jener Zeit, wie sie packender, treffender und plastischer kein Geschichtsforscher und kein Romancier gezeichnet hat."

Prager Tagblatt.

„In der Memoirenliteratur kann das vorliegende Buch einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen: denn der Verfasser hat wie kaum einer die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Rußland kennengelernt.

. . . Das ganze russische Volk hat hier einen Darsteller ersten Ranges gefunden."

Kölnische Zeitung.

Memoirenbibliothek

Magister Laukhards Leben und Schicksale

Von ihm selbst beschrieben.

Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

2 Bände, brosch. 11 M., geb. 13 M., in Halbfrz. 15 M.

Siebte Auflage

■■■

Julius Hart im „Tag":

Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, so dürfen wir von Magister Laukhard nicht schweigen! Er müßte in Erz gegossen auf dem Sockel des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar zu den Füßen der Großen sitzen ... Unmittelbarer, vollkommener und besser als es Hunderte und Aberhunderte abstrakte verallgemeinernde wissenschaftliche Darstellungen, Geschichts-Philosophien und Kulturgeschichten vermöchten, führen uns die Ich-Bekenntnisse eines Laukhard hinein in das Leben am Ausgang des 18. Jahrhunderts ...

Dr. Karl Storck im „Türmer":

Vor allem aber gehört diese Selbstbiographie zu den wertvollsten Büchern dieser Art in unserer gesamten Literatur ... Als kulturgeschichtliches Denkmal ist das Buch von unschätzbarem Wert.

Nationalzeitung:

Ein Buch, das den eigenartigsten Erzeugnissen der Memoiren-Literatur zugezählt werden darf. Laukhards Selbstbiographie wird ihn um Jahrhunderte überleben. Es gibt Bücher wie Taten, die nun einmal zur Unsterblichkeit bestimmt sind.

Deutsche Tageszeitung:

So darf man alles in allem dieses Buch als ein sehr wertvolles Quellenwerk für die Kultur-Geschichte des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Es darf fast als ein Unikum in der deutschen Literaturgeschichte gelten; jedenfalls wird es für jeden ernsthaften Kulturhistoriker einen unvergänglichen Wert beanspruchen.

Propyläen:

Laukhards Leben und Schicksale gehören unbedingt in die Literaturgeschichte als rückhaltsloses Bekenntnisbuch eines fesselnden Menschen.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Mark Twains
Humoristische Schriften.

Illustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 14.—, eleg. in Lwd. geb. M. 20.—.
Einzelne Bände kosten M. 2.50 brosch., M. 3.50 gebunden.

Gewöhnliche Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 10.-, eleg. in Lwd. geb. M. 13.50.
Einzelne Bände kosten M. 1.80 brosch., M. 2.50 gebunden.

Inhalt:

I. Tom Sawyers Abenteuer.
II. Huck Finns Fahrten.
III. Skizzenbuch.
IV. Leben auf dem Mississippi.
V. Im Gold- und Silberland.
VI. Reisebilder und Skizzen.

Neue Folge enthaltend die neuesten Schriften Mark Twains in 6 Bänden. Preis brosch. M. 11.—, eleg. in Lwd. geb. M. 17.—.
Einzelne Bände kosten brosch. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Inhalt:

I. Tom Sawyers Neue Abenteuer.
II Querkopf Wilson.
III. Meine Reise um die Welt. I.
IV. Meine Reise um die Welt. II.
V. Adams Tagebuch.
VI. Wie Hadleyburg verderbt wurde.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

DS
517
.9
S465
1908

Smidovich, Vikentiĭ
Vikent'evich
Meine Erlebnisse im
russisch-japanischen Krieg
7., unveränderte Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 12 02 05 015 0